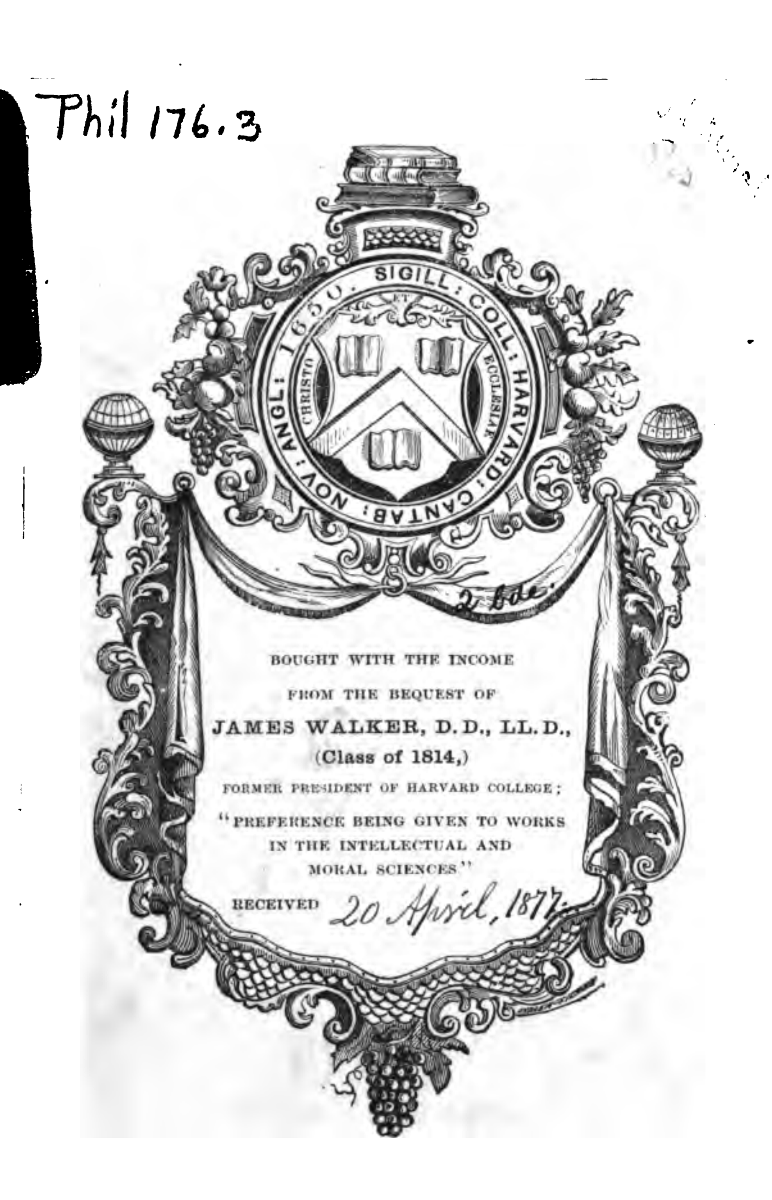
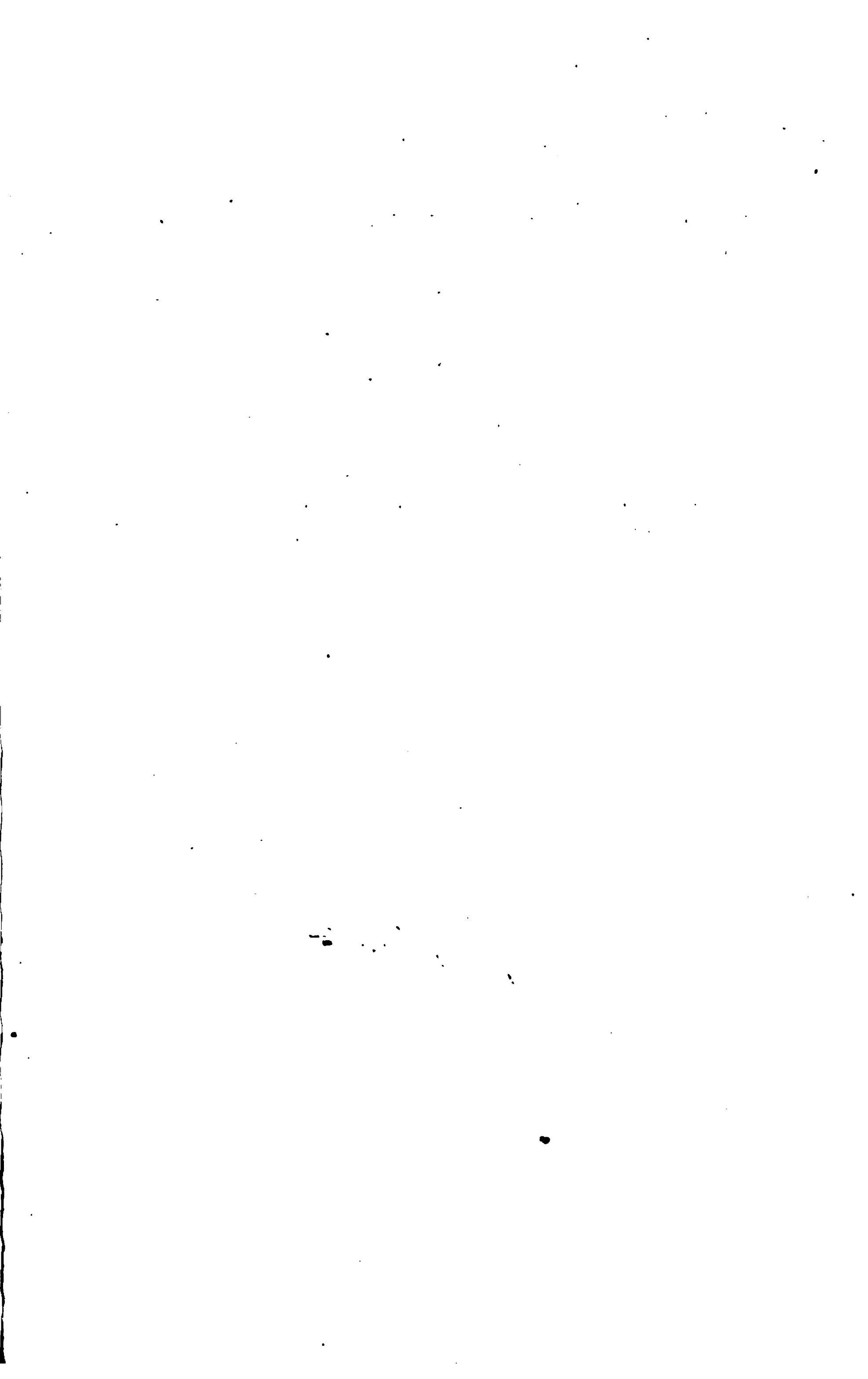



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
2 bde.
BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE BEQUEST OF
JAMES WALKER, D.D., LL.D.,
(Class of 1814,)
FORMER PRESIDENT OF HARVARD COLLEGE;
"PREFERENCE BEING GIVEN TO WORKS
IN THE INTELLECTUAL AND
MORAL SCIENCES"
RECEIVED 20 April, 1877.



Beiträge

zur

Charakterologie.

Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Erster Band.

Beiträge

zur

Charakterologie.

Mit

besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von

Dr. Julius Bahnsen.

Erster Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1867.

Ein Dankesopfer

meines Weibes Manen;

was sie geschaut,

in

der Begriffe Hülle

kleidend.

Vorrede.

Die Frage Quinctilian's: Numquid melius dicere vis, quam potes? konnte meine Zweifel beschwichtigen helfen, ob ich das vorliegende Werk so wie es einmal geworden ist der Oeffentlichkeit übergeben sollte oder nicht. Ich sagte mir nämlich: was du daran hättest besser machen können, konntest du nicht besser machen, weil du als Sklave des täglichen Brots auf diejenige Vollendung, welche allein auch dir selber hätte genügen können, verzichten mußtest, da es an jener stetigen Muße gebrach, bei welcher sich Unebenheiten des Stils und der ganzen Darstellung leichter vermeiden, als wie sich solche später mit nachträglicher Feile wegschaffen lassen.

Ein Theil seines Inhalts erschien zu Michaelis 1864 mit dem Programm der höhern Bürgerschule zu Lauenburg in Pommern unter der Bezeichnung „Pädagogisch-charakterologische Fragmente" und gleichzeitig in Separatabdruck unter dem Titel „Grundzüge zu einer Charakterologie mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen" (Anklam). Dieses Bruchstück führten damals nachstehende Sätze beim Leser ein:

„Wie die Psychologie als Hülfswissenschaft in den Dienst der Pädagogik und deren praktischer Ausübung tritt, so ist die Schule eine reiche Fundstätte psychologischer Beobach-

tungen, und als Erträge dieses fruchtbaren Wechselverhältnisses wünsche ich das zunächst Vorgelegte aufgenommen zu sehen. So kann es zugleich mitwirken zu einer Berichtigung landläufiger Ansichten über die Stellung der Seelenkunde zur Erziehungslehre, und insbesondere dem Irrthum entgegenarbeiten, als bringe eine Fülle unvergorenen casuistischen Materials oder ein platter Schematismus für bequemste Einrubricirung der Individualitäten den Lehrer sonderlich weiter in der Verfolgung seiner Zwecke. Klares Bewußtsein um die Schranken, innerhalb welcher allein von einer Einwirkung auf den Zögling überhaupt die Rede sein kann, ist ja die Vorbedingung für richtiges Anwenden der dabei zu Gebote stehenden Mittel. Und dies Thema einmal wieder zu erörtern, dafür liegt ebenso viel Anlaß vor in der häufig begegnenden Ueberschätzung der Macht, welche der Erziehungskunst wirklich innewohnt, wie in der zumeist durch solches Extrem provocirten Verkennung ihrer doch immerhin möglichen Erfolge. Oft genug geht der eine Unverstand unmittelbar in den andern über; dieselben Aeltern, welche anfangs geneigt sind, alle Verantwortlichkeit für das «Gerathen» ihrer Kinder der Schule oder dem in den verschiedensten Formen von außen her an dieselben herantretenden Beispiele zuzuwälzen, auch wol billig genug, sich selber wegen tausendfacher, kleiner oder großer, Versäumnisse anzuklagen, — ebendieselben verfallen später leicht voreilig in untröstliches Verzagen, das hoffnungsloser Gleichgültigkeit zum Raube wird, alles gehen läßt, wie es eben geht, und in stumpfer Resignation nun als ein unentrinnbares Schicksal hinnimmt und beklagt, was sich bei mehr Muth und Besonnenheit doch noch recht wohl zum Bessern wenden ließe.

„Wenn aber derartige Entmuthigung ihren nächsten Grund im Mangel an richtiger Würdigung derjenigen In-

dividualität hat, welche Object der Erziehung ist, so kommt nicht minder manchmal auch auf seiten des erziehenden Subjects eine Unsicherheit im Selbstvertrauen vor, welche in entsprechender Verkennung des Rechts der eigenen Individualität wurzelt; und auch solchen, welche dieser Gefahr ausgesetzt sind, wird die Charakterologie manches zur Ermunterung sagen können, indem durch sie ungerechten Selbstanklagen der Boden entzogen wird. Verständigen wir uns also zuvörderst über Wesen und Aufgabe dieser, hier zum ersten mal unter eigenem Namen auftretenden, Wissenschaft!"

Die Aufnahme, welche diese Probe fände, sollte entscheiden über die Herausgabe des Ganzen. Obwol aber die zu solcher ermunternden Stimmen mehr nur die pädagogische Seite daran im Auge hatten, so ist doch seitdem gerade diese in der Ausführung und letzten Redaction mehr und mehr zurückgetreten und mag nur noch als gelegentliche handwerksmäßige Verbrämung angesehen werden.

Ein Jahr später — im Herbst 1865 — war das Ganze druckfertig gemacht, wurde jedoch im Mai 1866 einer nochmaligen Revision von mir unterzogen und sollte gerade in die Druckerei gegeben werden, als der Ausbruch des Krieges neuen Aufenthalt brachte. Seitdem habe ich geglaubt mich jeder eingreifenden Aenderung enthalten, solches aber an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen zu sollen, um falscher Auffassung entgegenzuwirken, wenn es scheinen könnte, daß dies und jenes darin zeither von den Ereignissen widerlegt worden sei. Der Schwierigkeiten und der Ungunst der Verhältnisse war schon so genug gewesen und einem gewissenhaften Setzer die Arbeit ohnehin nicht leicht gemacht. Darum unterblieb das Eintragen nicht nur größerer Berichtigungen, sondern auch übersichtlicherer Eingangskapitel, wie ich sie sonst selber für ein paar Abschnitte würde gewünscht haben; und ich suchte mich bei dem

Gedanken zu beruhigen, daß die Zwischenzeit meine Anschauungen im wesentlichen nicht hatte erschüttern können, dieselben also wol auf besserm Grunde als dem einer bloßen Tagesmeinung stehen würden.

Am liebsten jedoch hätte ich dem Ganzen das Faustwort:

> Bilde mir nicht ein ich könnte was lehren,
> Die Menschen zu bessern und zu bekehren

zum Motto gegeben, um so am kürzesten Erwartungen, die ich nicht erregen wollte, vorzubeugen. Denn insbesondere würden sich alle diejenigen getäuscht finden, welche vermuthen möchten, es gebe in diesem Buch viel „praktische Winke", etwa gar eine Anleitung oder doch einzelne Vorschriften zum Unterrichten und Erziehen; und gerade über den Abschnitt, welcher von dem Modificabilitätsproblem und andern heikeln Dingen handelt und für welchen jenes Bekenntniß vorzugsweise gilt, werden die bloßen Praktiker urtheilen, er sei für ihre Bedürfnisse und Zwecke allzu skeptisch ausgefallen. Ebenso habe ich mich des Abschweifens zu direct legislatorischen Erörterungen enthalten, wiewol für die lex ferenda, z. B. künftiger Prüfungsreglements, sich implicite manch Postulat erheben wird, darauf gerichtet, daß nicht fort und fort das Allerungleichartigste nach einem und demselben Maße taxirt werde.

Uebrigens denke ich von diesem Buche, wie von allen andern auch: das Aufnehmen fremder Gedanken in unsere Lebensanschauungen und Maximen ist nur da ein lebendiges, wo es so unmerklich vor sich geht, wie die Assimilation der Leibesnahrung, wo also der Niederschlag aus der Lektüre so wenig wahrnehmbar „ansetzt", wie die Frucht unter dem Welken der Blüte; und nur wer wähnt, es sei auf ein Appliciren auswendig gelernter Regeln abgesehen, verkennt,

was alle pädagogische Theorie in den Verdacht gebracht hat, schlechthin unnütz zu sein. Für das selbstthätige Wachsthum der Geistesklarheit und somit für das unreflectirte Handeln bleibt darum nicht unfruchtbar, was beim Einzelfall allerdings nicht mehr als da oder dort empfangene „gute Lehre" vor dem Bewußtsein steht — der Gesammtheit unserer Intellectualthätigkeit kann es ja doch einverleibt sein, wie all der übrige Traditionsgehalt unsers Wesens. Wohl aber ist das allemal ein höchst bedenkliches Symptom, wenn uns sofort nach dem Hören oder Lesen einer Darstellung das Bewußtsein kommt: es sei nichts davon haften geblieben; denn das besagt: das Ganze sei aus bloßen Begriffsconstructionen aufgeführt; — weil nämlich nur das Anschauliche sich einprägt und als ein Ferment, das man „behält" und bei sich behält, fortwirken kann.

Solche Erwägungen mögen mich auch einer ausführlichern Apologie überheben, indem ich das Geständniß ausspreche, wie es mir nicht entgeht, daß ich durch den weiten Abstand zwischen den Behandlungsweisen meines Gegenstandes in den verschiedenen Abschnitten mich selber der Anklage ausgesetzt habe, es sei von mir eine ungleichmäßige Methode befolgt worden. Während einige sich an Stellen beschweren werden über eine abstruse Schwerfälligkeit in breiter Besprechung metaphysischer Fragen, werden andere meinen, man vermisse die schulgewohnte Form „speculativer" Wissenschaftlichkeit, wo die Diction geradezu rhetorisch gefärbt sei oder hinabsteige auf das Niveau eines nüchternen common-sense, etwa wie die Sprache der Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts. Ein Archivar für die Acta philosophorum wie R. Haym hält schon ein leeres Fach für mich parat: er wird ohne weiteres mich seinen „Theophrasten" (vgl. R. Haym, „Arthur Schopenhauer", Berlin 1864, S. 104, mit Anspielung auf ein von Scho-

penhauer selbst brieflich gegen Julius Frauenstädt *] gebrauchtes Wort) einreihen: — das von mir aufgebrachte Titelwort ist gar zu verlockend dazu. Den descriptiven Stücken wird man absprechen, was Lewes neuerdings das Visionäre am Schriftsteller genannt hat; den deductiven die logische Bündigkeit, und denjenigen, welche als ein mittleres Genre auch die Form der bloßen „Reflexion" nicht verschmähen, alle „wahrhaft philosophische" Tiefe bestreiten. Was soll ich dazu viel anders sagen, als mit

Herrn Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nichts anders an,
Als meinen Brüdern allen"?

Mit der Anlage wird allmählich sich schon befreunden, wer nur erst erkennen will, wie Inhalt und Darstellung immer concreter werden, je weiter die Betrachtung in das Besondere vorrückt. Und wenn man dann weiter in Betracht zieht, daß der Titel kein geschlossenes System, sondern nur Baumaterial verspricht, so läßt sich nicht füglich der Vorwurf erheben, ich hätte ein Stockwerk in Granit, ein anderes in Sandstein, ein drittes in Backstein, ein viertes als Fachwerk, ein fünftes als Holzbau aufgeführt und wol gar dem Ganzen noch ein Stück in Eisen- und Glasconstruction hinzugefügt. Dafür räume ich denn auch jedem solchen Leser, welchem nicht daran liegt, überall die Anknüpfungen an Frühergesagtes zu verfolgen, willig das Recht ein, nach seinem individuellen Geschmack „Auslese" zu halten in dem, was gerade ihn anziehen mag; — wollte ich doch manche Probleme nicht sowol lösen, als blos aufzeigen. Nur bitte ich alsdann, die Anmerkungen nicht unbesehens zu überschlagen; denn dieselben sind keineswegs, wie

*) Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. S. 498.

sonst wol, lediglich mit jenem „gelehrten" Ballast angefüllt, von welchem mancher vermeint, er könne ohne ihn dem Kiel seines wissenschaftlichen Fahrzeugs nicht den rechten Tiefgang und das richtig schwebende Gleichgewicht des untern Schiffsraumes geben.

Allein gerade Lesern von jener — daß ich so sage — laxern Praxis gegenüber wird vielleicht der ausgedehnte Gebrauch von Fremdwörtern einer Entschuldigung bedürfen, zumal in einer Zeit, wo Einschränkung desselben vielerseits zu einer nationalen Pflicht soll gemacht werden. Aber weder bin ich der Meinung, daß wir unsere Muttersprache schänden, wenn wir unsere Fähigkeit zu feinern Unterscheidungen nicht unbenutzt lassen, indem wir entweder von auswärts entnehmen, was uns daheim bei allem Reichthum versagt ist, oder, den Vertretern einer prüden Schulsprache zum Trotz, nicht verschmähen, was in dem Bereich der Provinzialismen und anderer nicht salonfähiger Ausdrucksweisen an derbern Auskunftsmitteln sich uns darbietet, um Dinge beim rechten Namen zu nennen, denen ihre Natur keinen Anspruch auf zart ästhetische Behandlung verleiht; noch halte ich es für ein billiges Ansinnen, daß jemand unberechtigter Volksthümlichkeit zu Liebe sich schärferer Bezeichnungen entschlagen solle, blos damit diesem und jenem ein oberflächliches Verständniß erleichtet werde; denn im allgemeinen wird man doch ernsten Leuten zutrauen müssen, sie hätten allemal ihre guten Gründe dazu gehabt, wo sie dem Fremden und Ungewohnten vor dem Einheimischen und Gewöhnlichen den Vorzug gegeben haben. Dennoch will ich hiermit Indemnität nachgesucht haben für alle die Fälle, wo dahin zu befinden sein sollte, daß nichts als eine gewisse Bequemlichkeit im Beibehalten des gerade mir zufällig Geläufigsten zur Abweichung von sonst Ueblicherm mich verleitet habe.

Unversöhnlicher Abgunst oder unüberwindlicher Gleichgültigkeit wird freilich dieses Buch begegnen bei allen jenen „Gesunden", die sich ihres Glücklichseins schier als einer Tugend rühmen und mit ihrem Naserümpfen unsere Satire provociren, während sie als praktische und „realpolitische" Leute verrathen, welcher Art das „Glück" sei, das sie sich und andern bereiten wollen, erkauft um alles Edle, was die Menschenbrust bewegen kann, mit der schnöden Zumuthung: iß und trink, liebe Seele, denn alles andere ist Thorheit!

Nur weil es dennoch auf Erden viel zerschlagene Herzen gibt, läßt sich auf einige Empfänglichkeit rechnen für Resultate eines vielgehetzten Lebens, und solche wiegt für das Gemüth mehr denn jede Anerkennung derselben als einer blos geistigen Leistung.

Von dem, was sonst noch in Vorreden gesagt zu werden pflegt, enthält die Schrift selber an geeigneten Orten das Nöthige über meine Stellung zu Vorgängern und Meistern. An eine besondere Klasse von Lesern habe ich in conscribendo nicht gedacht, und die Frauen nicht ausdrücklich abzuschrecken, dazu gab der zufällige Umstand mir den Muth, daß gerade solche des Buches Entstehung mit freundlichem Antheil begleitet haben — der tiefern Beziehung hier nicht zu gedenken, welche die Widmung ausdrückt.

Zwar weiß ich wohl, wie gerade eine außer den Parteien stehende Objectivität leicht viel Gegner und nicht viel Anhänger verschafft; dennoch lebe ich der Hoffnung, daß was ich hier zu bieten habe so wenig der Freunde wie der Feinde Zahl vermindern werde, und deshalb ergeht meine Einladung an beide gleich unbefangen: „Nehmt es hin!"

Lauenburg in Pommern, im Februar 1867.

Dr. Julius Bahnsen.

Inhalt des ersten Bandes.

Die nächsten Mischungen.

Die Imputabilitätsfrage
und
das Modificabilitätsproblem.

Die Communionsprovinz.

Die Energiegrade
und
was damit zusammenhängt.

Einleitung.

Begriff und Umfang der Charakterologie.

Als eine „Phänomenologie des Willens“ hat die Charakterologie den Willen als in Individualitäten überhaupt erscheinenden kennen zu lehren. Insofern ist sie eine descriptive Wissenschaft und kann sich auch auf Betrachtung der gesammten Thierwelt ausdehnen. Als Theil der Anthropologie beschränkt sie sich auf Analyse der Persönlichkeit und fällt mit bestimmten Abschnitten der sogenannten Psychologie im engern Sinne zusammen. Sie kann dabei so wenig wie irgendeine andere philosophische Disciplin der metaphysischen Grundlage entrathen, und so oft sie sich auf diese zurückbezieht, muß sie deductiv verfahren. Deshalb ist von jedem Versuch, sie systematisch darzustellen, ein Ausweis darüber zu verlangen, auf welche metaphysische Voraussetzungen er sich zu stützen gedenkt; auch schon darum, weil nur in der Anlehnung an eine bereits feststehende oder in der Rechtfertigung einer neu aufgestellten Terminologie sichere und volle Verständlichkeit die nöthigen Garantien findet. Indem also die hier gelieferten Beiträge auf dem von Arthur Schopenhauer gelegten Fundamente Fuß fassen, setzen dieselben im ganzen eine Bekanntschaft mit dessen Lehre und Ausdrucks-

weise voraus. Insbesondere ist es das Problem vom lebendigen Verhältniß zwischen Wille und Motiv, dessen Lösung darin gefördert werden soll; und schon hieraus erhellt, daß zwar die reine Erkenntnißlehre — Dianoiologie — sowie die eigentliche ästhetische Theorie von unserer Wissenschaft ausgeschlossen bleibt, nicht aber überhaupt die Beschäftigung mit dem Intellect und seinen Eigenschaften; denn soweit diese das Gepräge der Individualität mitbestimmen, fallen sie auch unter jenes Problem, und das Vorwiegen der einen oder andern Intellectualfunction auf deren Connex mit dem Willenskern zurückzuführen, macht gerade eine der Hauptaufgaben der Charakterologie aus, mit welcher sich die Modificabilitätsfrage in wesentlichen Stücken aufs innigste verbindet, sodaß es zugleich diese Seiten sein werden, an welche sich vorzugsweise das Interesse des Pädagogen als solchen knüpfen muß.

Liegt es nun dem ersten, daß ich so sage, allgemeinen Theil der Charakterologie ob, die Grundformen und Grundstoffe, welche den individuellen Charakter constituiren, zu klassificiren, so wäre eigentlich in diesen auch eine Feststellung in Betreff der intellectuellen Anlagen aufzunehmen — nach Ueberwiegen je 1) des Verstandes; 2) der sinnlichen Anschauung; 3) der Einbildungskraft; 4) der Phantasie, als der Geburtsstätte der platonischen Ideen; 5) der Vernunft, als Vermögens der Begriffe oder des abstracten Denkens; 6) des Gedächtnisses, als der Aufbewahrungsfähigkeit für Begriffe, im Unterschiede von der Erinnerung, u. s. w. Allein einerseits ist eben hierfür eine Verweisung auf die Vorgänger am ehesten zulässig, und andererseits wird hierzu Gehörendes entweder schon in der Einleitung zur Sprache kommen, oder es wird Sache des zweiten, „besondern“, Theils sein, das einschlagende Material je an seinem Orte zu verarbeiten; ebenso wie es diesem überlassen bleibt, die nach ihren Objecten sich differenzirenden Specialneigungen, sammt idiosynkratischen Sympathien und Antipathien, Liebhabereien oder Gelüsten und Aversionen,

in Erwägung zu ziehen. Es hat nämlich der besondere Theil, demgemäß mehr constructiv verfahrend, zu seinem Object die Mischungen und Mischungsverhältnisse, in und nach welchen jene formalen und materialen Elemente zu einer Individualität zusammentreten.

Somit gewissermaßen zugleich morphologischer und ätiologischer Natur, ist die Charakterologie sehr wohl geeignet, ein Bindeglied zwischen rein psychologischer und ethischer Betrachtungsweise herzustellen.

Wie der Pädagogik, so hat sie auch der Criminalistik und Psychiatrie die Prolegomena zu liefern und darf sich gelegentlich der Abschätzung der sittlichen Dignität ihrer Thatsachen nicht entziehen, wenngleich streng zu unterscheiden bleibt, ob ein gegebenes Prädicat charakterologisch, d. h. auf das handelnde Individuum selber, oder nur als auf eine Einzelhandlung bezogen zur Anwendung kommt; denn aus letzterer ist der Schluß auf ersteres ohne Mitberücksichtigung sämmtlicher charakterologischer Factoren und der determinirenden Motive allemal voreilig. Wir können z. B. in einem besondern Fall jemands Benehmen eigensinnig nennen, sind aber darum noch nicht ohne weiteres berechtigt, Eigensinn für ein Merkmal seines Charakters auszugeben.

Entsprechend nun der angekündigten Absicht, an allen Punkten den pädagogischen Nutzanwendungen die Perspective freizuhalten, mag sogleich die nähere Begründung des Rechts der Charakterologie auf dem Wege der Induction ihre Belege ebenfalls vom Felde der pädagogischen Erfahrung auflesen.

Inductorische Vorbetrachtungen.

1. Widersprüche in den Aeußerungen der Individualität.

Mit noch größerer Sicherheit als womit Leibniz behaupten durfte, daß in allen Wäldern nicht zwei Blätter

einander völlig gleichen, läßt sich sagen, daß unter allen Menschen, die je gelebt haben, jetzt leben oder einst leben werden, nicht zwei einander schlechthin gleich sind; — mit noch größerer, weil, abgesehen von der geringern Wahrscheinlichkeit, welche für solche absolute Gleichheit die kleinere Anzahl menschlicher Individuen bietet, die Merkmale, die diese Gleichheit constituiren müßten, ungleich mannigfaltiger sind beim Menschen als beim Blatte. Es gibt ja nichts Oberflächlicheres als das Einreihen der Menschen in so unbestimmte Kategorien, wie gut und böse, klug und dumm, schwach und stark u. dgl. m.

Aber seltener pflegt bedacht zu werden, daß schon im Knaben-, ja im Kindesalter diese Diversität sich kundgibt, daß auch kein Säugling, kein Zwilling dem andern in allen Stücken gleich ist; und doch bedarf es weder des Mikroskops, das uns vielleicht erst die Verschiedenheit zweier Blätter vor Augen legt, noch der Schäferweisheit, die jeden Hammel der eigenen Heerde vom andern unterscheidet, sondern nur des liebevollen Eingehens auf die kleinsten Aeußerungen des Kindeswesens, um zu erkennen, daß zwar das sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant sein volles Recht behält, aber die puerilia jedes einzelnen im Detail gerade ebenso sehr nur sich selbst gleich sind, wie die pueri selber, einer im Vergleich zum andern. Und eben solange als wir beim Kinde noch auf eine Deutung seiner symbolischen Zeichensprache angewiesen sind, solange also auch Fälschung in seiner Weise, sich zu geben, durch absichtliche Verstellung noch nicht möglich ist, und Convenienz oder „Anstand" gewisse Gewohnheiten noch nicht zur „zweiten Natur" gemacht haben: gerade so lange läßt sich, sogar ohne besondere Geschicklichkeit und Erfahrung, aus dem ganzen mimischen und sonstigen körperlichen Gebaren desselben ein ziemlich sicherer Schluß aufs Innere — zumal das Temperament und die ethische Anlage — ziehen.

Doch möchten wir uns nicht verirren in die Finessen der baby-education, welche neuerdings dem Pedantenthum

so breiten Tummelplatz eröffnet hat, sondern beschränken uns bei vorläufiger Exemplification aufs Knabenalter und auf einen Blick in die erste die beste Schulstube, der schon überreichliche Ausbeute gewähren wird.*)

Da sitzt gleich der „Träumer" neben dem „Windhund" — beide hat der Lehrer in seine Nähe gerückt, den einen zu gelegentlicher Aufrüttelung, den andern, um nöthigenfalls der Zerstreutheit und ihren Folgen zu wehren. Wie aber, wenn wir dieselben Knaben dann auf dem Spielplatz wiedersehen und doch kaum wiedererkennen, weil hier aus der „Schlafmütze" ein „Ritter ohne Furcht und Tadel", aus dem ewig „Spielerigen" ein feiger Duckmäuser geworden ist? Oder wir hospitiren bei einem Collegen und sind voller Verwunderung, unsern durch Regsamkeit und Eifer ausgezeichneten Liebling auf der untersten Bank in dumpfer Theilnahmlosigkeit hinbrüten und unter unablässigem Tadel mürrisch und verdrossen zu sehen, während derselbe Junge, der von uns als unverbesserlicher Faulpelz, „zu allem Guten träge", täglich Schelte bekommt, strahlenden Auges, im Vollgefühl soeben empfangenen Lobes ob bester Leistung, aufhorcht und sich noch extra der längstersehnten Stunde freut, wo er auch vor uns in günstigerm Licht sich zeigen könne. Welcher Lehrer kennt sie nicht, die unerquicklichen Debatten der Versetzungs- und Abiturientenprüfungs-Conferenzen, wo über das Plus hier und das Minus dort fast unvermeidlich ein Feilschen entsteht, solange nicht die individualisirende Gerechtigkeit durchdringt, stark genug, um den Egoismus zu überwinden, der gerade nur

*) Auf das frühere Kindesalter zurückgreifend hat Scheibert in einem Vortrage, „Der Kern der Erziehungsfrage", den das Langbein'sche Pädag. Archiv, 1865, mittheilte (derselbe ist später auch als Separatabdruck im nämlichen Verlage erschienen), mit überaus ansprechender Individualisirung eine Reihe von Gegensätzen vorgeführt, wie sie schon in den ersten Lebensjahren zu Tage treten; a. a. O., S. 562—565.

das eigene Fach für voll und entscheidend will gelten lassen? — Welches Mitglied eines zahlreichern Lehrercollegiums wäre nicht schon erstaunt, wenn auch bei Festsetzung der Censur über das Betragen der einzelnen die Urtheile zuweilen so weit auseinandergehen, daß von dem einen derselbe Schüler als Muster der Bescheidenheit gepriesen wird, den der andere als störrisch charakterisirt? Da beruhigen sich denn wol die Vertreter des mittlern Urtheils bei der Annahme: jener habe „verzogen", wo dieser nicht „richtig zu nehmen" verstanden — und die wahren Gründe solcher Differenz liegen doch noch viel tiefer. Man braucht dafür gar nicht einmal zurückzugehen auf die räthselhaften Motive unerklärlicher Sympathien und Antipathien — obwol auch solche Geheimnisse mit hineinspielen — und darf sich ebenso wenig beruhigen bei einer Berufung auf die Macht vorgefaßter Meinungen: die entscheidenden Factoren fallen dabei meistens in Gebiete, an welche zunächst niemand denkt, der sich solche Fragen nicht ausdrücklich als Problem gestellt hat.

Die Schablonirsucht ist eine weiter verbreitete Krankheit, als man gemeiniglich sich und andern zugestehen will; ihr untrüglichstes Symptom der alle Tage vernommene Stoßseufzer: „wie haben wir uns doch in dem und dem getäuscht!" und das wird nicht anders werden, weil die große Menge der Richtenden niemals aufhören wird, mit einer unglaublich kleinen Anzahl von Begriffen als unbiegsamen Maßstäben zu hantieren. Wer als gereifter Mann und gereiften Männern gegenüber so leicht mit seinem Verdict fertig ist, wie will man von dem erwarten, er werde Knaben gegenüber, an denen doch all die ins Auge zu fassenden Kennzeichen gewöhnlich erst in wenig sichtbaren Keimansätzen vorhanden sind, mit mehr Unterscheidungsgabe, d. h. gerechter verfahren? Wer selber wenig oder nichts Markirtes an sich trägt, wo sollen dem die Fühlfäden hervorwachsen, mit welchen er zart und leise die Falten und Fältchen fremden Wesens betasten könnte?

Wer selber bis ins Schwabenalter ein ewig grüner und ewig glatter Frischling bleibt, woher soll dem das Verständniß kommen für die Natur eines Knaben, um dessen Mundwinkel schon die Spuren zucken von jener Physiognomie, die ihm einst das Aussehen des Zerlebtseins geben muß? In so etwas findet dann wol der ungeduldige Nichtkenner eitel Trotz und Selbstgefälligkeit, während der achtsam Lauschende durch die harte rauhe Kruste das Zittern eines im tiefsten Innern weichen und nur durch Scheu verschrumpften Gemüths vernimmt und eben vermöge dieses Verständnisses sich dessen ganze Liebe gewinnt.

2. Ueber Fülle der Individualitäten, namentlich durch Abweichungen vom Mittelmaß, besonders in intellectueller Richtung.

Damit ist natürlich nicht in Abrede gestellt, daß es auch gewisse mehr oder minder feststehende Grundtypen gibt, deren Erscheinungsweise weniger widerspruchsvolle Momente enthält. Aber auch die Zahl dieser pflegt viel zu rasch abgeschlossen, die vorwaltenden Gegensätze viel zu weit gefaßt, die Nuancirungen durch viel zu wenig Farben und Schattirungen verfolgt zu werden. Was an einer Individualität nicht ohne Ueberschuß und Deficit hineinpaßt in den Rahmen mitgebrachter Forderungen, ist namentlich denen ein Greuel, die sich gern der eigenen „Gesundheit" rühmen, und die vorher am Object aufgezeigten Widersprüche verlegen sich alsdann gern in die Beurtheilung, welche das Subject aufstellt. Man verlangt z. B. Tüchtiges und Solides; aber sobald dies kaum merklich einen Beigeschmack von „Altklugheit" oder gar „Philisterhaftigkeit" angenommen, findet es auch keine Gnade mehr vor den Augen des, selber von „Frische" strotzenden, Richters. Man will, daß der angehende Jüngling „etwas auf sich halte", point d'honneur habe; aber sobald solches

Selbstgefühl unbequem wird, sei es gegen Mitschüler oder Lehrer, beschwert man sich über Unverträglichkeit, oder es heißt: „der Junge ist unausstehlich empfindlich“. Man stellt an die Spitze des Sittencodex für die Schule den Satz: „Fleiß ist die Cardinaltugend des Schülers!“ Aber wenn einer im emsigen Sammeln und Zusammenstoppeln kein Maß finden kann, wird solch traurige Parodie des Schiller'schen „Genie d. h. Fleiß“ auch nur mit achselzuckendem Bedauern bespöttelt. Was anders liegt hierin, als das Verlangen, daß mit freier Selbstthätigkeit nach individuellem Beruf gelernt werden solle? — aber gleichzeitig sollen die Fortschritte mit der Elle meßbar, in allen Gegenständen das „Pensum“ angeeignet sein. Jeder Fachlehrer nimmt eben als solcher für seine eigene Person das non omnia possumus omnes in Anspruch; aber wehe dem armen Burschen, der das Unglück hat, gerade für diesen Gegenstand weder Neigung noch Begabung zu besitzen — und Hegel sagt: „jeder kann ein dieser sein“; so kann das: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders!“ hierbei auch jedem begegnen. — Wenn aber gar eine Erinnerung an die einst selber in allen Fächern prästirte Durchschnittsleistung (zum Glück ist ja der Ausweis darüber geführter Protokolle gewöhnlich nicht gleich zur Hand) solche Forderung unterstützen will, dann liegt der Verdacht sehr nahe, der warme Verfechter der Mittelmäßigkeit plaidire in propria causa. — Daß von der hiernach zu fordernden Erweiterung des sogenannten Compensationssystems für Prüfungen der Aufsatz in der Muttersprache stets unberührt bleiben muß, beruht im letzten Grunde gerade auf der Unersetzlichkeit der Individualitätsentwickelung, welcher hier das Wort geredet werden soll. Mag immerhin Börne suo jure sich darüber lustig gemacht haben, daß man bereits von Knaben und Jünglingen „Stil“ verlange, da die wenigsten Männer einen hätten — die Geltung des le style c'est l'homme même steht dennoch nicht ganz außerhalb der Schulzeit; ist der Stil „die Physiognomie

des Geistes", so muß sich der Stil des Knaben und Jünglings zu dem des einstigen Mannes genau so verhalten, wie die noch nicht fest gewordenen Gesichtszüge der Jugend zu den ausgeprägten Mienen des reifern Alters. Und wie es Gesichter gibt, denen man mit größter Zuversicht das Prognostikon stellen kann, sie werden zeitlebens schal und fade bleiben, und andere, in denen schon alle Schärfe reichern Erlebens präformirt ist: so bleibt dem Auge des Kundigen nicht lange verborgen, ob dieser und jener Schüler einst einen Stil haben werde oder nicht. Dabei ist der Regel nach denjenigen die günstigste Prognose zu stellen, welche zur Pubertätszeit wacker „mit der Sprache ringen" und sich wie Maulwürfe so tief in ihre Vorstellungsgänge einwühlen, daß sie den Weg zur lichten Klarheit nicht gleich zurückfinden können: sie bilden den vollen Gegensatz zu jener Art von kurzathmigen Geistern, denen gleich „die Luft ausgeht", sobald man einmal mit ihnen die Taucherglocke betreten möchte, ohne welche die Schätze der Tiefe sich nicht heben lassen.*) Einige von jenen gelangen frei-

*) Daneben jedoch gibt es einen andern modus cogitandi, den man auch als eine Art geistigen Asthmas bezeichnen möchte, der aber, sowenig wie das körperliche Asthma immer Lungenschwäche, keineswegs allemal Schwäche der Denkkraft indicirt; vielmehr widerstrebt derselbe nur dem raschen Wechsel der Vorstellungen und gewissen Abbreviaturen eines bündigen Schlußverfahrens; für kein noch so schwieriges Problem fehlt ihm das Verständniß, die „Fassungskraft"; nur will er Zeit haben, sonst beklemmt ihn das Gefühl, nicht „mitkommen", nicht „Schritt halten" zu können; das trippelnde Vorwärtsschreiten ist ihm aber auch zuwider; er setzt zwar nur langsam einen Fuß vor den andern, aber nicht in kurzem Abstand, sondern weitausholend und mit Nachdruck; er bietet in rein intellectueller Beziehung das Seitenstück zu dem, was wir später als Form des Phlegmatikers c und Anämatikers c kennen lernen werden, und wird sich oft genug, wo nicht gar immer, mit einer dieser beiden Temperamentsbestimmtheiten zusammenfinden. Am übelsten sind diese armen kurzathmigen Geister und Charaktere daran, wenn das Leben sie zusammenkoppelt mit den „Hibbeligen" (trepidi) — mit jener Klasse von Leuten,

lich niemals wieder an die sonnenhelle Oberfläche*), doch versprechen sie in der Jugend alle, einst als Köpfe mit mehr oder weniger philosophischem Anflug sich zu bewähren, und dürfen, beiläufig bemerkt, den Lehrer veranlassen, hin und wieder absichtlich eine Denkaufgabe als Thema zu stellen, deren Bewältigung Schülerkräfte eigentlich übersteigt:

> Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
> Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.

Dagegen läßt die Wasserhelle des Ausdrucks in der genannten Periode Verharren im Seichten für alle Zeiten erwarten. Neben diesem Gegensatzpaar der Schwerfälligkeit und Gewandtheit steht als toto genere davon verschieden

---

die nichts von ruhiger Stetigkeit wissen und sich unter „Fleiß" ein athemloses Getreibe vorstellen, welches wie ein Intermezzo das bequeme Nichtsthun unterbricht, damit nur das Obliegende beschafft werde. Dann geht es an ein Rennen und Jagen und Ueberstürzen — nach der Uhr soll alles fertig sein; ob physisches und psychisches Befinden eben jetzt Einspruch erheben möchten, danach wird nicht gefragt — zu jeder andern Zeit hat man Zeit zum Faulenzen — man fühlt und geberdet sich als den Sklaven seiner eigenen Arbeit, — carikirt den Stoiker und richtet, wenn auch unbewußt, zuweilen Unheil an, welches keine Zukunft mehr auszugleichen vermag. Wahrhaft Befriedigendes aber wird auf diesem Wege nirgends zu Stande gebracht, denn alles, was so ausgerichtet wird, behält das Gepräge des Ueberhasteten. Ein solches Thun bleibt segenlos, weil es seelenlos, d. h. nicht vom innersten Geiste herausgetrieben ist, eine bloße Rührigkeit der Glieder, das entschiedenste Gegenstück zum still stetigen Schaffen wahrhaft tüchtiger Naturen. (Vgl. auch Leben und Schriften des M. J. Fr. Flattich, von K. Fr. Ledderhose, 4. Aufl., S. 86; 205 fg. und 444: über Sommer- und Winterobst; und S. 347 fg. und über Ingenia tarda, coll. S. 438.)

*) Zu ihnen dürfte ein Herbart zu zählen sein, der mit eifrigem Forschersinn zwar die Probleme aufzuwühlen weiß und in deren entlegenste Seitengänge sich vertieft, aber keins zu einer befriedigenden Lösung führt, weil bei ihm jeder Stollen nur weiter in den nächsten, nicht zurück nach aufwärts leitet, während gerade hierin sich Schopenhauer's Größe offenbart.

das der Armseligkeit in Worten und Gedanken und des Phrasenreichthums. Letzterm Paare fehlt gänzlich was dem erstern gemeinsam, aber in verschiedenen Graden der Quantität und Intensität, eigen ist: das Vermögen der Intuition, jenes innere Schauen (nicht blos abstracte, superficielle Begreifen i. e. Betasten) der Vorstellungen, welches auf seiner höchsten Stufe die Phantasie als künstlerisches Vermögen, die Perception der platonischen Ideen ausmacht. — Angeschautes aber ist das einzige, was dem Kopf wirklichen Inhalt gibt — bloße, von der Anschauung nicht garantirte Begriffe sind nur Hülsen und als solche leer.

Das ist schon tausend- und aber tausendmal ausgesprochen, also ein herzlich trivialer Satz — und dennoch scheint noch niemals rechter Ernst damit gemacht, ihn wirklich der Eintheilung intellectueller Anlagen zu Grunde zu legen und aus ihm didaktische Folgesätze in aller Strenge der Consequenz herzuleiten. Im Gegentheil: eine ganze Reihe gesetzlicher Institutionen beruht auf der Nichtachtung desselben. — Selbst die Elementarschule, welche seit Pestalozzi mit ihrem sogenannten Anschauungsunterricht ihm gerecht zu werden schien, war unleugbar auf den Abweg gerathen, die gewonnenen Anschauungen wieder zu Begriffen zu verflüchtigen; und was das intuitive Vermögen wecken, üben und bilden sollte, ist auf dem Wege jener Sublimation, oder recht eigentlich trockenen Destillation, ausgemündet in abstracte „Denkübungen". — So vollständig wie das Gymnasium konnte sie aber der extremen Einseitigkeit nicht anheimfallen, weil ihr ein Gegengewicht blieb in Bildungsfactoren von unzerstörbar sinnlicher Natur. Keineswegs jedoch ist den Gegnern der Gymnasialbildung einzuräumen, daß es deren Fundamente wesentlich sei, zu rein formalistischer Methode verurtheilt zu bleiben. Wahrlich, die Griechen, — dies Volk reinster, klarster und vollster Anschauung! — haben es am wenigsten zu verantworten, wenn man ihre Geistesschöpfungen misbraucht zu Exercitien der Abstraction; aber nicht einmal den Römern

mit ihrem Subsumtions- und Subordinationsgenie in Recht, Sprache und Kriegswesen fällt der Fehlgriff zur Last, wenn von ihnen mehr für Logik, als für praktisch-nüchterne Verständigkeit soll gelernt werden. Was können sie dafür, daß philologische Schulmeister ihren abstractesten und allerunpraktischsten Schädel — den Ehren-Tullius — zum Geistesreck, man weiß kaum, soll man sagen: erhöht oder erniedrigt haben? — was gar für die Summe der Thorheit, nach welcher die Fehlerzahl lateinischer Extemporalien zum Sprit- und Espritmeter für die ingenia unserer Gymnasiasten gewählt worden? Wie gründlich verkehrt dies ist, ließe sich nur nachweisen auf weiten Umwegen durch das sprachphilosophische Terrain — hier kommt es nur darauf an, eine Warnungstafel aufzurichten vor jener zweischneidigen Ungerechtigkeit, welche in demselben Maße die intuitiv Begabten zurücksetzt, wie sie die „schlagfertig" improvisirenden Mosaikarbeiter bevorzugt, deren Musivsteine die memorirten Paragraphen ihrer lateinischen Grammatik sind. Und weil anderswo *) von uns versucht ist, nach Anleitung und Maßgabe der von Schopenhauer „zu Ende gedachten" Dianoiologie Kant's den „Bildungswerth der Mathematik" auf seinen Baarbestand zu reduciren, so sei hier nur constatirt, daß die Kehrseite des obenangegebenen Wechselcurses Protest erhebt gegen die Meinung: die Mathematik könne als die Wissenschaft der reinen Anschauung das richtige Complement hergeben zur anschauungslosen Grammatik. Vielmehr sind in der Mathematik excellirende Köpfe die Milchbrüder der besten Extemporalienschreiber — und weil bei beiden das formale Gedächtniß das gute Beste thun muß, so gesellen sich ihnen meistens noch die Helden der historischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Nomenclaturen zu, während die einfachste Probe der Intuitivtalente die Physik und Che-

*) In der Schulzeitung für die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, 1857, Nr. 21, 25 und 26.

mie sein werden (soweit deren Inhalt nicht in mathematische Formeln aufgeht, sondern Causalitätsverhältnisse vorführt), eine reichere aber an der Auffassung des pragmatischen Zusammenhangs in der Geschichte sich machen läßt, deren Charaktere endlich nur dem nachschaffenden Dichtersinne sich erschließen.

Damit sind bereits Marksteine für einige Gruppen von Individualitäten fixirt. Sehen wir jetzt zu, wie schon hierfür Coëfficienten charakterologischer Natur im engern Sinne mit in Betracht kommen.

3. Vorläufiges über den Zusammenhang zwischen den intellectuellen und den direct dem Willen angehörenden Elementen der Individualität.

Es sind, wie schon S. 2 angedeutet werden mußte, die intellectuellen Merkmale einer Individualität mitnichten so losgetrennt von der Kerngrundlage der ganzen Persönlichkeit, dem Willen, daß jede beliebige Mischung beider Bestandtheile denkbar wäre; — und dies mag um so mehr hier prononcirt werden, je mehr der Urheber der Philosophie des Willens aus andern Gründen sich veranlaßt fand, die Sonderung der Welt als Wille und als Vorstellung so scharf durchzuführen, daß zwischen beiden ein nicht zu vermittelnder Dualismus zu klaffen scheint. Vielmehr empfiehlt es sich, dem Brückchen nachzuspüren, welches durch „das Wunder κατ' ἐξοχήν" wollendes und erkennendes Subject in ein „Ich" verbindet, und die Stellen aufzusuchen, wo der Intellect dem Willen als die höchste Blüte seiner „Objectität" entkeimt.

Es gibt ja doch unverkennbar Grenzgebiete zwischen beiden Seiten der Individualexistenz, welche beiden gemeinsam sind: dahin gehören der Wissenstrieb (von der Neugier bis zum metaphysischen Bedürfniß) und jeder Act der Aufmerksamkeit, dahin auch die Erinnerung im Unterschied

vom Gedächtniß, — ja sogar die Fähigkeit ästhetischer Perception, sofern sie bedingt ist durch das, was Kant die „Interesselosigkeit", Schopenhauer das zeitweilige Schweigen alles Wollens nennt; denn offenbar könnte doch das ästhetische Object nicht als „Quietiv" wirken, wenn schlechthin Gleichgültigkeit gegeneinander das einzige Verhältniß zwischen den Objecten des rein erkennenden Subjects und dem Willen wäre. — Noch weniger aber kann volle Unabhängigkeit voneinander bestehen zwischen bestimmten intellectuellen Anlagen und den Merkmalen des Individualcharakters, der ihr Träger ist. In Hinsicht auf das „Genie" hat Schopenhauer dies schon selbst im einzelnen nachgewiesen und damit sehr feste Anhaltspunkte für eine derartige Untersuchung uns an die Hand gegeben. — Außerdem aber finden sich auch solche Stellen bei ihm, wo er ebendasselbe auf andere Fälle anwendet; z. B. wo er eine gewisse Geduld und stillehaltendes Aufmerken als ein Erforderniß für bedeutendes mathematisches Talent charakterisirt (W. a. W. u. V., 3. Aufl., II, 157 fg.). *) Warum sollte es denn da nicht auch uns zustehen, etwa zu untersuchen, wie viel Theil an gutem Extemporaleschreiben die Kaltblütigkeit hat? überhaupt, wie weit das Wort von der „Temperamentssache" auch auf Schüler-„Tugenden" An-

*) Es ist das nichts anderes als was in seiner naiven systemlosen Weise der neuerdings ans Licht gezogene Flattich (a. a. O., S. 266 fg.) die Fähigkeit nennt „lange aneinander zu denken". Wir werden diesen intuitionsreichen Pädagogen des vorigen Jahrhunderts noch oft erwähnen; freilich nur in gelegentlichen Nachträgen, denn die Grundgedanken vorliegender Arbeit waren im ganzen längst festgestellt, ehe ich die Entdeckung machte, in wie frappanten Uebereinstimmungen derselbe nicht nur mit Schopenhauer und dessen Prämissen, sondern auch mit mir in den Conclusionen sich begegnet, welche ich an der Hand der Erzieherbeobachtung aus diesen zu ziehen gewagt habe. Wer die Schicksale der Werke Schopenhauer's bedenkt, wird es ohnehin begreiflich finden, wenn gerade dessen Verehrer mit einer gewissen Sympathie allen denjenigen entgegenkommen, deren Verdienste gleichfalls einer schwerbegreiflichen Verschollenheit erst entrissen werden mußten.

wendung leidet? Es zählt unter die Ungerechtigkeiten der „Gesunden“, von einem Examensfieber nichts wissen zu wollen — sie begreifen nicht, daß nur äußerlich Angelerntes alle Augenblick zur Hand sein kann. Wer gewohnt ist, allen geistigen Inhalt, den er in sich aufnimmt, zu verarbeiten, gerade der wird durch das Gefühl doppelt stark aufgeregt: jetzt gilt es promptes Antworten!

Auch für das geistige Eigenthum gilt der Unterschied von Eigenthum und Besitz. Es gibt Köpfe — das sind die tieferen meist und reichen — die haben viel zu eigen, aber wenig als flüssiges Kapital gleich baar in promptu; — und es gibt andere, die oberflächlichen, aber „gewandten“, die haben viel entlehnten Besitz, fremdes Eigenthum, bequemes Erbgut, die können immer improvisiren — ihnen geht die Münze nie aus — es ist aber auch danach: lauter Kleingeld! die verstehen die Kunst nicht, aus vollem Schacht zu schöpfen, einheitlich Großes auszuhauen — sie brilliren oft im Examen mit Nr. I — auch beim Abfragen der Geschichte der Philosophie — aber nie in der Philosophie selber — einfach, weil sie nicht „Selbstdenker“ sind. Wer aber so sein bischen Flitterstaat an sich trägt in weitaufgebauschten Falten: der gilt nun einmal in der Welt für reich, und solchen Schein hervorzurufen, darauf allein ist manch vielgepriesene Methode angelegt; denn wie die Ziergärtnerei die Farben- und Formenpracht der Blumen mit Preisgeben jeglicher Befruchtungsfähigkeit künstlich erhöht, so „erzielt“ die heutige Brillant- und Forcirerziehung das Sichtbar-Abfragbare auf Kosten jeder Verinnerlichung. Wer in vollwichtigem gemünzten Golde einen schweren Beutel mit sich schleppt, der heißt ein pauvre diable — donec demonstretur contrarium. Dagegen der „Windbeutel“, der ein ganzes Fuder luftiger Fabitäten auf seinen breiten Schultern trägt, gilt beim großen Haufen für interessant — wer bedächtig solide Gedanken guten Klanges ausgibt, der muß darauf gefaßt sein, für einen haushälterischen Sparer *aus Noth* angesehen zu werden.

Im kleinen bestätigt jede Extemporalecorrectur dieselbe Erfahrung: die ernster nachdenkenden Naturen wittern Schwierigkeiten, wo keine sind, und vermehren so ihre Fehlerzahl, ohne die wirkliche Qualität ihrer Arbeit zu verschlechtern — und umgekehrt liefern die phlegmatischen Flachköpfe, unbeirrt von Scrupeln und Zweifeln, etwas Correctes — freilich von jener Correctheit, deren zweifelhaften Werth schon Schiller in einem Distichon denuncirt hat.

Selbst das Gedächtniß in seiner ganz mechanischen Thätigkeit des Memorirens steht sichtbar unter der Einwirkung des Willens — nicht nur nach Maßgabe des „Lust und Liebe zum Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe" — sondern auch sofern Furcht die Kraft des Aneignens lähmt: die Vorstellung, daß etwas schwer vom Gedächtniß behalten werde, erschwert das Auswendiglernen selber. Mancher lernt mit großer Leichtigkeit und Sicherheit Vocabeln, aber das verwechselungslose Einprägen von Eigennamen in der Geographie will ihm nicht gelingen — bei andern ist das Umgekehrte der Fall. — Für beide hat die wiederholt gemachte Erfahrung etwas Entmuthigendes; sie bilden sich zuletzt ein, eins oder das andere durchaus nicht zu können — und wie eine fixe Idee stört sie zuletzt dieser Wahn bei jedem neuen Anlauf, den sie nehmen; bis endlich vielleicht ein glücklicher Zufall sie überzeugt, daß es dennoch auch gehe. Und um den Eintritt dieses Gefühls zu beschleunigen, ist für den Lehrenden die Maxime indicirt: nichts forciren zu wollen, weil dies die Aengstlichkeit nur steigern würde. Er überlasse solche Schüler für dieses Fach eine Zeit lang sich selber, stelle an sie keine Fragen, überhöre ihnen noch weniger die ganze aufgegebene Lection, sondern vertraue zunächst dem semper aliquid haeret — dann wird sich dem ersten dünnen Bodensatz allmählich schon mehr anheften, wenn nicht mehr jeder Versuch, durch den sich eindrängenden Glauben an seine Vergeblichkeit selber, wieder vereitelt wird — und ein ganz unvermerkt bleibendes Einüben wird mehr gewinnen, als die fortgesetzte

Qual des „Einpaukens“ jemals vermöchte, um so schleuniger, je intensiver das Selbstvertrauen gekräftigt wird.*)

Wer in einer geistigen Thätigkeit „mit ganzer Seele“ dabei ist, wird also vielleicht die Sicherheit vermissen lassen, aber wahrlich an Tüchtigkeit dem nicht nachstehen, welcher die Apathie vor ihm voraushat. Das praktische Leben stellt deshalb nachher regelmäßig eine andere Rangordnung der Geister her als die Location nach improvisirten Prüfungsleistungen; dessen ganz zu geschweigen, daß nicht nur die Unzuverlässigkeit bei häuslichen Leistungen durch regelmäßig unter Aufsicht angefertigte Specimina gewissermaßen scheint legalisirt zu werden, sondern auch der Schüler durch solche allzu häufige Hetzarbeiten bald jeder stetigen, gesammelten und mit Ruhe Selbstcontrole ausübenden Thätigkeitsweise entwöhnt werden kann.

Nicht einmal, wie sich doch erwarten ließe, für die Juristerei sind die blos schlagfertigen Köpfe besonders tauglich — denn auch da genügt ja nicht das abstracte Subsumiren, sondern die einzelnen Rechtshandlungen wollen in ihre Acte zerlegt, alle Nebenbezüge beachtet sein — und dies beides ist weit mehr Sache des anschauenden Verstandes, als des bloßen Regelsinns, und nur dieses letztere Erforderniß zum „juristischen Kopfe“ bezeichnet Schiller's Ausdruck „tabellarischer Verstand“, für dessen Kriterium die Fähigkeit des Einordnens in gewisse Kreise und Begriffssphären gelten muß.

*) Dies ist gleich wieder ein Punkt, an welchem wir mit ähnlichen Rathschlägen Flattich's zusammentreffen.

Allgemeiner Theil

oder

Grundzüge.

---

1. Die Temperamente.

Kein anderes Kapitel der Psychologie pflegt so sehr das Laienpublikum zu beschäftigen wie die Unterscheidung der Temperamente, und doch begegnet man nicht leicht irgendwo einem größern Unvermögen, Rechenschaft zu geben von dem, was bei gewissen landläufigen Namen vorgestellt wird, als eben auf diesem Gebiete. Vage, verworrene, den verschiedensten psychischen Functionen entlehnte, ebenso unklare wie undeutliche Angaben müssen hier, wie freilich oft genug auch anderswo, den Mangel an wirklich sondernden Bestimmungen verstecken; alle Grenzlinien sind verschüttet mit einem Wust bald hier- bald dorther aufgegriffener Merkmale, und die Confusion gipfelt in angeblichen Mischungen von Elementen, die ebenso unverträglich sind wie Feuer und Wasser, es müßte denn der „Herr Mikrokosmus" des Mephistopheles auf allen Gassen leibhaftig umherlaufen.

Allein es wäre ungerecht, einzig die Oberflächlichkeit der Popularpsychologie für solch ein Durcheinanderwerfen verantwortlich zu machen; es liegt vielmehr die Schwierigkeit in der Sache selber; und daß jedes neue Lehrbuch der Psychologie das alte Problem anders anfaßt, beweist sattsam, wie die Wissenschaft selber keineswegs aus dem Schwanken heraus ist. Ja, jeder, welcher sich wiederholt und einigermaßen umsichtig die hier einschlagenden Fragen vorgehalten hat, wird bald genug inne geworden sein, wie ihn das Unbefriedigende der gewonnenen Resultate zu immer neuen Versuchen anspornen muß, seiner Darstellung eine größere Durchsichtigkeit zu erarbeiten.

So ist es nicht etwa für eine verbrauchte Phrase der Pseudobescheidenheit zu halten, wenn die nachstehenden Erörterungen sich für nichts mehr ausgeben und für nichts mehr angesehen zu werden wünschen, als für den jüngsten Versuch nach vielen, die als Ergebnisse ernsten und unbefangenen Nachdenkens vorangegangen und als unzulänglich verworfen worden sind.

Wenn es ihnen gelingt, dem gedankenlosen Vermischen und der steten μετάβασις εἰς ἄλλο γένος ein Ende zu machen und statt dessen die zweifelhaften Zwischenstufen mit einiger Schärfe als solche zu markiren, so werden sie an ihrem Theil einen Beitrag zur Klärung des Verworrenen geliefert haben, welcher hinreicht, die dabei geübte Selbstverleugnung zu vergüten. — Als den Act einer solchen nämlich darf ich es bezeichnen, daß ich mich zuletzt entschlossen, nach einem vorläufigen Auskunftsmittel zu greifen, welches der sonstigen Weise meiner Denkarbeiten so fremdartig wie möglich ist. Von Hause aus ein abgesagter Feind aller rein schematischen Rubricirungen, habe ich doch geglaubt, in diesem Fall den Zweck der Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit am besten zu fördern, wenn ich eine Tabelle voranstellte, welche geeignet sein könnte, dem neuen Aufbau zum besser distinguirenden Grundgerüste zu dienen; und indem ich jede Erläuterung einer spätern Detaillirung

vorbehalte, meine ich, den Vorwurf eines Rückfalls in „längst überwundene Auffassungsweisen“ nicht scheuen zu dürfen, der Zuversicht mich getröstend, daß wer über das bloße Gerippe hinausblickt, seine Erwartung neuer Gesichtspunkte auch nicht ganz getäuscht finden wird.

Auf die Gefahr hin, der Liebhaberei für eine scholastische Terminologie bezichtigt zu werden, stehe ich nicht an, nöthigenfalls die Zahl der hergebrachten Namen noch um einige selbstgewählte zu vermehren, für deren Verständlichkeit die nachfolgende Exemplificirung sorgen mag.

So scheide ich vorneweg die Posodynik (πόσος; — ὀδύνη) als Lehre von den Graden der Capacität für Schmerz und Lust (die Wahl der Bezeichnung ist bestimmt durch das a potiori fit denominatio) nach dem Gegensatz der Dyskolie (δυςκολία) und Eukolie (εὐκολία) aus der Lehre von den Temperamenten gänzlich aus, um diese, so von jedem sozusagen materiellen Kriterium durchaus frei, ausschließlich auf die rein formal-quantitativen Unterschiede nach den Graden der Spontaneität, Receptivität, Impressionabilität und Reagibilität zu gründen, welchen die vier Gegensatzpaare: stark und schwach — rasch und langsam — tief und flach — nachhaltig und flüchtig — entsprechen. Und damit solche Leser, die sich nach Vorliebe und Gewöhnung leicht möchten abschrecken lassen, ein scheinbar von allem Concreten abgewandtes Feld weitester Abstractionen und ungeläufigster Begriffe überhaupt zu betreten, einstweilen geneigter gemacht werden, mir weiter zu folgen, mag eine möglichst populäre Erklärung zunächst verdeutlichen, um was es sich im allgemeinen hierbei handelt. Vielleicht wird dann der Metaphysiker in dem, was ich hier nur als physikalische Analogien und Veranschaulichungsmittel heranziehe, sogar eine Wesenseinheit, verschiedene Erscheinungsweisen eines Identischen auf verschiedenen Manifestationsstufen des all-einen Willens, erkennen. Schon die unbelebte Natur bietet ja Phänomene dar, in welchen wir ein „spontanes“ Verhalten wahrnehmen; da-

hin ist nicht nur die chemische Affinität, sondern bereits diejenige Qualität zu zählen, welche in der Lehre von Magnetismus und Elektricität ihre Darstellung findet; das Eisen bringt der magnetischen Kraft große Bereitwilligkeit entgegen, sich durch sie bestimmen zu lassen, und die galvanische Reihe gibt die ganze Scala sämmtlicher Elemente in ähnlichem Verhalten. Dem parallel steht die lange Stufenfolge der lebendigen Wesen — schon im Pflanzenreich anhebend nach dem Unterschied zwischen raschem und langsamem Wachsthum und fortlaufend zu jenen Thieren, deren ganzes Wesen Bewegung zu sein scheint (sinnreich legte unsere Sprache diese Beobachtung in einzelne Namen selber hinein: Fliege, Schwalbe u. dgl.). In der Menschenwelt wünscht die Individualität von schwacher Spontaneität, möglichst lange in Unthätigkeit verharren zu können, und wartet allemal erst das Herannahen der erregenden Motive ab, während die von starker Spontaneität diese „aus eigenem Antriebe" aufsucht; und weil letztere allerdings als besonders activ sich darstellt, so bezeichnet ein ungenauer Sprachgebrauch erstere gern als eine „mehr passive Natur", wobei nicht vergessen werden darf, daß selbst unser „leidend" oft den bloßen Gegensatz zum Thätig-sein ausdrückt (z. B. Marie Stuart, II, 8:

> Denket nicht, daß ich sie leidend hätte
> Zum Tode gehen lassen!).

Diese Unterscheidung nach schwacher und starker Spontaneität besagt also noch gar nichts darüber, ob die Kraft selber, welcher die Spontaneität als Prädicat ihrer Erscheinungsweise beigelegt wird, groß oder klein, energisch oder nicht sei; und ebenso wenig ist es allemal gewiß, daß ein Wille von starker Spontaneität zugleich auch die Eigenschaft besitzt, ein sich darbietendes Motiv rasch in sich aufzunehmen; dies richtet sich vielmehr nach der Receptivität*), als welche

*) Auch für sie müssen wir dies Fremdwort beibehalten: denn

von der Spontaneität ebenso unabhängig ist, wie etwa die Fähigkeit der einzelnen Körper, gewisse sogenannte Aetherschwingungen rasch fortzupflanzen, oder das Licht durch sich hindurchzulassen, von ihrer Härte und Dichtigkeit, oder wie die Weichheit vom specifischen Gewicht. Wiederum aber hat die Receptivität als solche nichts zu thun mit der Fähigkeit, ein Motiv lange bei sich aufzubewahren, oder dasselbe in sich fortwirken zu lassen, ja, nicht einmal mit dem Maße, bis zu welchem sich der Eindruck desselben sozusagen in den Willen einbohrt — sie bestimmt nur den ersten Moment, das erste Stadium seiner Einwirkung, nämlich die Zeitdauer von seinem ersten Herankommen bis zu dem Augenblicke, wo es in der That wirksam wird. Ob ein Motiv sich einwühlt — sozusagen bis ans Mark des Gesammtwillens der Individualität — das richtet sich nach der Impressionabilität: Stahl und Eisen sind einander ja auch nicht gleich in der „Treue", mit welcher sie den in sie übergeleiteten Magnetismus in sich aufbewahren. (An dieser Stelle vermeiden wir den Ausdruck „Sensibilität", um denselben für anderweitige Verwendung aufzusparen; — solange die Od-„Sensitiven" mit ihrem Anspruch auf Bürgerrecht in der Sprache der Nervenpathologie noch nicht endgültig ab- und zur Ruhe gewiesen sind, werden wir jenen Terminus auch zur Bezeichnung krankhafter Reizbarkeit der Impressionabilität nicht ganz entbehren können.) Aber selbst was „einem bis ins innerste Herz einschneidet", wühlt deshalb nicht immer auch den Willen selber auf zu andauernder Gegenstrebung — bei flüchtiger Reagibilität hört der Wille bald auf, sich von dem eingetretenen Motiv sollicitiren zu lassen. Ein Mensch von tiefer Im-

---

auch in dem, was wir auf deutsch Empfänglichkeit nennen, läßt sich noch vermöge eines leicht irreleitenden Doppelsinns ein Moment der Spontaneität — des Aufnehmenwollens und -mögens — und der Receptivität — des Aufnehmenkönnens — unterscheiden.

pressionabilität kann, wie ein Schwamm, sich sozusagen voll-gesogen haben von Eindrücken, und seine ganze Reaction besteht nur darin, diesem gleich, zu sinken und fortan re-gungslos zu bleiben — oder nach einem andern Bilde: was die Impressionabilität, der Capillarattraction mehr als der bloßen Porosität vergleichbar, in sich aufbewahrt, kann an den Wandungen dessen, was nunmehr sein Gefäß gewor-den, einen Stoff finden, zwischen welchem und ihm selber kein chemischer Proceß entsteht oder nur ein bald vorüber-gehender, infolge dessen eine Kruste sich bildet, die weitere Einwirkung zwischen Wille und Motiv verhindert — dann ist keine nachhaltige Reagibilität vorhanden; denn die Reagibilität drückt das frühere oder spätere Aufhören der Nachwirkung der Motive aus, und in diesem Sinne heißt „flüchtig sein" dasselbe, wie eine Sache, die man hat auf sich wirken lassen, bald wieder fahren lassen, sie leicht wieder „aufgeben". Rasches Aufsaugen und Tief-in-sich-einsickern-lassen einer Flüssigkeit seitens eines festen Kör-pers sind also in der physischen Welt die Vorgänge, welche den charakterologischen Erscheinungen der Receptivität und Impressionabilität entsprechen. — Mit diesen Anschauungen gehe man die Tabelle durch (s. S. 24), bis der besondere Theil die weitere Aufgabe übernimmt, in geschlossenerer Bündigkeit auszuführen, was hier vorerst nur dienen sollte, die Sache durch illustrirende Gleichnisse, ohne wissenschaft-liche Strenge, gewissermaßen „mundrecht" zu machen für Gaumen, die bei „trockener" Speise leicht das Gefühl des Ausgedörrtseins bekommen.

		Spontaneität:	Receptivität:	Impressionabilität:	Reagibilität:	Temperament:
1.	**I.**	**stark**	**rasch**	tief	nachhaltig	**cholerisch** a.
2.	I-III.	**stark**	**rasch**	flach	nachhaltig	cholerisch b.
3.	I-II.	**stark**	**rasch**	tief	flüchtig	cholerisch c.
4.	**II.**	stark	rasch	**flach**	**flüchtig**	**sanguinisch** a.
5.	II-I.	schwach	rasch	**flach**	**flüchtig**	sanguinisch b.
6.	II-III.	stark	langsam	**flach**	**flüchtig**	sanguinisch c.
7.	**III.**	stark	**langsam**	flach	**nachhaltig**	**phlegmatisch** a.
8.	III-IV.	schwach	**langsam**	flach	**nachhaltig**	phlegmatisch b
9.	III-I.	stark	**langsam**	tief	**nachhaltig**	phlegmatisch c
10.	**IV.**	**schwach**	rasch	**tief**	nachhaltig	**anämatisch** a.
11.	IV-I.	**schwach**	rasch	**tief**	flüchtig	anämatisch b.
12.	IV-III.	**schwach**	langsam	**tief**	nachhaltig	anämatisch c.
13.	I-IV*)	schwach	**rasch**	flach	nachhaltig	cholerisch d.
14.	II-IV.	schwach	langsam	**flach**	**flüchtig**	sanguinisch d.
15.	III-II.	stark	**langsam**	tief	flüchtig	phlegmatisch d.
16.	IV-II.	**schwach**	langsam	**tief**	flüchtig	anämatisch d.

*) Ein dem Sanguiniker genäherter Anämatiker (sub 16) oder ein dem Anämatiker genäherter Sanguiniker (sub 14) erscheint allerdings ebenso wie ein dem Anämatiker genäherter Choleriker (sub 13), unmittelbar als eine contradictio in adjecto, und wirklich behält dieser nur eins seiner beiden wesentlichen Merkmale, wie auch der dem Sanguiniker genäherte Phlegmatiker (sub 15). Aber dabei hilft entweder (sub 13) die Flachheit der Impressionabilität die Schwäche der Spontaneität ausgleichen, oder (sub 14) die langsame Receptivität hält der schwachen Spontaneität die Wage, oder (sub 15) die tiefe Impressionabilität wird durch die flüchtige Reagibilität neutralisirt; oder endlich (sub 16) die flüchtige Reagibilität balancirt die langsame Receptivität. Jedenfalls lassen sich solche Mischnaturen unschwer in der Erfahrung nachweisen. Freilich raubt ihnen der innere Widerspruch ihres Wesens mit der Einheit auch jeden rechten Halt und somit jede Anlage zur Tüchtigkeit, während unter den mit c bezeichneten Combinationen besonders werthvolle, ja erquickliche Erscheinungen vorkommen können.

In dieser Tabelle sind bei Aufstellung der zwischen jenen Factoren möglichen Combinationen überall diejenigen Merkmale sichtbar ausgezeichnet, welche je in erster oder zweiter Linie das Charakteristische und für den danebenstehenden Temperamentsnamen Entscheidende hergeben, und während unter diesen den reinsten Klassentypus ein beigesetztes a kennzeichnet, sollen b-c-d je das Maß des Abstandes von demselben ausdrücken.*) Demgemäß war vorkommendenfalls zu entscheiden, auf welche Seite sozusagen bei Gleichheit der Stimmen die gewichtigern fallen, und ob c oder b gewählt wurde, konnte ebenso nur davon abhängen, ob die ausfallenden Merkmale mehr oder weniger charakteristisch sind; beziehungsweise davon, wie wenig oder wie viel dieselben durch die Eigenthümlichkeit der an ihre Stelle tretenden compensirt werden. Sofern, wo d indicirt ist, allemal eine Grenzstufe vorhanden sein muß, ist es freilich auch denkbar, daß die Entscheidung schwankend bleibt, weshalb die mit d bezeichneten in abgesonderter Gruppe am Ende zusammengestellt worden sind.**)

---

*) Dem Chemiker mögen dabei gewisse Formeln seiner Wissenschaft einfallen, wie unterchlorige Säure, chlorige Säure, Unterchlorsäure, Chlorsäure und Ueberchlorsäure — Oxyd und Oxydul — Suboxyd und Hyperoxyd nebst weitern Combinationen: schwefelsaures Eisenoxyd, schwefligsaures Eisenoxydul — einfach, anderthalbfach, zweifach u. s. w. saure Salze — $Mn\ O$ — $Mn_2\ O_3$ — $Mn\ O_2$ — $Mn\ O_3$ — $Mn_2\ O_7$ u. s. w.

**) Für diejenigen, welche sich die Mühe geben wollen, an obiger Tabelle die „Probe des Rechenexempels“ damit zu machen, daß sie ein beliebig herausgegriffenes Individuum darauf ansehen, in welche der sechzehn Rubriken es mit seinem Temperament zu stehen komme, kann, wie sich von selbst versteht, auch ein objectiv begründetes Schwanken, eine Unsicherheit der Entscheidung, aus der Relativität der vier Gegensätze entstehen: es kann zweifelhaft bleiben, ob eine Spontaneität schwach oder stark, eine Reagibilität flüchtig oder nachhaltig zu nennen sei u. s. f.; denn es gibt natürlich überall ein Mittleres, von dem es schwer, wo nicht gar unmöglich ist, zu sagen, ob

Wenn aber auch noch in der so resultirenden Gruppirung eine Bestätigung des les extrêmes se touchent mehrmals sich als unausweichbar erweist, so darf das als eine Garantie dafür angesprochen werden, daß die Nebeneinanderordnung dem realen Leben, nicht einem willkürlichen Construiren, ihre Herkunft verdankt; denn gerade eine abstracte Symmetrie hier erreichen wollen, hieße der natürlichen Buntheit Gewalt anthun.

Eine vereinfachende Reduction der Tabelle wäre allerdings da statthaft, wo die Einheit von „rasch" und „stark" als Heftigkeit, von „langsam" und „schwach" als Lauheit der Irritabilität eintreten kann; aber schon die reinen Formen des Anämatikers und Phlegmatikers beugen sich solcher Einzwängung nicht — das sei uns eine Warnung, weiter schematisirend zu experimentiren, um so mehr, als an der Irritabilität als Erregbarkeit auch die Reagibilität Antheil hat; weshalb von leicht und schwer erregbaren Naturen gesprochen wird.

---

es diesseit oder jenseit des Halbirungspunktes liege — und da dies von sämmtlichen charakterologischen Elementen gilt, so sind allerdings die Fälle häufig genug, wo wir unser Urtheil suspendiren müssen, obschon auf die Hoffnung hin, fernere Beobachtung könne dabei noch Momente erkennen lassen, welche den „Ausschlag geben" — und wo dies zutrifft, sprechen wir von einer „wenig ausgeprägten", wie im entgegengesetzten Falle von einer „scharf markirten" Persönlichkeit. Man stelle sich jedoch überhaupt das Erkennen der allgemeinen Kriterien für die einzelnen Nummern nach der Tabelle nicht allzu einfach vor; insbesondere bei der Receptivität bleibt die Beobachtung, anstatt wirklich — worauf es beim Temperament als solchem ankommt — ausschließlich das Verhältniß des Willens zum Motiv ins Auge zu fassen, leicht einseitig auf das intellectuelle Gebaren beschränkt, was um so eher zu Verwechselungen führt, als allerdings die innige Zusammengehörigkeit des individuellen Willens mit seinem Intellect kaum in einem andern Stücke so deutlich zu erkennen ist, wie gerade in diesem; aber nur desto mehr muß man sich gegenwärtig halten, daß phlegmatische Naturen, auf welche jedes Motiv nur sehr langsam einwirkt, nicht selten von überraschend schneller „Auffassungsgabe", und umgekehrt sanguinische Flattergeister, deren Wollen auf leiseste Anreizung sich entzündet, ebenso oft „sehr schwer von Begriff" sind.

Eher wird es nöthig sein, noch bestimmter als es bereits in der Anmerkung zur Tabelle geschehen ist, der Einrede zu begegnen, auch diese Liste führe factische Unmöglichkeiten auf; nicht nur insofern, als z. B. ein „Choleriker d“ ein Unding sei, weil schwache Spontaneität den Begriff des Cholerikers völlig aufhebe; sondern auch insofern, als die schon vom Sanguiniker c ausgesagte, und an einem andern (d) gar neben Schwäche der Spontaneität behauptete Langsamkeit der Receptivität hinreiche, ein Sideroxylon zu ergeben; — mit Einem Worte: der äußern Vollständigkeit zu Liebe seien undenkbare Verbindungen mit aufgenommen und obendrein den Namen Gewalt angethan.

Bis auf weiteres erwidern wir hierauf nur so viel: allerdings operirt es sich bequemer mit reinen Gegensätzen — doch man probire es nur einmal, wie weit man damit kommt, und wie bald sich dann die abstracte Theorie von der Empirie im Stich gelassen findet. *)

---

*) Wir dürfen an dieser Stelle nicht vorgreifen in den besondern Theil, und ohne eine derartige Anticipation ist es kaum thunlich, das blos Bezifferte in concrete Namen umzusetzen. Doch mag eine Anmerkung einstweilen constatiren, daß es sich in den Zwischengliedern keineswegs blos um charakterologische Anomalien handelt, und das vermeintlich Undenkbare nicht selten gerade das Alltägliche ausdrückt. In diesem Sinne will folgendes Verzeichniß, geordnet nach den Nummern der Tabelle, beurtheilt sein; dasselbe soll zeigen, wie sich, wenngleich in Verschmelzung mit andern Elementen, deren Herausbebung erst in der Folge vorgenommen werden kann, die Temperamente ungefähr ausnehmen; und es enthält somit zugleich eine weitere Ankündigung vom Inhalt des „besondern Theils“, gewissermaßen einige der wichtigsten Kapitelüberschriften für diesen: 1) Die großartige Heldennatur — man denke an einen Luther! 2) Der frische, tüchtige Mann, von straffer, leicht sogar etwas petulanter Haltung; nach Umständen also auch „der gesunde Junge“. 3) Der leichtentzündliche Charakter; vor allem der Ire als gutmüthiger „Paddy“; dazu der Pole und Italiener. 4) Der leichtlebige „Mensch der Stunde“, das „muntere“ Mädchen, die Französin und der „quecksilberne“ Gascogner der Anekdoten. 5) Der schnell Aufbrausende ohne Ausdauer; „das exaltirte Frauenzimmer“. 6) Der

Um Namen zu hadern, ist aber vollends ein unfruchtbares Beginnen und eigentlich schon abgeschnitten durch das Zugeständniß: manches bleibt schwankend. Ich habe nur unmaßgebliche Vorschläge für approximative Bezeichnungen machen wollen, von deren Details ich willig jedes einer überzeugenden Belehrung preisgebe. Glaubt also etwa einer, den „Anämatiker c", weil er auch die beiden Hauptmerkmale des Phlegmatikers an sich trägt, für eine Spielart von diesem ansehen zu müssen, so habe ich nichts dagegen; man verliert dadurch höchstens an Leichtigkeit des Gruppirens.

Andere wieder möchten meinen, flache Impressionabilität sei dem Choleriker „natürlicher", und deshalb hätten Choleriker a und Choleriker b ihre Namen zu tauschen, und jener vielmehr sei eine dem Phlegmatiker genäherte Nuance; allein gerade der reine Typus des Phlegma wird durch Tiefe der Impressionabilität getrübt.

---

stupide Hitzkopf. 7) Der kaltblütige, bedächtige und allezeit nüchterne energische Cunctator; der Engländer. 8) Der saumselige, eigensinnige, „bequeme" Arbeiter — Holländer; die stillthätige Schaffnerin. 9) Der mit Nachdruck handelnde Gemüthsmensch — Schwabe; aber auch der unerbittliche Fanatiker — Spanier. 10) Der empfindliche, nachträgerische Schwächling; aber auch eine leichtverletzte edelgeartete, doch in sich haltlose Natur wie Goethe's Tasso oder Werther. 11) Der bald erschlaffende Enthusiast; die im verächtlichen Sinne „sentimentale" Schwärmerin. 12) Die schwererregte, doch um so treuer ausharrende Frauennatur; aber auch der unversöhnlich Grollende, am leichtesten erkennbar im höhern Alter. 13) Der reizbare Griesgram, unlustig zur Initiative wie zur kräftigen Abwehr; der „Kriebelkopf" und die „Keiferin". 14) Der stumpfsinnig alberne schlaffe Gesell; der Neger und der halbe Idiot. 15) Der launenhaft verdrossene, träge Starrkopf, „Böotier" und der „stolz verdrießlich schwere Narr", wie Dunois den Connetable nennt (Schiller's „Jungfrau von Orleans", I, 2). 16) Der „ewige Krakeeler"; der „erbärmliche Wicht" voll verhaltenen Ingrimms; der äußerlich indolente und apathische Träumer, der, leicht gehänselt, alles, was ihn „wurmt", in sich „hinunterwürgt" und beim Bewußtsein eigener Kraftlosigkeit innerlich „verbissen" wird.

So ließe sich mit mehr oder weniger Chicane wol jede Nummer beanstanden, und der Rechtfertigungen durch Nachweisen von Compensationen wäre kein Ende, wenn nicht berücksichtigt werden soll, daß es vorerst nur darauf ankommt, überhaupt in Betreff einer Fixirung sich zu einigen; und da wird denn wol die Verständigung zunächst für den Namen „Anämatiker" zu erstreben sein.

Zur negativen Empfehlung kann es demselben vorläufig gereichen, daß er das Denominationsgenus nicht verläßt und insbesondere den Gegensatz zum Sanguiniker scharf genug ausdrückt. *) Der Name aber, welcher traditionell die vierte Stelle unter den Temperamenten einnimmt, muß weichen, weil er vorzugsweise es ist, der die entstandene Confusion verschuldet hat. Nicht nur, daß bei der Vorstellung vom Melancholiker aller Nachdruck auf den Impressionabilitätsgrad zu fallen pflegt; dieselbe hat auch in ganz anderer Weite des Umfangs ihren identischen materiellen Inhalt am Begriff des δύςκολος, als in welcher der Sanguiniker dem εὔκολος gleichgestellt werden darf. Und suchen wir nach der Personification der matten Nachhaltigkeit und nachhaltigen Mattigkeit, als dem Gegensatz zum cholerischen entschlossenen „Mann der That", so bliebe beim Melancholiker höchstens das vage Merkmal der überwiegenden Passivität bestehen, denn das Aufsuchen einer wechselnden, stets frischen Fülle von Eindrücken liebt unter Umständen gerade auch der Melancholiker. — Dagegen repräsentiren das anämatische Temperament zunächst und zumeist jene kleinlichen Naturen, die von nichts stark und kräftig afficirt, aber dafür von wahren Lappalien zu nach-

---

*) Und wenn die medicinische Hypothese sich begründen ließe, nach welcher die heutige Nervosität mit der Mode übermäßiger Blutabzapfungen im vorigen Jahrhundert einen Zusammenhang hätte, so wäre die Bezeichnung sogar vom Standpunkt der Pathologie aus gestützt; dann hätten die Italiener vielleicht noch die Periode vor sich, in welcher wir und Albions bleiche Töchter jetzt schon stehen.

haltiger Reaction angeregt werden. Der Anämatiker, überall geneigt, von etwas „viel Wesens zu machen", ist in den kleinen Vorkommnissen des Alltags von entsetzlicher „Umständlichkeit". Das kleinste Vorhaben, zu welchem ein Minimum spontanen Entschlusses gehört, kann ihn in eine fieberhafte Aufregung versetzen; tagelang verfolgt es ihn, daß er einen Geschäftsbrief zu schreiben oder einen Ausgang, um Erkundigungen einzuziehen, u. dgl. abzumachen habe — eine Unruhe, für deren Bezeichnung der Schriftsprache wieder das rechte Wort fehlt — ein niederdeutscher Provinzialismus dafür ist „püttjerig". Er bezeichnet jene „Bedachtsamkeit", die aus einer „Bedenklichkeit" in die andere geräth und auf immer neue Scrupel stößt; den Gegensatz zu jeder „durchgreifenden" und „einschneidenden" Handlungsweise, und der Mangel hieran ist ja eben jedem solchen „Kleinigkeitskrämer" eigen.

So sind es der Anämatiker und, nächst ihm, der Sanguiniker, in welchen Spontaneität und das, was wir die Reagibilität zu nennen gewagt haben, in ihrer Verschiedenheit am deutlichsten auseinandertreten. Die Spontaneität nämlich gibt eine Bestimmung des Verhaltens des Willens vor Einwirkung der Motive, also desjenigen, was der Wille an Lust sozusagen, überhaupt sich zu bethätigen, den Motiven entgegenbringt*) — und befaßt, wenn man will, den Unterschied von Lebhaftigkeit **) und Laßheit — die

*) Die reine Spontaneität erscheint als „Trieb" zur Thätigkeit, als Strebsamkeit und, in zweckloser Bethätigung, unter Umständen als Muthwille; erst wo sie sich mit der Receptivität zur Irritabilität verbindet, kann ihr das Prädicat „Regsamkeit" zukommen, und diese zum Leichtsinn führen. Der Choleriker wird leicht muthwillig, der Sanguiniker fast gewöhnlich leichtsinnig sein.

**) Unsere Umgangssprache bezeichnet sogar etwas der reinen Spontaneität sehr nahe Stehendes mit dem Worte „Leben" selber in Ausdrucksweisen wie: „es ist kein Leben in dem Menschen"; und es ist als eine weitere Verzweigung dieses Gebrauchs anzusehen, daß man sagen hört: „der Kaffee muß einem morgens erst die Lebens-

Reagibilität dagegen gibt das Maß der Intensität, mit welcher der Wille durch bereits in Wirksamkeit getretene Motive in Activität versetzt, sammt der von dieser Intensität abhängigen Zeitdauer, während welcher er in Activität erhalten wird. Und sowenig allemal starke Spontaneität mit rascher Receptivität zusammen ist, eben sowenig widerspricht etwa unbedingt eine flache Impressionabilität nachhaltiger Reagibilität. Auch ein superficiell bleibender Eindruck kann lange aufbewahrt werden und so fortwirken, und ob dies oder das Gegentheil geschieht, wird ebenfalls nicht dadurch bedingt, wie die ursprüngliche Perception, sei es langsam oder rasch, sei es mit Lebhaftigkeit oder Mattigkeit, erfolgte.

Schon hieraus erhellt, wie Spontaneität und Reagibilität jedes für sich noch nicht ausreichen, um über die absolute, nicht blos relative, Thatkräftigkeit des Willens zu befinden; und genöthigt, wie wir es sind, Schritt für

---

geister wecken" (womit man vergleichen mag, was Bruder Martin zum Götz von der Wirkung des Weins sagt), oder: „die kühle Herbstluft belebt"; denn Frische und Müdigkeit sind die Modificationen, welchen im Laufe des Tags die Aeußerungsweisen der Spontaneität sich ausgesetzt zeigen. Wer nicht „frisch" ist, ist schläfrig, abgespannt, und das Gegentheil des Erfrischenden haben wir am Dumpfmachenden. Das schläfrige und dumpfe Wesen ist wie halb abgestorben; das frische und muntere wie doppeltlebendig, und wer sich frisch fühlt, hat ein gesteigertes Lebensgefühl, d. h. eben, er ist seiner Spontaneität in erhöhtem Grade inne geworden. Und umgekehrt: das Erschlaffende großer Hitze (wie ungewöhnlicher Kälte) verhilft uns zu einem anschaulichen Verständniß des indischen Quietismus, den alle Doctrin nur in abstracter Bläſſe uns vorführen kann. Das einzige, was unter solcher Hemmung der Spontaneität noch als Last und Schmerz empfunden wird, ist die Individualexistenz selber als solche, das bloße Dasein, und alle Nervenaffectionen gehen auf in dies negative Eine — der Schmerz wie die Leidenschaft schweigt, und Uebernahme eines positiven Schmerzes wird alsdann fast zur Erquickung, weil solcher noch ein affirmatives Innesein der Existenz in sich schließt, sodaß unter solcher klimatischen Einwirkung sogar die Kasteiung kaum einen Aufwand eigentlicher Selbstverleugnung zu erfordern scheint.

Schritt mit der Unzulänglichkeit der Sprache und ihren Homonymien ein Compromiß einzugehen, wollen wir nochmals betonen, wie im obigen Schema der Begriff „Stärke" nur eine proportionell-graduelle, nicht jene materiell-quantitative Differenz der Individualcharaktere angibt, welche erst in den Energiegraden ihren Ausdruck findet. Diese werden wir als selbständigen charakterologischen Factor, der allen andern Mischungen zum Träger dienen kann, für sich zu betrachten haben, während hier der conträre Gegensatz zu Stärke nicht eigentliche oder absolute Kraftlosigkeit, sondern Schwäche als Synonymon von Flauheit, Mattigkeit (in dem Sinne, wie man von Mattherzigkeit spricht) und Schlaffheit ist. — Desgleichen erkannten wir ja in der Reagibilität ein Attribut des Zusammenwirkens, als des Tangentialpunktes, von Wille und Motiv, sodaß auch deren Wesen der nachstehenden Formulirung, auf deren Verständlichkeit wir nunmehr rechnen dürfen, nicht hinderlich ist:

Das Temperament ist der Exponent für das rein formale Verhältniß zwischen Wille und Motiv, drückt sozusagen nur das Gesetz des Mechanismus der Willensbestimmungen aus, also ein blos Proportional-Quantitatives (nicht ein Material-Quantitatives, als welches erst in der Charakterenergie gegeben ist), das jede qualitative Bestimmtheit erst anderswoher bezieht.

In Ansehung der Energiegrade können folgende Erwägungen dienen, die Vereinbarkeit großer Differenzen innerhalb derselben mit verschiedenen Temperamentsformen zu erhärten. Wenn den reinen Phlegmatiker sein Gleichmuth, also ein inneres Gleichwiegen, auszeichnet, so ist damit noch gar nicht darüber entschieden, ob es kleine oder große Gewichte sind, die in je zwei Schalen der Doppelwage liegend einander die Balance halten; und ebenso wenig beweist momentaner Ungestüm des Cholerikers, wenn er sich nicht zugleich in stetiger Wiederkehr auf ein identisches Ziel richtet, für einen hohen Grad wahrhaft inten-

siver Kräftigkeit. Ja, selbst der Anämatiker kann ein beträchtliches Quantum Energie in sich hegen, nur daß es an Kleinigkeiten verzettelt wird. Am Sanguiniker endlich aber compensirt sich die scheinbare Geringfügigkeit leicht in desto lebhafterm Wechsel innerhalb kurzer Zeitintervalle. Es gibt sogar einen bloßen Schein träger Passivität, wo dennoch über einen reichen Fonds nachhaltiger Energie verfügt wird. Das zeigt sich namentlich bei solchen Phlegmatikern, die zugleich δύςκολοι sind und von ihren Handlungen keinen rechten Erfolg erwarten: ihr Wollen scheint erlahmt — sie leiden lieber, als daß sie sich der gleichfalls nicht schmerzlosen Mühe des Handelns unterziehen; aber was sie scheuen, was sie abhält, die Anstrengung des Thuns auf sich zu nehmen, ist weniger die Beschwerde der thatsächlichen Ausführung, als der bestimmende, die Initiative ergreifende Willensact selber — sie sind eben nur schwer bestimmbar, aber sind sie einmal über den Anlauf hinaus, so setzen sie das Werk mit nachhaltiger Consequenz fort und scheinen fast mühelos, wie die gestoßene Kugel bergab, zu laufen, keiner weitern Impulse bedürftig, wie sie z. B. beim Choleriker c noch oft nöthig werden; denn diesem ist es wirklich — gerade weil das Stoß- und Ruckweise zu seiner Thätigkeitsform gehört — eigen, daß in die Pausen seines Handelns und außerdem nach allen Richtungen, in welchen er augenblicklich nicht gerade beschäftigt ist, Striche von Indolenz oder Apathie fallen. — Wie es Leute gibt, die das instinctive Gefühl des Hungers nicht kennen, aber doch mit starkem Appetit essen, wenn die Speisen erst vorgelegt sind: so drängt sich der Phlegmatiker nicht zum Handeln heran — aber einmal darin, läßt er es an sich durchaus nicht fehlen, sondern „greift tapfer zu", wiewol ihm die lebhafte Irritabilität abgeht, welche rasch zufährt in hinderndem oder ausführendem „Einschreiten."

Ueberhaupt müssen meine Vorschläge dringend wünschen, mit völliger Unbefangenheit aufgenommen zu werden; denn wer gewissen, wahrscheinlich mitgebrachten, Nebenvorstel-

lungen nicht zum voraus entsagt hat, kann ihnen nimmermehr gerecht werden. Solange z. B. jemand „phlegmatisch“ für ein halbes Schimpfwort nimmt und sich deshalb nicht unter dieser Rubrik aufsuchen mag, hat er die Intention der Tabelle noch gänzlich verkannt. Nicht minder, wer etwa umgekehrt das cholerische Temperament als schlechthin unvereinbar mit echter Weiblichkeit ansieht und gleich beleidigt auffahren möchte, wenn man ihm sagt, seine edle Freundin sei eine reine Cholerikerin, — als ob heftiges, ungebändigtes Aufbrausen das eigentliche Kennzeichen und innerhalb des weiblichen Geschlechts der „Hausdrache“ der einzige denkbare Typus für dies Temperament wäre, oder man zum mindesten eine Virago sich dabei vorstellen müßte. Nichts von alledem! Solcher Irrthum beruht aber wiederum auf der falschen Annahme, jedes der acht Merkmale sei absolut oder wol gar im Extrem des Superlativs zu verstehen; während das Richtige ist, sich überall die doppelte Relativität gegenwärtig zu halten, nach welcher es abgeschätzt sein will: nämlich einerseits nach seinem Verhältniß zum Durchschnitt überhaupt und andererseits nach seiner Proportion zu den drei andern, neben ihm in derselben Individualität bestehenden Temperamentsfactoren. Es hat also niemand von seiner Temperamentsbeschaffenheit ohne weiteres etwas für seinen guten Ruf zu besorgen. Wer sich umzusehen weiß, kann sich unschwer stillgefestete Frauennaturen vergegenwärtigen, die er cholerisch a nennen muß, weil bei ihnen Geist und Herz mit gleicher Lebhaftigkeit der Welt offen stehen und ihr Gemüth an Tiefe der Impressionabilität und Nachhaltigkeit der Reagibilität von keinem sich übertreffen läßt; dennoch haben sie nichts von einer Heroine an sich und beweisen ihre Größe meist nur im Dulden und geräuschloser, doch nie ermattender Hülfe bei fremder Noth; ist doch Virtuosität im Leiden, zumal auch im Ertragen körperlicher Schmerzen und Entbehrungen (besonders des Schlafes) ein Stärkevorzug des sogenannten schwächern oder zartern Geschlechts, welchen kein Mann

bestreiten wird, der überhaupt offenen Auges in einer Familie gelebt hat.

So verkehrt es aber wäre, die Energiegrade von Spontaneität und Reagibilität schlechthin trennbar zu denken, da sie ja doch innerhalb dieser Formen sich manifestiren müssen, so widersinnig und obendrein für jede einheitliche charakterologische Auffassung vernichtend würde es sein, die Impressionabilität als durchaus indifferent gegen jeden beliebigen Inhalt rein für sich festhalten zu wollen. Vielmehr werden wir uns jeder Stelle zu freuen haben, an welcher sich ein Ansatz darbietet, von dem aus sich zu andern Theilen der Charakterologie Viaducte hinüberführen lassen. Haben wir es bei der Temperamentslehre nur mit Graden zu thun, so interessirt uns ja in der Ethik wie in der Posodynik der nach diesen Graden gemessene Stoff: in jener bekommen die Thätigkeiten, in dieser die Eindrücke ihren Inhalt — und Gut und Böse, Schmerz und Lust treten als materielle Eintheilungsgründe in Geltung; womit sich sofort das Dictum erledigt: die Tugend sei Temperamentssache, welches neuerdings sogar in dem Sinne repristinirt ist, daß das abstracte Quantum Willensenergie das Maß der ethischen Dignität bestimmen soll. Ob insofern etwas Wahres daran ist, als das eine Temperament mehr als das andere geeignet ist, sittliche Tüchtigkeit zu garantiren, ist eine andere Frage, deren völlige Erledigung erst bei Betrachtung der Mischungen ungleichartiger Individualitätselemente zu Stande kommen kann.

Wir begnügen uns für jetzt, als mit dem Resultat unsers bisherigen Ausscheidungsprocesses, damit, nochmals zu constatiren, wie die sogenannten vier Temperamente nach gewöhnlicher Namengebung gar nicht einmal unius generis sind, daher einige Paare unter ihnen einander so wenig ausschließen, daß innerhalb derselben Individualität zwei nebeneinander in voller Integrität bestehen könnten. Doch wollen wir hier nicht durch eine ausführlichere Kritik frem-

der Definitionen den Raum für positive Darlegungen noch weiter beengen.

Nur sofern es nöthig scheinen kann, unsere eigenen Aufstellungen gegen die Angriffe bewußter oder unbewußter Misdeutungen zu umwallen, mögen hier noch einige Einzelbemerkungen die Stelle vorgeschobener Posten einnehmen. In solcher vorbeugenden Absicht also werde daran erinnert, daß die Relativitäten von rasch und langsam, flüchtig und dauernd oder nachhaltig nicht an einer Secundenuhr ihren Maßstab haben: Phlegmatiker werden so oft in Minuten „aufgebracht", wie Sanguiniker jahrelang unter der Nachwirkung eines einzigen Impulses fortgeschoben werden können, sodaß z. B. von hieraus nichts im Wege stände, einen Alexander den Großen den Sanguinikern beizuzählen. Im allgemeinen aber kann man sagen: dem Sanguiniker sind mehr die Affecte, dem Choleriker mehr die Leidenschaften eigen. Der „mobile" Sanguiniker mit seiner nichtalternden Jugendlichkeit veranschaulicht das Sprichwort: „Am rollenden Stein wächst kein Moos"; der unermüdliche Choleriker handelt nach dem Wahlspruch: „Rast' ich, so rost' ich." Und die seit Hegel beliebte Vermengung der Temperamente mit den Eigenthümlichkeiten der Lebensalter enthält doch so viel an Richtigem, daß man allerdings zugeben kann: den ersten zwanzig Jahren steht das sanguinische, den zweiten das cholerische, den dritten das phlegmatische und dem Rest das anämatische Wesen am natürlichsten (letzteres namentlich in der Form des Anämatikers c, wozu die Unversöhnlichkeit der Greise stimmt. — „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 267:

> The young man's wrath is like light straw on fire;
> But like red-hot steel is the old man's ire);

nämlich so wie jedes Musikstück in verschiedenen Octaven gespielt werden kann, aber nur eine die seinem Inhalt angemessenste ist, und wie zu Baßnoten ein beschleunigtes Tempo sich nicht schicken will. Und wenn die Melodie

eines Volksliedes als Marsch oder Tanzstück verwendet wird, ist das nicht, wie wenn ein Charakterinhalt, welcher zum Wesen eines Phlegmatikers c harmonisch am besten stimmt, sich genau wiederfindet bei einem Choleriker b oder einem Sanguiniker?

Nicht einmal der ursprünglichen Etymologie des Wortes Temperament (-temperare-) sind wir gänzlich untreu geworden — denn ob wir die Temperamente zwar nicht aus Säftemischungen herleiten, so stellen sie doch auch uns ein Mischungsverhältniß, nämlich der Strebungs- und Aneignungsformen dar, und der beibehaltene Name zielt uns überdies ab auf das Product des Zusammenwirkens von rein Innerlich-Subjectivem mit dem von außen Hinzutretenden.

Da liegt denn die Versuchung nahe, die Temperamente recht einfach die Grade der Elasticität des Willens, oder noch kürzer: psychische Elasticitätsgrade zu nennen. Allein es ist uns bewußt, wie auch dies sein sehr Misliches hat. Denn wie dem Willen eine von allen Unterschieden nach Temperamenten unabhängige Schnellkraft innewohnt, offenbart sich in all den Fällen, wo derselbe, lange reprimirt, in Thaten der Verzweiflung ausbricht, selbst wenn er nur über ein Minimum physischer Kraft verfügt. Dann ist er einer entfesselten Springfeder gleich, die mit einmaligem Aufschnellen alle Nachhaltigkeit der Wirkung verliert, während die eingeschlossene — der gebändigte, aber nicht dem Geknicktwerden allzu nah gebrachte Wille — stetig fortrückt und, als Uhrfeder, wieder aufgezogen werden kann — was mit der in Revolten „verpufften" Volkskraft z. B. nicht mehr möglich ist.

Doch unbeirrt von diesem latus claudicans unsers simile schließen wir im Interesse übersichtlicher Recapitulation unsere Darlegung mit folgender Vergleichung: der Anämatiker ist einer Hohlkugel von dünner Guttapercha, der Sanguiniker einem massiven Gummiball, der Choleriker einer elfenbeinenen Billardkugel, der Phlegmatiker

einer eichenen Kegelkugel ähnlich; wobei nicht verschwiegen werden soll, daß das Bild das Moment der Reagibilität ein wenig auf Unkosten der Spontaneität veranschaulicht. Der Schwerpunkt des tertium comparationis fällt vielleicht mit etwas zu großem Nachdruck in die Fähigkeit, die ursprüngliche Gestalt und Dimension nach erfolgtem Anprall in mehr oder minder fester Selbstbehauptung wiederzugewinnen. Dann stände an dem Extrem, welches in unserer Tabelle der Anämatiker c einnimmt, eine weiche feuchte Lehmkugel, die jeden Eindruck voll empfängt und dauernd festhält, bis sie bei allzu heftigem schmalflächigem Stoß auseinanderbricht oder bei breitflächigem zur Scheibe, wo nicht zu amorpher Breimasse gequetscht wird. Aeußerlich angetrocknet mit spröder Oberfläche entspräche sie dem Phlegmatiker b, der ja als Subspecies nach Kantischer Scheidung schon vom wackern (sthenischen) zum trägen (asthenischen) Phlegma sich hinüberneigt. Jenes, bei uns phlegmatisch a und c, läßt sich meistens wohl willig umherschleudern und trägt in der Regel nur Schrammen davon; aber wenn es alles ohne viele zarte Rücksichten vor sich niederwirft, gibt es zuweilen doch auch tiefgehende Risse, welche nur die zähe Textur nicht zu zertrümmernden Spalten werden läßt.

2. Fortsetzung. Die Temperamente in ihrem Verhältniß zu Constitution und Naturell.

Noch weniger als oben ein Zusammenhang zwischen Temperament und sittlicher Tüchtigkeit gänzlich in Abrede gestellt werden durfte, läßt sich eine Art von Verwandtschaft verkennen, in welcher die Temperamentsunterschiede zu gewissen Eigenheiten der organischen Systeme stehen. Dennoch wird auch bei deren Betrachtung sich ergeben, wie es nach dem augenblicklichen Stande der wissenschaftlichen Debatte uns mehr obliegt, dem Gesetze der Specification

als dem der Homogeneität Genüge zu thun; denn es ist bisher, wie überhaupt, so auch in diesem Stücke, auf unserm Gebiete augenscheinlich mehr durch Vermengungen und Verwechselungen gegen das: entium varietates non temere esse minuendas, als durch haarspaltende Divisionen und Subdivisionen wider das: entia praeter necessitatem non esse multiplicanda gesündigt worden. — Vollends seitdem eine von jedem „Kriticismus“ sich emancipirende materialistische Anschauungsweise die Versuche gehäuft hat, den Ausgangspunkt für die Psychologie von der physiologischen Empirie, statt von den Urphänomenen des Bewußtseins zu nehmen, scheint es an der Zeit, dem somatisch Accidentellen mit Nachdruck seinen Platz an secundärer Stelle anzuweisen, mag es übrigens unter dem Namen „Constitution“ oder mit indischer Terminologie als Tama Guna (vgl. Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Aufl., I, 379, und: „Wille in der Natur“, 2. Aufl., S. 31 fg.) seine Prätensionen erheben.

Unsere nächste Aufgabe, nach dem suum cuique das Temperament und seine Varietäten fest zu umzirken, erlaubt uns, ein mehr negatives Verfahren innezuhalten, und enthebt uns damit zugleich einem guten Theil der Schwierigkeiten, welche das Unzulängliche der vorgefundenen Determination des Begriffs „Constitution“ mit sich bringen könnte. Offenbar streiten sich um dessen Zugehörigkeit Physiologie und Pathologie. Allein, während wir bei der Aufstellung der Temperamentsgruppen nicht anstanden, auf eigene Verantwortung am Traditionellen Umdeutungen, ja selbst die Entziehung von Namen und Gebietstheilen vorzunehmen, ja gerade auf diese Weise es möglich machten, behufs der zu rettenden Verständlichkeit nicht allzu weit von den durch Ueberlieferung fest gewordenen Vorstellungen uns zu entfernen, — handelt es sich ja hier nicht sowol um eine Revision direct psychologischer Glaubensartikel, als um die Anlehnung an bestimmte Fachwissenschaften, und es ziemt sich, dabei Autoritäten für diese nicht ungefragt zu lassen.

Cäsar hatte die Constitution im Auge, als er seine instinctive Scheu vor den magern und sein Vertrauen zu den fetten Bürgern aussprach. Ihr entlehnen die Medicaster die beiden Zauberwörter „hypochonder" und „hysterisch", mit denen sie sich so gern die unbequemsten Patienten vom Halse schaffen; und auf ihre Geheimnisse berufen sich die „nervösen" Damen und Herren, sobald sie durch ihre Launen schwierig werden. Wenn aber Disposition und Prädispositionen, Disponirtsein und Nichtdisponirtsein in der Constitution und den auf diese wirkenden Einflüssen ihren Grund haben, so ergibt sich jedenfalls eine, wenngleich umständlich vermittelte, Beziehung zu gewissen Vorbedingungen des sittlichen Lebens, und soweit dieses an Stimmungen, Liebhabereien für bestimmte Beschäftigungen, überhaupt idiosynkratischen Sympathien und Antipathien, und nach den Objecten sich differenzirenden Neigungen und Aversionen, Gelüsten der Völlerei, Trunksucht, Wollust u. s. w. (S. 2) seinen Inhalt bekommt, steht es in einem engern oder losern Causalverbande zu demjenigen Complex physiologisch-pathologischer Vorgänge, welcher am kürzesten als Constitution bezeichnet wird. Daß eben viel Pathologisches hineinspielt und insbesondere gewisse inveterirte Anomalien in den physiologischen Processen, macht es zugleich erklärlich, warum im Kindes- und Knabenalter noch selten an die Constitution appellirt wird. So viel erkennt auch der Laie; und wo er mit den Intentionen des Philosophen an diese Dinge herantritt, muß es ihm gestattet sein, ehe er die Specialforscher zu Worte kommen läßt, eine Erinnerung vorzubringen daran, daß doch auch diese — in der Sprache Spinoza's gesprochen — modi und accidentellen Phänomene in der Substanz, oder, Kantisch-Schopenhauerisch ausgedrückt, im Ding an sich, im präexistenziellen, intelligibeln Wesen, ihr Correlat haben müssen, wenngleich dessen Nachweisung kaum je gelingen wird (vgl. vom entgegengesetzten Ausgangspunkt dasselbe gesagt in Schopenhauer, „Paralipomena", 1. Aufl.,

§. 102 b, gegen Ende). Demgemäß ist denn auch den hier einschlagenden Problemen in einer ausführlichen Charakterologie ihre eingehende Betrachtung zu reserviren.

Hiermit ist zugleich die nöthige Verwahrung eingelegt gegen die in nachstehenden Citaten auf andern Grundanschauungen fußenden Behauptungen.

Zunächst freilich bewahrt Johannes Müller seinen Charakter als philosophisch geschulter Physiolog darin, daß er ausdrücklich vor einer Verwechselung von Constitution und Temperament warnt. Er sagt in seinem „Handbuch der Physiologie des Menschen" (Koblenz 1840), II, 575 fg.: „Allerdings liegt es sehr nahe, in den Grundformen der Functionen und ihrer organischen Systeme eine Begründung der Temperamente zu suchen, z. B. in dem vegetativen, motorischen und sensibeln System, und von dem Vorwiegen eines dieser Systeme die geistigen Eigenschaften der Temperamente abzuleiten. Aber die Muskelkraft ist weit entfernt, cholerisch zu machen — es gibt sehr hagere Menschen genug von entsetzlichem Phlegma.*) .... Man muß vielmehr von den Temperamenten gewisse physiologische Constitutionen unterscheiden, die allerdings auf die relative Ausbildung der organischen Systeme gegründet sind, wie die muskulöse, vegetative, sensible Constitution, welche sich mit den Temperamenten verbinden können. Was die Lehre von den Temperamenten gar verwirrt hat, ist die Vermischung der pathologischen Constitutionen mit dem Temperamente. Da sollen die Phlegmatiker lymphatisch sein .... die Sanguinischen führt man bis zum phthisischen Habitus und zur phthisischen Constitution .... die Choleriker sollen zu Krankheiten der Leber disponirt sein. ... Es gibt jedoch viele Choleriker, die sich im Affect alles eher verderben als die Leber, z. B. schlecht verdauen,

*) Und, setze ich hinzu, nicht weniger zu Corpulenz inclinirende Choleriker.

Herzklopfen bekommen, zittern und zucken." — Im übrigen aber nennt er die Aufstellung der Temperamente „uralt, vortrefflich und vielleicht unverbesserlich" und nur „die Begründung der Alten so fehlerhaft als ihre Ansichten von den Grundbestandtheilen des menschlichen Körpers"; und danach, daß, wenigstens für den Sanguiniker und Melancholiker, auch ihm das Ueberwiegen von Lust oder Unlust den Eintheilungsgrund hergibt, ist es zu würdigen, wenn er in die Bestimmung der Temperamente auch „die Nahrung, welche die Strebungen und Gemüthserregungen in der Mischung und in den Zuständen der organisirten Theile — also in der Constitution — vorfinden", aufnimmt; was uns wenigstens das Recht bestätigt, in einer Charakterologie diese Momente nicht außer Acht zu lassen.

Dem Physiologen lassen wir jetzt den Pathologen an die Seite treten.

Bei Wunderlich finden wir folgende Bestimmung („Handbuch der Pathologie und Therapie" [Stuttgart 1854], Bd. 2, Abth. 1, S. 3 fg. mit Beiziehung einer Stelle aus Bd. 1 [Stuttgart 1850], S. 212): „Die Constitution ist der Inbegriff der gesammten Organisationsverhältnisse des Körpers .... sie ist zuvörderst zu betrachten als noch in der Breite der Gesundheit belegen — hört aber auf normal zu sein, wenn alle oder sehr viele und namentlich wichtige Theile des Körpers abnorme Zustände, abnormes Functioniren zeigen.... Die Constitutionsanomalien, unermeßlich und unzählig in ihrer Mannichfaltigkeit, müssen doch behufs der Betrachtung und Beschreibung in künstliche Kategorien abgegrenzt werden. ... Nur ist niemals zu übersehen, daß .... viele der natürlichen Vorkommnisse nicht in die gemachten Kategorien, sondern auf die Grenzen fallen, welche das System gezogen und für welche der Gebrauch keinen Namen geschaffen." — Natürlich gilt etwas ganz Analoges für jeden Versuch charakterologischer Analyse, was bei dieser Gelegenheit ein für allemal bemerkt sein möge; verhält es sich damit doch kaum

anders als mit der Abgrenzung der Jahreszeiten je nach astronomischer Bestimmung im Kalender und nach dem, der wirklichen Witterung bei seiner Eintheilung folgenden Volksgefühl: die populären Bezeichnungen werden ein großentheils außerhalb der oben abgesteckten Markzeichen fallendes Gebiet befassen, nach beiden Seiten vom einen ins andere hinübergreifend.

Aber von der hier in Rede stehenden Verpflichtung, die Lehre von den Temperamenten in sofortigen Zusammenhang zu bringen mit der Constitutionsdoctrin, entbindet uns vollends der weitere Satz (a. a. O., S. 7): „Auch hier wie überall grenzt das für normal Erachtete in so unmerklichen Uebergängen an das unbezweifelt Krankhafte, daß Physiologie und Pathologie ein sehr breites gemeinschaftliches Gebiet haben.“ — Wir würden also hier kaum einen Schritt vorwärts thun können, ohne das Terrain der Psychiatrie zu betreten, für welche wir doch höchstens einige Vorarbeiten zu liefern haben.

Nach dem pathologia docet physiologiam möchten wir uns aber noch über einen andern Begriff Raths erholen bei den Empirikern — doch da sehen wir uns erst recht vergeblich nach exacten Bestimmungen um und finden uns also auf den Sprachgebrauch in seiner allervagesten Unsicherheit angewiesen, wenn wir uns das Verhältniß des Naturells klar zu machen suchen, einerseits zum revidirten Temperamentsbegriff, andererseits zu der Sphäre, deren Betrachtung Gegenstand der Posodynik sein wird.

Das Etymon scheint hierbei die schwankende Flüssigkeit des Begriffs lediglich sanctioniren zu wollen — nur so viel läßt sich sagen: keineswegs jede „natürliche Anlage“ — vorneweg kaum jemals die intellectuelle — ist in diesen Namen mit einbegriffen. — Eine andere Limitation läßt sich nach der Wahrnehmung aufstellen, daß bei einem Manne, welcher das dreißigste Lebensjahr überschritten hat, nicht leicht jemand sich getrauen wird, von Naturell zu sprechen. Sollte man daraus schließen dürfen, daß es sich

zum Charakter verhalte, wie die Jugend zum Alter, wie der Herling zur reifen Traube? Schlägt nicht auch ein Uebergewicht somatischer Bestimmungsgründe über die Macht der Reflexion dabei vor? Und verharrt nicht beim weiblichen Geschlecht, mit seiner, der des Jugendalters ähnlicher bleibenden, Charaktergestaltung, das Naturell länger in Geltung als beim männlichen? — Dem einen neidet man sein heiteres, „glückliches", den andern empfiehlt sein liebenswürdiges, am dritten beklagt man sein wildes Naturell. Aber auch Eigensinn und Furchtsamkeit hören wir als Sache des Naturells bezeichnen. Kurz, wie bisher unter das Temperament, so werden noch jetzt unter diesen Begriff die disparatesten Dinge zusammengefaßt, und man möchte sich dieses Namens als eines herrenlosen Guts bemächtigen, um der Verlegenheit ein Ende zu machen, welche uns sofort entsteht, weil wir für die Gegensätze δύσκολος und εὔκολος keine vox media besitzen. Allein solcher Occupation steht der Umstand entgegen, daß dabei von dem doch wol wesentlichen Moment des Nichtentwickelten gänzlich müßte abgesehen werden. Wir denken bei Naturell wirklich allemal an ein Natürliches im Gegensatz zum Erkünstelten, Affectirten, Angelernten, Reflectirten und „Erworbenen"; und wenn auch dabei der ethische Gehalt gegen die Stimmungsfarbe zurücktritt, so haben wir darin doch immer erst eine, noch mancherlei Verwischungen der Lineamente bloßgestellte, Andeutung dessen, was am „reifen" Menschen als Dyskolie oder Eukolie sich deutlich ausprägt.

Dies läßt sich verdeutlichen durch ein entsprechendes Verhältniß auf mehr moralischem Gebiet: die sittliche Anlage, die in ihrer Erscheinungsweise noch nicht durch Erfahrung oder Selbsterziehung dergestalt umgeformt ist, daß sie im eminenten Sinne Charakter heißen könnte, wird wol G e m ü t h s a r t genannt, und gerade weil in beiden Fällen der Abklärungsproceß noch nicht vollzogen ist, behält dieser Begriff, wie der des Naturells, etwas Chaotisches, umfaßt

einen Complex verschiedenen Quellpunkten entstammender, nach verschiedenen Richtungen auslaufender Wesensäußerungen und theilt mit dem Naturell das Los, sowol mit Merkmalen der eigentlichen Temperamente wie mit solchen, welche ethische oder posodynische Differenzen bezeichnen (so ist von einer „finstern“ Gemüthsart die Rede), verbunden zu werden. *)

Immerhin also konnten uns diese beiden den Uebergang vermitteln zur nächstfolgenden Betrachtung.

3. Der Gegensatz des δύςκολος und εὔκολος als Maß der Leidensfähigkeit.

Wir treten in diesen, als Posodynik bezeichneten, Theil der Charakterologie ein mit dem Bewußtsein, daß wir mancherlei Einwände zu bekämpfen haben werden, aber auch mit der Hoffnung, daß der Hauptgedanke desselben leichter auf Beifall werde rechnen dürfen, als der befremdliche Name.

Nicht für diesen, wohl aber für die Terminologie des Gegensatzes innerhalb desselben dürfen wir das Recht in Anspruch nehmen, als Erben Schopenhauer's haus=

*) Ihrer antiquirten Terminologie entkleidet, treffen mit dem Obengesagten so ziemlich die Bestimmungen zusammen, welche die „Synonymik“ von Eberhard, Maaß und Gruber über „Sinnesart“ und deren Unterschied von „Gesinnung“ gibt. Die Artikel „Denkart“ (II, 50), „Denkungsart“ (ebend., S. 56 fg.) und „Gesinnung“ (III, 187 fg.) verdienen mehr als viele andere dieses Werkes nachgelesen zu werden. Uebrigens habe ich es mir nicht zur Aufgabe gemacht, längst Gesagtes blos zu tradiren — sondern Selbstgedachtes darzulegen, meist unbekümmert darum, ob andere schon Identisches, Aehnliches oder Widersprechendes vorgebracht hätten — est autem verum index sui et falsi, und wen das anmaßlich oder unbescheiden gesprochen dünkt, dem steht es ja frei, hinzuzufügen: nec non falsum sui et veri; dann hat er ja trotz alledem Aussicht, etwas zu lernen, wenn auch nur e contrario und per inversionem.

zuhalten, dem es als großes Verdienst um die Klarheit psychologischer Analyse angerechnet werden muß, daß er dies Element mit scharfem Schnitt ausgesondert und für sich hingestellt hat, obgleich er selber es noch dem Temperament subsumirt *): unter der Aegide dieses Heerführers wird ein Einbürgern dieser beiden Namen in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht ausbleiben, mögen auch die Philologen vielleicht dagegen die Einrede erheben können, der Sinn dieser Wörter bei den Alten selber — insbesondere bei Plato und Aristoteles — sei ein anderer, engerer und, bei δύςκολος wenigstens, ein nichts weniger als ethisch indifferenter gewesen. **) Daß die deutschen Begriffe Trübsinn und Frohsinn denselben Inhalt kaum annähernd wiedergeben, liegt auf der Hand, und wir müssen uns also schon bequemen, jetzt noch so wenig geläufige Begriffe soweit nur möglich mit Leichtigkeit zu handhaben.

Wichtiger ist es, gleich eingangs auch derjenigen Auffassung entgegenzutreten, welche geneigt sein wird, materialiter die ganze Untersuchung abzuschneiden durch die kategorische Behauptung: jede Dyskolie ist ein krankhafter Zustand. Das ist freilich eine petitio principii, welche den Stempel bornirtester Einseitigkeit deutlich genug an der Stirn trägt — wer nicht ist wie sie selber, den haben allezeit diese „Gesunden" par excellence am liebsten als „Lazareth- oder Bedlamcandidaten" beiseitezuschieben gesucht, und sich mit ihnen auf wissenschaftlicher Arena herum-

*) Die Hauptstellen hierüber finden sich in „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 372 fg., und „Parerga", 1. Aufl., I, 311 fg., und deren Inhalt ist beim Folgenden allerdings als bekannt vorausgesetzt.

**) Ob wir bei unserer Verwendung derselben auch mit den Linguisten in Collision gerathen werden, weiß ich nicht, da eine Notiz, welche ihre Etymologie in Verbindung mit der des lateinischen colere in der Kuhn'schen Zeitschrift bespricht, mir nicht zu Gesicht gekommen ist.

zubalgen, gibt niemals „ein Schauspiel für Götter“. Man könnte ihnen also einfach — Grobheit mit Grobheit abschlagend — das Goethe'sche:

> Den Teufel spürt das Völkchen nie,
> Und wenn er sie beim Kragen hätte,

auf den Laufpaß schreiben und sie ihrer eigenen Weisheit überlassen (belehren lassen sie sich nun einmal nicht: ein echter Eukolos kann ein ganzes pessimistisches System sich in abstracto angeeignet haben, es sogar gelegentlich seinen Predigten einverleiben, und zuletzt bleibt er doch dabei: so kann es wenigstens drüben besser gehen). Aber auch in respectablern und minder fanatischen Köpfen spuken noch Reste der Begriffsconfusion, welche die Melancholie als psychiatrische Erscheinung und das weiland sogenannte melancholische „Temperament“ nicht auseinanderzuhalten vermag, und diesen gegenüber ist immer wieder mit allem Nachdruck zu acceptiren, was jede Psychologie ausdrücklich lehrt oder stillschweigend anerkennt, und was auch Johannes Müller's Darstellung der Temperamente implicirt: die weitesten Abstände der (wie allerdings erst Schopenhauer erkannt hat, am einzelnen Individuum feststehenden) Maßverschiedenheiten in der Capacität für Schmerz und Lust können noch — nach dem obigen Ausdruck Wunderlich's — „in der Breite der Gesundheit belegen sein“; sonst hätte ja überhaupt niemals von einem melancholischen Temperament die Rede sein können (obgleich nicht geleugnet werden soll, daß dessen Begriff nach üblicher Bestimmung dem, was Schopenhauer unter Dyskolie verstanden wissen will, nicht schlechthin congruent ist).

Wer aber ganz populärer Belege bedürftig, der mag sich besinnen, daß doch „von Natur“ einer „ernster“ ist als der andere, dieser alles leicht, jener alles „gar zu“ schwer nimmt und „sich zu Herzen gehen läßt“; und daß er schon oft von Leuten hat sprechen hören, die unzweifelhaft sani mentis und doch geneigt seien, alles „schwarz

zu sehen“; wogegen andern die ganze Welt in rosenfarbenem Lichte erglänze, weshalb sie „sorglos“ hineintänzeln; und, damit auch hierbei die Gradunterschiede innerhalb jedes Gegensatzgliedes nicht übersehen werden, zugleich darauf, daß, wer „wohlgemuth“ (also „gutes Muthes“ und zuversichtlich des Gelingens gewärtig, oder „getrost“, d. h. im Vertrauen auf einen erwünschten Ausgang seines Vorhabens, oder „freudig“, nämlich vom Bewußtsein eines guten Zweckes getragen) seine Straße zieht, darum nicht schon „lustig“ heißen kann, noch „froh“, wer, vielleicht inmitten tiefster Wehmuth, an irgendeiner Kleinigkeit, etwa einer keimenden Blume u. dgl. „seine Freude hat“, sowenig wie jeder „nachdenklich“ Einherwandelnde für einen Griesgram zu halten ist. Desgleichen, und fast noch mehr, hüte man sich, Begriffe wie „lebenslustig“ und „humoristisch“ über Einen Leisten zu schlagen. Der specielle Theil der Charakterologie wird diese und noch manche andere Paarreihen in einer reich sich gliedernden Synonymik auseinanderzuhalten haben — also z. B. sowenig den Unterschied zwischen dem Dyskolos und Hypochonder wie zwischen dem Eukolos und Leichtsinnigen (es gibt sogar höchst „solide“ εὔκολοι — allerliebste Jungen, mit allem zufrieden, und als Arbeiter ebenso brauchbar und zuverlässig, wie gern gesehen als Mitgenießer des Feierabends) schuldig bleiben dürfen — während der allgemeine Theil nur feststellt, welche Elemente überhaupt in Betracht kommen, und an Mischungen nur erinnert, um zu zeigen, daß hier nicht blos von Hirngespinsten, sondern von Realitäten die Rede ist, die unter anderm Namen auch im täglichen Leben besprochen werden.*)

Jeder weiß, was gemeint ist, wenn ein Kranker klagt: der Schmerz ist nicht gerade heftig, aber äußerst empfind-

*) Die Physiker erinnere ich an die schlagende Analogie, welche die Thatsache darbietet, daß für verschiedene Stoffe verschiedene Wärmemaxima beobachtet werden.

lich — doch nicht jeder bedenkt, daß sozusagen der Sitz der „heftigen" Schmerzen die Spontaneität, der „empfindlichen" die Reagibilität ist — und daß demgemäß ein Dyskolos und ein Dyskolos nicht blos zweierlei, sondern vielerlei sein kann, je nachdem für die Schmerzen — sei es des Körpers oder des Gemüths — die eine oder andere der aufgeführten Temperamentsformen die Trägerin ist. Ob wir mit solcher Verdoppelung wirklich schon die Zahl der Windrose erreichen, oder ob sich nicht vielmehr manche unmögliche Verbindungen ergeben würden, muß gleichfalls unausgemacht bleiben.

Der in Rede stehende Gegensatz an sich gehört dem Selbstinnesein des wollenden Individuums im Gefühl an, und zwar dem Gefühl nach seiner Relation zu der Gesammtheit der Ereignisse, welche die Zwecke und Wünsche des Individuums — mögen dies nun subjective, mögen es die ganze Menschheit angehende sein — entweder fördern oder hemmen.

Wie sehr der posodynische Unterschied ein ursprünglicher, „angeborener", sei, beweisen die Fälle — sie sind keineswegs so selten, wie die meisten annehmen möchten — wo schon in der „glücklichen" Kindheit sich Lebensüberdruß kundgibt, ohne daß an eine verborgene Zerrüttung des Organismus zu denken wäre. In der Schule machen einem die δύςκολοι zu schaffen als ängstliche, selbstvertrauenslose Schüler, die nie wagen zu zeigen was sie wissen, und stets denken: es gelingt doch nicht; und einer Schülerarbeit ist folgender Seufzer entnommen: „Der Mensch wird überall zu wenig gefragt, ob er mit dem zufrieden, was mit ihm vorgenommen werden soll; er wird nicht einmal gefragt, ob er zur Welt kommen wolle oder nicht, und das ist ein großes Uebel, denn man geräth in große Verlegenheiten oft blos, weil man auf der Welt ist, und andere Leute nehmen es einem noch dazu übel."

Aber da kein charakterologisches Element irgendwo in

reiner Isolirung sich bethätigt, so ist auch bei diesem eine Rückwirkung auf die Gesammtfärbung der übrigen Manifestationen selbstverständlich, und wir haben es dabei durchaus nicht blos mit der Seite der Passivität zu thun; vielmehr wird die größere Empfänglichkeit für gewisse Klassen von Eindrücken die ganze Handlungsweise mitbestimmen (z. B. beim Choleriker, wenn dieser zugleich Dyskolos ist, ceteris paribus eine gewisse Dämpfung durch Vorsichtigkeit zu Wege bringen), wie sie andererseits nicht außerhalb alles Zusammenhangs mit der intellectuellen Begabung steht; denn es faßt offenbar der Dyskolos den Zustand vor und nach der Erfüllung seiner Wünsche (Willensstrebungen), also ohne Frage den länger andauernden, ins Auge; der Eukolos dagegen eigentlich nur die Thatsache des Erfülltseins, also ein wesentlich Momentanes.

Und endlich ist beim Uebergang zu den ethischen Grunddifferenzen auch dies noch zu bemerken, daß der Dyskolos ebenso gut aus fremdem als aus eigenem Leid Nahrung für seine Eigenheit ziehen kann, und der Eukolos seine Heiterkeit zuweilen doch nur um den Preis relativer Gleichgültigkeit gegen das Elend der Mitmenschen bewahren mag; ohne daß dadurch schon der Satz zu einem haltbaren wird: jener habe vor diesem den Vorzug größerer Liebesfähigkeit, oder dieser sei an sich schon egoistischer geartet.

4. Die ethischen Grunddifferenzen.

Was für die bisherige Betrachtung schon durchblickte: es gibt nicht nur Hell und Dunkel, es gibt auch Farben in der Buntheit des individuellen Lebens — das tritt nun vollends zu Tage, wo die Phänomenologie des Willens dessen primäre Naturformen hinter sich läßt, um bis an das Problem vorzudringen, ob dem substantiellen Grundwillen selber eine Heterogeneität in den verschiedenen In-

dividuen zukomme, oder ob ein mit sich identisches Urwesen in allen Wechselerscheinungen seine Homogeneität behaupte.*)

Wir sehen dieselbe Drohung bei dem egoistischen Feigling Angst, bei dem edeln Helden abwehrenden Zorn, bei dem Mitleidigen, der zur Hülfe unfähig, Trauer, bei dem grausamen Zuschauer Schadenfreude erregen — also nicht bloß quantitativ, sondern auch materialiter verschiedene Wirkungen auf die gleiche Ursache erfolgen. — Das gibt uns statt blos gradueller Unterschiede specifische Differenzen — und zwar jene, die „unter dem Standpunkt des Sollens" die Moral specialisirt.

Dennoch geht uns dabei nicht der ganze Inhalt der sogenannten Tugendlehre an — nämlich nicht derjenige, welcher sich mit Dingen beschäftigt, die wir bloße Auxiliartugenden, formale, indirecte Hülfsmittel der Tüchtigkeit, der virtus oder χρηστότης, bloße Dienerinnen der einzigen Cardinaltugend, der Liebe, oder uneigentliche Tugenden, nennen möchten, weil sie, an und für sich adiaphorer Bedeutung, ebenso leicht bösen wie guten Zwecken förderlich sein können; wie: Fleiß, Sparsamkeit, Reinlichkeit**), Ord-

---

*) Nachdem dies längst zum ersten mal gedruckt war, fand ich bei Schopenhauer das Bekenntniß (welches Frauenstädt: „Aus Schopenhauer's Nachlaß", S. 397 fg., mittheilt), auch seine Philosophie habe dies „schwerste aller Probleme" nicht gelöst; und eben weil ich mich nicht für den einen ausgebe, der nach ihm „diesen Abgrund zu beleuchten und erhellen" sich getraut, verweise ich auf das dort Gesagte, als auf ein Zeugniß, daß die im „besondern Theile" gegebenen Erörterungen einschlagender Fragen mit ihrer scheinbar unverhältnißmäßigen Ausführlichkeit volle wissenschaftliche Berechtigung haben.

**) Wie insbesondere der am Mädchen doppelt löbliche Sinn für äußere Sauberkeit doch auch zu einem Hemmniß werkthätiger Liebe werden kann, ist trefflich hervorgehoben in einem Artikel der Schmid'schen Encyklopädie von Flashar über Mädchenerziehung. Von noch weiter gehenden Verirrungen, die einen monomanischen Charakter annehmen, wird bei den „charakterologischen Abnormitäten" die Rede sein; hier aber mag schon eines idiosynkratischen Abscheues vor allem Schmuz, vollends vor Ungeziefer, gedacht werden, vermöge dessen ein

nungssinn, Mäßigkeit, Consequenz, Muth, Mäßigung, kurz, alle die Eigenschaften, welche dem sittlichen Wirken an der Hand der Klugheit wol den Spielraum ebnen, aber nimmermehr ihm den Kanon aufstellen können. Die Anlage zu diesen allen ruht theils auf den bereits genauer besprochenen, theils auf den auf S. 2 fg. und 40 zu vorläufiger Erwähnung gelangten charakterologischen Elementen, und sie bekommen eine ethische Geltung erst durch den Gehalt der Motive, denen sie unterthan sind — stehen also dem eigentlich sittlichen Leben kaum näher als die physiologischen Functionen: Essen, Trinken, Schlafen, Athmen u. dgl., die an sich auch weder gut noch böse sind und doch sowol Werke der Tugend wie der „Sünde" werden können; letzteres insbesondere, wo die „Gelüste" als „Laster" sich verfestigen, welche, im Unterschiede von bloßen „Untugenden"*), so gern aus dem Boden der Constitution ihre Nahrung ziehen.

Seitdem aber mehr und mehr das öffentliche Gewissen gefährdet wird durch den Rückfall in eine „heidnische" Anschauungsweise, welche die politische Zuverlässigkeit zum eigentlichen Kriterium sittlichen Werthes erheben und, täglich ans Zeitungspublikum gewöhnlichen Schlages sich adressirend, oder deutsche Literatur in plattester Moralisirung

---

mildthätiges Frauenherz leichter sich entschließen würde, das letzte eigene Hemd wegzuschenken, als eins, an welchem der bekannte „Armeleutegeruch" haftet, auch nur mit den Fingerspitzen anzufassen.

*) Man wird nämlich wol nicht irregehen, wenn man den Begriff „Untugend" als bereits durch den Sprachgebrauch auf das Gegentheil einiger von den oben sogenannten Hülfstugenden eingeschränkt betrachtet. Letztere faßt Jean Paul in seiner „Levana", §. 122, S. 650 (2. Aufl., 1814), unter dem Begriff „sittliche Technik" zusammen, wohin er auch die Cardinaltugend der Chinesen, die Höflichkeit, rechnet, und dazu würde es stimmen, daß man auch solche unliebsame Eigenschaften wie Zudringlichkeit unter die „Untugenden" zählt (welche man im Sinne von schlechten Angewöhnungen ja selbst Thieren beilegt).

historisch kritisirend, virtus mit Tugend, durch Scrupel leicht beirrte Schwäche mit äußerster Verworfenheit identificiren möchte, — seitdem ist es erst recht an der Zeit, der urtheilenden Gerechtigkeit ein sichereres Fundament unterbreiten zu helfen durch Aufzeigung des planen, saubern Baugrundes, auf welchem allein eine wirklich einheitliche Construction der Thatsachen des sittlichen Bewußtseins möglich erscheint.

So zahllos nämlich die Abstufungen sittlichen Werthes sind, so genügt doch zu vorläufiger Absteckung der Grenzen jenes Grundschema, welches Schopenhauer an mehrern Stellen vorgezeichnet hat; die Mischungsverhältnisse und ihre Relation zu den bereits erwähnten Coëfficienten werden nur um so übersichtlicher, wenn wir zunächst die Fundamentalgegensätze recht klar fassen; sogar einige Grellheit von Weiß und Schwarz kann einstweilen nicht schaden — das verwaschene Grau drängt sich immer noch früh genug der Betrachtung auf.

Die Natur, d. h. der Inhalt, der für den gegebenen Individualcharakter wirksamen Motive ist der Eintheilungsgrund bei der ethischen Classification der Individuen und kann nicht einfacher bezeichnet werden als durch: 1) eigenes Wohl, 2) fremdes Wehe, 3) fremdes Wohl, 4) eigenes Wehe, denen parallel stehen: 1) Egoismus, 2) Bosheit, 3) Mitleid, 4) Ascese; während „Gerechtigkeit" der ruhende Wagebalken heißen kann, der die Balance zwischen 1) und 3) vermittelt. (Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 695; coll. „Ueber die Grundlage der Moral", 2. Aufl., besonders §. 16, S. 209 fg., §. 20, S. 252 fg.)

Das rein ethische Element gibt dem Lebensdrama seinen Inhalt und Gehalt — entspricht den Acteurs selber. Das Temperament entscheidet über das Tempo ihrer Gesten; Constitution und Naturell bestimmen Maske, Costüm und Manieren (also das Costüm der Seele); den Unterschied des Eukolos und Dyskolos gibt die Helligkeit oder Düster-

niß der Decorationsbeleuchtung wieder, und das die Handlung accompagnirende Orchester hat danach eine Dur- oder Moll-Tonart zu wählen, während die Energiegrade an dessen Forte oder Piano ihren Ausdruck finden, wie Constitution und Naturell zugleich auch an der Klangfarbe der verschiedenen Instrumente.

Besonderer Theil

oder

Ausführungen.

Uebergang.

Beobachtungsformen und Fundstätten der Charakterologie.

Der „allgemeine Theil" hat diejenigen Kategorien zusammengestellt, aus deren Fachwerk die Mischungselemente, unter Mitbetracht ihrer verschiedenen Grade, zu so reichen, nimmermehr auszuzählenden Permutationen zusammentreten können. Aber es ergab sich auch, daß eine unangreifbare Nebeneinanderordnung des Nächstzusammengehörigen sich an keinem Punkte durchführen lasse, da kein Element vom andern absolut getrennt werden darf, weil eins das andere alternirend fordert und bindet. Diese bunte Fülle des Mannichfaltigen macht eine überall sichtbare Stetigkeit des Fortgangs geradezu unmöglich und schützt uns sogar bei scheinbar willkürlichem Herausgreifen einzelner Kreuzungen gegen den Vorwurf, die Aufgabe systematischer Reihenbildung aus dem Auge zu verlieren.

Noch weniger aber kann die Charakterologie es übernehmen, in dem Sinne zu einem „Bestimmen" jeder belie-

digen Individualität anzuleiten, wie etwa eine systematische Botanik oder Zoologie die sämmtlichen Merkmale der bekannten Pflanzen oder Thiere so vollständig anzugeben hat, daß jede Verwechselung ausgeschlossen ist. Zwar soll auch unsere Wissenschaft die verschiedenen Species kenntlich machen; aber ihre Beschreibungen kommen nicht aus mit bloßen Nominalformen, sondern werden ebenso oft das Verbum zu Hülfe nehmen müssen; denn gleich dem chemischen Element ist die Persönlichkeit vor allem zu prädiciren nach der Weise, wie sie „reagirt". Deshalb ist es mit dem Seciren oder Zergliedern nicht gethan; vielmehr müssen wir ein Verfahren einschlagen, dem analog, was von Liebig — mit stillschweigender Anerkennung des Willenswesens in allem Realen — von der Methode des Chemikers sagt: „Jedes Ding hat seinen Charakter; wir suchen es zum Handeln zu bringen, um daraus das, was ihm eigen ist, zu erkennen." Selbstverständlich jedoch steht dem Charakterologen noch weniger volle Experimentirfreiheit zu als wie dem Physiologen — denn jenes Versuche würden leicht noch grausamer ausfallen als dieses Vivisectionen. Am allerwenigsten aber dürfen wir uns die Menschenexemplare einfangen, wie der Sammler seine Käfer, um sie dann aufgespießt in seinen Glaskasten zu stecken. Also sieht sich der Charakterolog meist auf die Kunst des Beobachtens angewiesen, und sie ist für ihn eine um so schwerere, als Schluß und Urtheil hier alsbald noch gründlicher verfälscht werden, sowie auch nur der geringfügigste der mitbestimmenden Umstände außer Acht gelassen worden ist. Und während wirkliche Zersetzungsprocesse einzuleiten, dem Charakterforscher niemals gestattet sein kann, darf er es höchstens machen wie der „probirende" Goldschmied, und Uebung muß ihn dahin bringen, diesem gleich sozusagen aus einer bloßen Contactwirkung die Proportionen in der jedesmal vorliegenden „Legirung" zu ermitteln, ohne das Mischungsproduct selber zu zerstören, wie der analysirende Chemiker oder der vergleichende Anatom.

Andererseits werden ihm gewisse festzuhaltende Artbestimmungen bereits entgegengebracht — von der im Sprachreichthum sich mit unbewußter Feinheit kundgebenden Weisheit der Völker. Dennoch kann ihm die Synonymik nur die Dienste eines Wegweisers leisten: sie liefert nur das Material der thatsächlichen Unterschiede — er hat nachzuweisen, in welchem innern Zusammenhang die eine Erscheinung mit der andern steht. — Der Synonymiker z. B. sagt uns, wie „erzürnt — erbittert — verbittert — erbost“ nicht gleichbedeutend; aber ihn geht es nichts an, daß nicht blos die Motive verschieden, durch welche diese Gefühle herbeigeführt werden, sondern auch die charakterologischen Voraussetzungen für jedes derselben andere sind. Denn während der Choleriker leicht und auf plötzlichen Anlaß in Zorn geräth, speichert das sich verbitternde Gemüth des Anämatikers die Erinnerungen auf an all die Fälle, wo sein Recht misachtet wurde, weil entweder seine Nachgiebigkeit oder seine Wehrlosigkeit zum Misbrauch einlud; und die so entstehende Stimmung heißt in der Richtung auf ihren Urheber Erbitterung, solange noch nicht auf irgendwelche Gegenwirkung ganz verzichtet ist; ob er aber solches Verzichten sich abgewinnt, hängt zugleich von dem ethischen Charakter des Verletzten ab. — Wie der Sprachgebrauch den Schelm vom Schalk, den Wicht vom Lump unterscheidet, das lehrt uns die Synonymik; aber wie diese Unterscheidung auf tiefer ziehende Wurzeln hinweist, das kann erst die Charakterologie zeigen. Die Schubfächer für unsere Mustersammlung empfangen wir mit Nomenclatur versehen aus der Hand der Sprachen — ihren Inhalt einzureihen in die systematische Ordnung und diese Einreihung zu rechtfertigen ist unsere Sache. Insofern ist achtsames Ansammeln der vom Sprachvorrath fixirten Merkmale und Thätigkeitsformen eine der Vorarbeiten für den besondern Theil der Charakterologie; aber wie der Mineralog an dem Register zu einem Handbuch für sein Fach nur die Vollständigkeit seiner Sammlung controliren

kann, so haben auch wir uns an die Fundstätten der Dinge selber zu begeben, um das durch die bloßen Begriffe aufmerksam gemachte Auge auf dem Erntefeld der Wirklichkeit emsig umherschweifen zu lassen nach den lebendigen Urbildern jener, von der Sprache uns überlieferten, Leichname der Abstraction. Da ist kein Winkel des Ackers so unscheinbar, daß er unabgesucht bleiben dürfte. Manches von dem, was der Historiker ignoriren muß, mögen wir beim Dichter finden; aber es gibt Individualformen so eigenartig, daß kaum die Charakteristik eines Shakspeare ihnen ganz nachzukommen vermag, und andere vorzuführen muß, im Gehorsam gegen ästhetische Gesetze, selbst der Dichter überhaupt vermeiden, wie die Geschichte sie gar nicht verzeichnet, weil sie in historischer Hinsicht eo ipso reine Nullen sind. Bei dem aber, was uns einzig vom täglichen Leben dargeboten wird, bringt die Subjectivität des Entdeckers große Unsicherheit in Schilderung wie Beobachtung hinein; meint doch der Kneipwirth von einem, der sein Frühstück und Abendbrot lieber zu Hause verzehrt: „der Kerl taugt nichts", und vergißt obendrein, was Wahres an dem Satze ist: „Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht."

Wenn es uns nun auch noch obläge, außer der allgemeinen Hinweisung auf die charakterologischen Jagdreviere dem Leser all die Kunstgriffe und „Pfiffe" des charakterologischen Weidmanns auszuplaudern, so müßten wir ihm den Rath ertheilen, sich insbesondere neben die Kartentische auf den Anstand zu begeben. Namentlich empfiehlt es sich, wo man Weiber oder anämatische Naturen prüfend zu beobachten wünscht, daß man sie zum Spielen bewege — und es bleibt sich ziemlich gleich, ob es dabei um Geld oder um die bloße Ehre gehe. Wie sie hier die kleinen Zufälligkeiten des Schicksals hinnehmen, ebenso werden sie sich zu den großen Erlebnissen verhalten — und daneben

zugleich ihre Arglosigkeit oder Schlauheit, ihre Gutmüthigkeiten oder kleinen Bosheiten an den Tag legen — und die Mienen eine reiche Fülle pathognomischen Stoffes, resp. die Constatirung großer Selbstbeherrschung darbieten. (Vgl. Flattich, a. a. O., S. 282 fg.) — Auf die charakterologische Bedeutsamkeit von Briefen hat schon Schopenhauer aufmerksam gemacht — und es sei uns nur gestattet, zur Präcisirung des darin gegebenen Maßstabes hier ein paar allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen. Zunächst: beim Briefschreiben ist der Verkehr nicht so von Fadheit und Convenienz eingeschnürt wie bei mündlichen Unterredungen; und sodann: der geistreichste Mann ist aus demselben Grunde unfähig, einen echten, d. h. mündlichen Verkehr möglichst ersetzenden, Brief zu schreiben, aus welchem das einfältigste Frauenzimmer im Stande sein wird, uns Männer dadurch zu überraschen, daß es so hübsch zu briefstellern weiß. Uns hindert die Reflexion am freien, ungehemmten Ergießen unsers Denkens und Fühlens — das Natürliche, das Sichgehenlassen selber schon kommt uns leicht als etwas Triviales vor — und um dem auszuweichen, gerathen wir ins hochtrabend Pathetische oder in Jean-Paulisirende Pointen — und so — selbst bei tiefstem Empfinden — leicht in den Schein, bloße Sentiments von uns zu geben, weil alles Aufgestelzte und Forcirte das Mistrauen erregt, welches zweifelt, ob überhaupt ein solider Kern vorhanden sei. Umgekehrt kann selbst ein flaches Fühlen beim Weibe uns bestechen — entzücken und berücken — vermöge des Hauches der Naivetät, welcher durch die Aeußerungen seines innern Lebens weht. Die reinen Geschäftscorrespondenzen bleiben hier natürlich außer Betracht — aber dann läßt sich sagen: Männer verschicken mit ihren Briefen meist Zeitungsartikel oder gar Abhandlungen — und sind's Gefühlssachen, so werden es Hymnen — Mädchen- und Frauenbriefe muthen uns an wie Lieder ohne Rhythmen oder, in ihrem holden Geschwätz vom alltäglichsten Alltag, wie Idyllen. — Selbst die bei ernsten Denkern sonst übel angesehenen „ästhetischen

Thees" haben — zumal bei der „unästhetischen" Natur des weiblichen Geschlechts (s. Anhang I) — hieran ihren Reiz; denn Gespräche über Kunst und Literatur gewähren den Vortheil, ins Innere des Menschenlebens vorzudringen und, unter dem Schein völliger Unbefangenheit an einem Object sich ergehend, die verborgensten Geheimnisse der Subjectivität hervorzulocken und zu belauschen; man horcht unbemerkt den Beurtheilenden aus, indem man nur die Intentionen des Dichters ergründen zu wollen vorgibt.

Geschickte Intriguanten müssen allemal geborene Intuitiv-Charakterologen sein; sie müssen ja das „Mit Speck fängt man Mäuse" zur Anwendung bringen, indem sie jedem Charakter diejenigen Motive vorhalten, auf welche er zu reagiren am bereitesten ist. So läßt sich ein Tellheim nur „fangen", wenn man ihm Gelegenheit gibt, seinen Edelmuth zu bethätigen, oder seinem Ehrbegriff gemäß zu handeln. Und wie jedes Wild seinen eigenen Köder fordert, so gibt es auch in der Menschenwelt solche, die nur ein Luder in die Falle lockt, und andere, die schon auf Vogelbeeren zuschnappen.

Uebrigens stelle man sich die Hülfe, welche der wahre Dichter dem Charakterologen entgegenbringt, auch nicht allzu groß vor. Denn jeder Künstler, welcher nicht nach Begriffen „bildet" (also blos Prädicate zu einem vorhandenen Subject hinzufügt), sondern nach der Idee „schafft", stellt das Wesen, den Charakter, die Willensobjectität so hin wie die Natur selber: als Einheit, die in keine Beschreibung aufgeht, und die in jeder abstracten Analyse zerstört wird, weil damit gerade der lebendige Geist verloren geht. Nur abstracte, in Begriffe faßbare Typen, z. B. der Geizhals, der Blaustrumpf, der Tagedieb u. dgl. lassen sich in analytischer Beschreibung erschöpfen, und es sind die schlechtesten Dichter, welche, eben vermöge der blos allegorischen Natur ihrer Gestalten, hierfür den meisten Stoff liefern, während die besten sehr wenig oder gar nichts bieten, was in solcher Weise bereits zugerichtet wäre

für die begriffliche Formulirung. Deshalb können wir auch unsere „Bekannten" intuitiv recht genau würdigen, aber es darf uns nicht wundern, wenn es uns nicht gelingen will, andern verständlich zu machen, was wir von jenen „durchs Gefühl" wissen. Das gelingt selbst einem Dichter nicht, weil das schlechthin Individuelle unsagbar bleibt, und er auch in seinen dichterischen Charakteren diesen individuellsten Kern, das punctum saliens der ganzen Persönlichkeit, nicht mittels eines Eigenschaftsworts aussprechen, sondern immer nur ahnen lassen kann, als den durch alle, große wie kleine, Aeußerungen und Thaten hindurchschwebenden gemeinsamen Geist.

(Vom Traum als einer Quelle charakterologischer Erkenntniß wird noch unten am Eingang unserer Betrachtung der Gemüthsantinomien die Rede sein.)

Die nächsten Mischungen.

1. Als Scheintemperamente auftretende Complicationen, deren Kennzeichen und die Methode ihrer Aussonderung.

Es mußte S. 23 die Erledigung mehrerer scheinbarer Instanzen gegen unsere Temperamentsbestimmung dem besondern Theile zugewiesen werden; und rückgreifend richten wir jetzt unser Augenmerk zunächst auf gewisse Scheintemperamente, d. h. auf solche Phänomene, bei denen das Zusammensein mit anderartigen Elementen den Irrthum nahelegt, wir hätten es mit einem andern als dem wirklich vorhandenen Temperamente zu thun.

Für solche Fälle müssen wir uns zuvörderst der richtigen Reagentien versichern, damit nicht etwa der „gehaltene" Choleriker für einen Phlegmatiker genommen, oder der „hektisch reizbare" Anämatiker mit seinem Widerspiel, dem gesunden Sanguiniker, verwechselt werde. Antonio's ablehnendes:

> Der Mäßige wird öfters kalt genannt
> Von Menschen, die sich warm vor andern glauben,
> Weil sie die Hitze fliegend überfällt —
>
> (Goethe's „Tasso".)

soll uns zwar nicht verleiten, den besonnenen „Realisten" allzu sehr auf Unkosten seines „idealistischen" Gegenparts „herauszustreichen" oder gar einzustimmen in die maßlose

Ueberschätzung, welche neuerdings von seiten der „gesunden“ Kritik in Schwang gebracht ist — fast möchte man glauben: um der eigenen Herzlosigkeit einen wohlfeilen Deckmantel zuzulegen — aber als allgemeingültiger Satz enthält es doch immerhin eine beherzigenswerthe Warnung vor unbedachtem Aburtheilen — und davor uns zu hüten, haben wir doppelten Anlaß, sofern es ein privilegium odiosum ist gerade der von uns auf Schritt und Tritt bekämpften Oberflächlichkeit, die, „schnell fertig mit dem Wort“, durch Suffisance im „Absprechen“ imponiren möchte, zuweilen ohne nur eine Ahnung von der Haltlosigkeit ihrer Urtheile zu haben, zuweilen freilich auch im Bewußtsein ihrer Unsicherheit nur um so lauter auftrumpfend.

Was aber den Charakter zum „gehaltenen“ macht, ist zunächst zwar ein mächtige Motive zwischenschiebender Intellect; allein dieser kann sich ebenso wol als „berechnender“ in den Dienst des Egoismus stellen, wie als „weise maßgebietender“ den Zwecken der Liebe unterordnen; und die Prüfung hat sich demnach zugleich auf die ethischen Differenzen zu erstrecken.

Am ehesten entzieht sich unserer Beobachtung das wahre Wesen der Spontaneität des einzelnen; denn gehören schon die Fälle unter die Ausnahmen, wo sie als „Strebsamkeit“ (als welche mehr davon beweist, denn die bloße „Betriebsamkeit“) zu Tage tritt, so noch mehr diejenigen, wo sie sich zum „Unternehmungsgeist“ steigert. Innerhalb der Grenzen des Gewöhnlichen aber ist es überaus schwer, mit einiger Sicherheit zu erkennen, wo die Spontaneität aufhört und die Reagibilität anfängt, oder mit andern Worten: zu entscheiden, wie viel der Bethätigung erst durch bereits eingetretene Motive angeregt wurde, und wie viel schon vorher sozusagen im Zustande der Latenz schlummerte; und das unsichere Schwanken im Versuch, eine gegebene Persönlichkeit unserer Tabelle einzuordnen, erklärt sich zum größten Theil eben aus dieser Schwierigkeit. Wie die „gebundene“ Wärme erst meßbar

ist, wo sie zur „freien" geworden: so gestattet meistens auch erst das Sichtbarwerden der Spontaneität in der Reagibilität (wie eben bei der „Betriebsamkeit") einen Rückschluß auf das dieser vorausgesetzte Quantum von jener.

Denn selbst der „Eifer", in welchem sich doch die Spontaneität mit am directesten offenbart, gehört nicht so rein nur dieser an, wie etwa die „Ausdauer" Sache der Reagibilität ist; mancher wird erst eifrig, nachdem er langsam „warm" geworden ist für irgendein Interesse, und selbst ein Phlegmatiker b, dessen schwache Spontaneität sich darin verräth, daß er die Dinge gern „an sich herankommen läßt", kann hernach in seiner Beharrlichkeit etwas an den Tag legen, was dem Eifer wenigstens sehr ähnlich sieht; — noch weniger aber hält langsame Receptivität davon ab, sich recht eifrig an der Durchführung irgendeiner Sache zu betheiligen; nur hält sie sich von jeder „Ueberstürzung" fern. Die starke Spontaneität steht schon immer auf dem Anstand, ob nicht ein Motiv sich einstelle, und will schon handeln, noch ehe die Receptivität Zeit gehabt hat, das Motiv ganz zu erkennen; so wartet der cholerische Schüler gar nicht ab, daß die Frage erst vollständig ausgesprochen werde, und sein „übersprudelnder" Geist platzt deshalb meistens mit einer unüberlegten Antwort hervor. Demnach offenbart sich die Spontaneität überhaupt auch in dem, was man „einen unruhigen Geist haben" nennt, wobei man an jene Unfähigkeit denkt, sich völliger Ruhe hinzugeben, das Denken, „Planen" oder Fühlen nicht irgendwie zu beschäftigen, sondern die innern Vorstellungsreihen ganz ihren eigenen Gang gehen zu lassen. Als krankhafter Zustand artet es in jene Schlaflosigkeit aus, die von „Gedankenjagd" herrührt und nicht selten ein Vorbote des Wahnsinns ist, welcher dann meistens als „rappeliges Wesen" sich äußert. Das volle Gegenbild zu solcher überreizten Beweglichkeit des Intellects bietet der „Träumer", der in dumpfem Hinbrüten keinen Eindruck selbstthätig verarbeitet, in dessen Hirn deshalb auch alle Spuren sich alsbald ver-

wischen, weil zur Spontaneität die Impressionabilität fehlt, während der „Grübler“ diese in reichem Maße besitzt.

Und nicht anders steht es um die Bemessung der Impressionabilität. Wer gewohnt ist, a priori ein Gleichgewicht zwischen dieser und der Receptivität anzunehmen, der wird auch geneigt sein, einer Reihe ungeprüfter Vorurtheile Gehör zu geben, und z. B. an seiner vermeintlichen „Menschenkenntniß“ sofort irre werden müssen, wenn er gewahrt, wie „kritische“, ja „kaustische Naturen“ sogar vor ganz vulgären Rührstücken in Weichmüthigkeit zerschmelzen können, was doch keineswegs eine Seltenheit ist; es sind ja auch die traurigsten δύςκολοι, deren Gelächter wir bei komischen Scenen am lautesten aus dem Parterre heraufschallen hören.

Geduld ist die Tugend der Spontaneität, Treue die der Impressionabilität — das Nichtwartenkönnen einer der sichersten Gradmesser für die Stärke jener, und nicht von ungefähr kam gerade ein Hellene zu dem Ausspruch: οὕτω τι πρᾶγμ' ἐστ' ἐπίπονον τὸ προςδοκᾶν (Menander apud Stobaeum). Wie schon das stille Entgegenharren ohne ein Niederkämpfen des vorwärtsdrängenden innern Strebens nicht möglich ist, so erwarb sich die in Leid und Unbill ausharrende Geduld vorzugsweise den Beinamen der „christlichen“; denn sie ist eine Vorschule der eigentlichen Ascese wie nichts anderes; besteht sie doch im letzten Grunde in einer steten Selbstverleugnung des auf schmerzerleichternde Abwehr bedachten Willens — ist also die einfachste und natürlichste Form seiner Selbstverneinung, die sich gegen die Spontaneität und somit gegen den Willen — um einmal Hegel'sch zu sprechen — in seinem reinen Fürsichsein richtet. Und gerade an der Anlage zur Geduld zeigt es sich, wie die Stärke der Spontaneität beim Choleriker eine andere ist als beim Sanguiniker, für welchen dieselbe ja auch nicht zu den in erster Linie charakteristischen Merkmalen zählt. Die flüchtige Reagibilität des letztern macht ihn geneigt, sich leicht beschwichtigen,

d. h. durch irgendein neues Motiv von dem ungeduldigen Gespanntsein auf den Eintritt eines erwarteten Ereignisses ablenken zu lassen, während der Choleriker „ganz aufgeht" in die Angelegenheit, welche ihn gerade occupirt, also, solange er nicht mit Selbstbeherrschung sich dagegen stemmt, sich ungeduldiger zeigt als jener. Dieser Unterschied ist auch Flattich nicht entgangen; denn was er (a. a. O., S. 355), von der größern „Biegsamkeit" der „Buben" im Vergleich mit den Jünglingen sagt, läuft darauf hinaus, daß Spontaneität und Reagibilität während des Knabenalters in ihrer Selbstbehauptung noch derjenigen Festigkeit entbehren, welche erst mit dem klaren Bewußtsein um den Umfang der eigenen Kraft und um die der eigenen Natur am meisten entsprechenden Zwecke sich einstellen kann; solange aber dieses noch nicht vorhanden, ist es leichter, durch momentane Reize einem sich kundgebenden Verlangen entgegenzuwirken; wer noch nicht recht „weiß was er will", ist bei kluger Behandlung sehr bald umzustimmen. Deshalb können Kinderwärterinnen, welche sich auf diese Kunst nicht verstehen, schon die Säuglinge so unerträglich ungeduldig machen, während nach jenem Gesetze verfahrend eine gewisse Virtuosität in angemessener Beschäftigungsweise selbst noch am intractabelsten „Schreihals" Wunderdinge verrichtet.

Der Geduld verwandt ist die Treue, sofern sie auf der Fähigkeit beruht, denjenigen Motiven, welche einmal erregte Gefühle gefährden könnten, keine Macht über das Gemüth einzuräumen. Zwar gibt es auch eine Scheintreue der eigensinnigen Selbstbehauptung; aber dies Afterbild der rührendsten Tugend sollte keinem deren hohen sittlichen Werth verdächtigen; denn echte Treue ist ohne Uebung im Selbstbekämpfen undenkbar und fällt genau genommen schon überwiegend unter die S. 53 als vierte aufgestellte ethische Grundform, auch deshalb, weil sie keinen außerhalb ihrer selbst liegenden Zweck verfolgt, allein in sich selber ihre Befriedigung sucht und findet. Der wahrhaft Treue scheut

jede Untreue als einen Abfall von seinem bessern Selbst, weil sie allemal zugleich ein Frevel an der Wahrhaftigkeit, dieser heilig-strengsten unter den menschheitverbindenden Göttinnen, ist — und wie dem Deutschen „Treu und Glauben" („Trauen") untrennbar sind, dem Briten „treu und wahr" in einen Begriff zusammengehen, so ermahnt mit schönem Doppelsinn Polonius den scheidenden Sohn:

> This above all: To thine own self be true;
> And it must follow as the night the day,
> Thou canst not then be false to any man.
>
> „Hamlet", I, 3.

Und die Tochter der Treue ist die Dankbarkeit, die des Empfangenen still gedenkt, auch wenn sie das nicht kenntlich machen, sich nicht „erkenntlich" beweisen kann. Doch hat auch sie ihr Gegenbild — das nachträgerische Grübeln der Rache ist's, das nicht „vergessen" kann das erfahrene Unrecht, die erlittene Kränkung — „dankbar" und „lancræche" sind die Kehrseiten einer und derselben Treue der Impressionabilität.

Dagegen macht die Abschätzung der Receptivität, abgesehen von der obenbesprochenen Verwechselung, fast gar keine Schwierigkeit — sie gibt sich sozusagen am naivsten zu erkennen — denn ein in dieser Beziehung dissimulirender Brutus wird nur unter ganz besondern Umständen zu präsumiren sein. — Uebrigens ist selbst die Langsamkeit der Receptivität — dies vornehmste Charakteristikon des Phlegmatikers — nicht ohne eine ihr eigenthümliche Tugend: es ist die Langmuth; denn, wie mit jeder Reaction, verzieht der Phlegmatiker auch mit der Strafe und läßt die Schuld erst bis zu einem gewissen Maße sich aufsummiren, ehe er dagegen einschreitet; falls nicht etwa ein starker Egoismus ihn anreizt, alsbald eine „Remedur" des verletzten Rechts oder der gestörten Ordnung zu suchen. Aber wiederum ist es schwache Spontaneität, welche die Ausübung dieser Tugend erleichtert; deshalb sind ceteris paribus die Müt-

ter langmüthiger als die Väter, und die Großältern am allerlangmüthigsten — die lassen sich von den ungezogenen Enkeln nur zu oft „auf der Nase spielen", und wer im großälterlichen Hause groß geworden, pflegt noch „verzogener" und bei cholerischem oder sanguinischem Temperament noch „unbändiger" zu sein als die Söhne der Witwen. Der Zorn des „hitzigen" Cholerikers wallt sofort auf, wo der Langmüthige noch erst abwartet, was „aus dem Dinge werden will", und der sanguinische „Brausekopf" kann es schlechterdings nicht begreifen, wie man „bei so etwas nicht aus der Haut fahren" solle. Für die Unterschiede der Receptivität allein ist die Vergleichung ganz zutreffend, welche man mit Vorliebe für die Temperamente selber gebraucht hat: mit guten und schlechten Wärmeleitern — langsam „thaut auf", wer von langsamer Receptivität ist — und dem „kocht bald das Blut", dessen Receptivität von besonderer Raschheit ist — denn man wird ja wiederum nicht vergessen dürfen, daß es sich bei diesem Begriff der Receptivität um die Empfänglichkeit für Motive und Gemüthseindrücke, nicht direct um die Raschheit der intellectuellen Auffassungsgabe handelt, welche wir zwar nicht für absolut unabhängig von jener halten, aber doch auch so sehr für ein Secundäres und durch weitere Zwischenglieder Vermitteltes, daß es uns nicht sofort das Concept verschiebt, wenn wir etwa bei Schülern von fast apathischer Gleichgültigkeit des Phlegmas einem außergewöhnlich „leichtlernigen" Kopfe begegnen — so wenig wie das Gegentheil: auffallende „Schwerlernigkeit" bei großer Willensirritabilität — wir wissen ja überdies schon, daß dies nach den verschiedenen Lehrobjecten verschieden zu sein pflegt. — Wenn also tausenderlei Motive die „verhaltene" Spontaneität gewissermaßen zu einer verhüllten machen können, genügt der Regel nach schon die einzige Eitelkeit als Triebfeder, daß einer mit der Art seiner Receptivität nicht „hinter dem Berge halte", während die Natur der Reagibilität oft genug „belauert" sein will und

jede Art von Ueberraschung für sie als Probirstein sich empfiehlt; denn gerade im ersten Contact, ehe die reflectirte Contenance Zeit gewinnt, ihre Maske vorzulegen, verräth sich die Gegenwirkung in gar mancherlei Weise. Am wenigsten leicht „verliert die Fassung" der Phlegmatiker — die ἀταραξία braucht er vom Stoiker nicht erst zu lernen. Aber unter dem Zwang von Convenienz und Sitte vermag uns schon das sanguinische Weib, unterstützt von einer angeborenen, räthselhaften, kaum irgendwelcher Uebung bedürftigen Virtuosität im Dissimuliren, einen Augenblick zu täuschen; und wenn sich die cholerischen Diplomaten noch besser auf ihren Vortheil verständen, so würden sie sich den vollen Bart stehen lassen, dessen Teleologie Schopenhauer allen Ernstes darin findet, daß äußerlich ersetzt werden sollte, was dem Weibe von Hause aus innewohnt: eine größere Gewandtheit in Beherrschung des Mienenspiels. Wer seine Gemüthsbewegungen „verbeißt", verräth ja dadurch schon, daß er ein Geheimniß habe und damit, nach Jean Paul, dieses selber wenigstens zur Hälfte. An denen also, die „sich geben wie sie sind", müssen die Elementarobservationen angestellt werden. Was den Getroffenen „bestürzt", kann den Mitfühlenden „erschüttern", und selbst den relativ Gleichgültigen „consterniren" und „betroffen", oder, wenn's ein Phlegmatiker ist, wenigstens „stutzig" machen. Was den ruhigen Zuschauer „in Erstaunen setzen" mag, „verdutzt" leicht den, welcher gleich eine Antwort darauf bei der Hand haben sollte, und, weil er sie nicht hat, mit stockender Stimme und offenem Munde dasteht, als entführe diesem die stumme Frage: „was will das heißen?" oder „was soll ich dazu sagen?" Gibt dem Verdutztsein eine Dosis Bornirtheit noch ein besonderes Geschmäckchen, so pflegen wir ans „elfte Gebot" zu appelliren — denn vor uns steht der „Verblüffte"; der hält erst recht Maulaffen feil, möcht' er doch wissen, wie er eigentlich dazu komme, auf so etwas gefaßt sein und wol gar noch Rede stehen zu sollen. Wo der sangui-

nische Eukolos nur für eine Zeit lang „perplex" bleibt (weil sein Denken sich verwirrt), da sehen wir den anämatischen Dyskolos auf die Dauer „eingeschüchtert". Ebenderselbe wird, vollends bei „nervöser" Reizbarkeit, leicht „schreckhaft" und doch weit entfernt von eigentlicher „Angst" sein — man braucht nur an Wallenstein zu erinnern. Mancher zittert beim unvermutheten Anblick einer Maus und steht fest im dichtesten Kugelregen — auch das gehört zur Art des Anämatikers. Der Schreckhafte „fährt zusammen" für einen Augenblick und thut einen Schritt rückwärts, aber kann den Eindruck sofort verwinden; der Feige „bebt" inmitten der — vielleicht nur eingebildeten — Gefahr, der Aengstliche schon vor der blos möglichen, die ihm jedoch seine Einbildungskraft als eine wirkliche und nahe vergegenwärtigt. Schon Ausdrücke wie: „die Angst befällt, überkommt einen" enthalten außer dem Moment der Passivität im Verhalten zum angsterregenden Motiv das Merkmal des Plötzlichen und Momentanen, Affectmäßigen, wogegen Furcht eine dauernde Stimmung bezeichnet. In Todesfurcht lebt jeder, der das Leben lieb hat, so oft ihm das Bewußtsein kommt, daß er einmal sterben muß; in Todesangst nur wer eine sofort drohende Gefahr für sein Leben vor Augen sieht oder zu sehen meint. Die Furcht faßt auch ferner stehende Möglichkeiten ins Auge mit dem Bewußtsein, daß deren Verwirklichung sobald noch nicht zu erwarten sei, und nimmt demgemäß auf Mittel zur Rettung Bedacht oder sieht sich nach Hülfe um. Wer Angst empfindet — z. B. vor herannahender Cholera — hegt kein Vertrauen zu denkbarer Hülfe, sondern sucht allemal sein Heil in der Flucht. Die Angst treibt von hinnen, die Feigheit bannt auf dem Flecke fest. Den Hypochonder nennen wir ängstlich, weil er das kleinste Schmerzgefühl auf grotesk ausgemalte Ursachen zurückführt und stündlich seinen — womöglich täglich gewechselten — Arzt mit dem Verlangen bestürmt, ihm Mittel der Abwehr oder immer „peniblere" Vorschriften einer diätetischen Prophy-

laxis anzugeben; aber einen hypochondern Generalissimus der Feigheit zu zeihen, haben wir selbst dann nicht unbesehens ein Recht, wenn er ohne Schwertstreich — — die Danewerk-Stellung preisgibt. — Die Bestürzung wirkt momentan der Feigheit, die Schreckhaftigkeit der Angst gleich. Den Bestürzten verläßt die Entschlossenheit, und der erstarrende Blick symbolisirt die vorübergehende Lähmung; das weitaufgerissene Auge des Verdutzten möchte die abhanden gekommene Geistesgegenwart wieder herbeiholen — den zur Flucht gewandten Intellect am Schopfe packen und zurückrufen; der Verblüffte, schon von Natur nicht allzu „besonnen", büßt unter dem unerwarteten — ja selbst unter dem unverhofften — Geschehen sein bischen Besinnung, und was ihm an klarem Denken zutheil geworden vollends ein. Der Schreckhafte und Aengstliche sehen sich unsicher schweifenden Auges nach Hülfe um — der Aengstliche auch in die Ferne, wohin ausschließlich sich das Gefühl der „Bangigkeit" richtet (weshalb auch das impersonelle „mir bangt" so gut mit „nach" wie „um" verbunden wird — jenes besonders süddeutsch mundartlich im Sinne des Sehnens, gerade so wie das sinnverwandte „es thut mir ahnd nach ihm" etymologisch mit „Ahnung", dem der zeitlichen Ferne zugekehrten Gefühle, und mit „Athem" und „anima", ἄνεμος, dem vorwärts strebenden Hauche, zusammenhängt). Für die Temperamentserkennung ist demgemäß das „Bangen" ohne Werth — und könnte uns bei der Ausscheidung der unechten Temperamente nur insoweit angehen, als nochmals der Dyskolie ihr Temperamentscharakter zu bestreiten wäre. Was noch im Dunkel der Zukunft verborgen ruht, kann allerdings als Vorstellungsbild mit voller Motivkraft im Innern wirken, aber nicht zur Einsicht in die individuelle Reagibilität gegen äußere Realitäten verhelfen. Für diese ist die Dyskolie mehr eine Voraussetzung als eine Form selber, wie die „Blödigkeit" des Anämatikers diesen dazu prädisponirt, leicht „verlegen", wenigstens „betreten" zu werden; worauf wir übrigens noch

in anderm Zusammenhang, behufs der ethischen Würdigung dieser und verwandter Eigenschaften, zurückkommen werden.

Paradoxa können selbst den kecksten Choleriker perplex machen — sofern nur der Intellect dabei in Verlegenheit geräth; weil aber Choleriker und Phlegmatiker einem derartigen Gefühl am liebsten in jeder Gestalt aus dem Wege gehen (der Sanguiniker möcht's auch gern — doch sein Temperament sorgt selber dafür, daß er die Bekanntschaft damit immer wieder erneuere), so erklärt sich's vielleicht schon hieraus, daß diese Herren durchaus keine Freunde von Paradoxien zu sein pflegen — ja man damit wol eigentlich am ehesten bei der Frauenwelt Glück macht, wo nicht gar bei der Frauenwelt damit am ehesten sein Glück, da deren Mehrzahl sich ans zweite und dritte Temperament vertheilen dürfte. Und mag's auch selber wie ein Paradoxon klingen, so ist's doch wahr: in der Geselligkeit dienen schroff aufgestellte Paradoxien dazu, durch momentane Entfremdung die Gemüther nachhaltig einander zu nähern; denn sie zeigen in der heterogensten Form das trotzdem bestehende Gemeinsame der fundamentalen Weltanschauung auf. Das Paradoxienspiel hat ja mit dem Witze dies gemeinsam, daß es auf dem Behagen beruht, die Unzulänglichkeit aller Abstractionen indirect und stillschweigend darzuthun. Andererseits participirt es an der Wahrheit aller Dialektik: die Einseitigkeit zu verhindern und selbige zu bekämpfen mit dem Gränchen Richtigkeit, welches auch in der extravagantesten Behauptung noch vorhanden ist. An sich aber hat es sein einfachstes Recht und seinen unwiderstehlichen Reiz für alle, die nicht geradlinige Flachköpfe sind, darin, daß es aller Trivialität direct und absichtlich den Krieg erklärt und zu jenem Staunen hinüberleitet, welches Motiv zu „weiterm" Nachdenken wird. Für verwandte Naturen aber dient es als Erkennungszeichen, wenn man findet, daß andere auch schon unsere flüchtigen Einfälle sich haben durch den Kopf gehen lassen.

Zweifel an der Zuverlässigkeit der im Obigen enthal-

tenen Sonde für die Spontaneität möchten endlich noch einem aufsteigen, welcher sich überhaupt gewundert, daß der reinen Form des Phlegmatikers Stärke der Spontaneität beigelegt worden — aber dasjenige „resolute" Wesen, welches wir am echten Phlegmatiker finden, ist mit Langsamkeit der Receptivität sehr wohl vereinbar — denn diese kann wol das Fassen eines Entschlusses verzögern, aber dessen Ausführung nicht aufhalten — und die Bereitwilligkeit, das nach einigem „Bedenken" Beschlossene alsbald ins Werk zu setzen, verdankt der Phlegmatiker eben der Stärke seiner Spontaneität — und hat dann vor dem vielleicht nur rastlosen Choleriker die Unermüdlichkeit voraus — wir aber in dieser Differenz ein weiteres Mittel, den unechten vom echten Phlegmatiker zu unterscheiden.

Als eine der allerhäufigsten Verwechselungen ist angekündigtermaßen nun noch die des Eukolos mit dem Sanguiniker in Betracht zu nehmen. Wie die frühere Temperamentslehre sich überhaupt nicht scheute, gleichzeitig verschiedene Eintheilungsgründe nebeneinander zur Anwendung zu bringen, so wurden von ihr das sanguinische und melancholische Temperament überwiegend auf die Susceptibilität für Gefühle gestellt, während das andere Paar — cholerisch und phlegmatisch — eine feststehende Proportionalität zwischen der Spontaneität und der recipirten Einwirkung ausdrücken mochte. Da hieß es: der Sanguiniker verarbeitet innerlich keinen, der Melancholiker alle Eindrücke — daher hat dieser so viel Sinn für all „die kleinen Dinge" auch, denen ein Jean Paul seine zarteste Poesie gewidmet. — Den sogenannten Melancholiker werden wir unten im Abschnitt vom „Gemüthsmenschen" und als seine Schranke in Hinsicht auf die praktische „Brauchbarkeit" eben diese Hingebung an das Unscheinbare kennen lernen. Daß wir aber einen solchen Anämatiker c öfter traurig als heiter finden werden, liegt am Lauf der Welt, als welcher mehr trübe denn frohe Eindrücke herbeiführt. Dem entsprechend ist umgekehrt die Heiterkeit des echten, nicht blos wegen

vorhandener Eukolie dafür angesehenen, Sanguinikers mehr nur Schein; es sind nicht wirklich mehr fröhliche als trübe Stimmungen in ihm — sondern der rasche Wechsel in seinen Gemüthszuständen ist die einzige Ursache, wenn keine Trauer über ihn dauernd die Herrschaft gewinnt.

So halten wir auch hier an dem Streben fest, welches uns schon oben S. 39 geleitet hat: „das Temperament und seine Varietäten nach dem suum cuique ebenso fest zu umzirken", wie all die damit bisher confundirten Gebiete; und wenn es dabei allerdings ohne eine theilweise Umdeutung hergebrachter Terminologien nicht abgehen konnte, ja sogar die Nöthigung vorlag, der bisherigen Temperamentslehre „mit gewissen Gebietstheilen auch einen Namen zu entziehen": so zeigt sich gerade an dieser Stelle, wie ein solches Verfahren nicht blos im Interesse der leichtern Verständlichkeit eingeschlagen wurde, sondern auch in der Absicht, „uns nicht allzu weit von den durch Ueberlieferung fest gewordenen Vorstellungen zu entfernen". Ueberdies aber ließ sich allein auf diesem Wege hoffen, die bunten, krausen Lebenserscheinungen auch nur der scheinbar simpelsten Individualität einheitlichen Gesichtspunkten zu unterstellen. Wie dies durch das Hinüber- und Herüberspielen der auseinanderzuhaltenden Erscheinungsweisen ganz außerordentlich erschwert wird, das hat sich ja bereits mehr als einmal sattsam fühlbar gemacht. Wir sehen ja z. B. denjenigen, welcher insgemein ein Melancholiker genannt wird, mit ganzer Seele auch in das sich versenken, was ihn innerlich beglückt — und der Grad, in welchem er hierzu neigen mag, ist nicht unmittelbar durch sein Temperament, sondern dadurch bestimmt, ob er daneben mehr vom Eukolos oder vom Dyskolos in sich trägt. (Deshalb haben wir oben S. 29 und 47 einer schlechthinigen Identificirung des Dyskolos mit dem sogenannten Melancholiker vorzubauen gesucht.)

Der Anämatiker ist aber auch insofern an den Platz des Melancholikers gerückt, als die Apathie die Privation

eines der ihm grundwesentlichen Merkmale bezeichnet. Selbst die Oberflächlichkeit steht nachgerade davon ab, ein „indolentes Wesen“ für das sicherste und wichtigste Kennzeichen eines Phlegmatikers zu halten — denn der Respect vor einem — zuweilen sogar höchst — energischen Phlegmatiker ist ebenso sehr im Steigen, wie der vor einem im Grunde „schlappschwänzigen“ Choleriker im Sinken begriffen — man hat sich eben — unvermerkt — schon der richtigern Auffassung genähert und angefangen, die Temperamentsunterschiede weniger in den Gegensatz von Willensstärke und Charakterschwäche zu verlegen, als danach zu fragen, ob die Spontaneität (resp. Reagibilität) stoß- oder ruckweise nach außen dränge, oder stetig zurückwirke.

Doch übersehe man nicht: selbst im Bereich des Cholerikers kann man auf Erscheinungen stoßen, welche für Eigenthümlichkeiten des Melancholikers pflegen angesehen zu werden; es kann (und damit gehen wir noch etwas hinaus über das, was Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung“, I, §. 57 im Schlußabsatz, andeutet) die ganze Energie sozusagen nach innen schlagen, und die intensive Elasticität eines Cholerikers a — (zumal, doch nicht ausschließlich, wenn dieser zugleich Dyskolos ist — beim Eukolos wird freilich das Motiv ein anderes sein und der Erfolg leichter im Sinne der Lebensbejahung ausfallen) sich einseitig der Verarbeitung eines ungeheuern Schmerzes zuwenden. In solchen Fällen tritt die Thatkraft gar nicht nach außen, ohne daß sie deswegen aufhörte, diesen Namen zu verdienen — die bloße Bereitwilligkeit zum Fortexistiren ist dann schon als ihr großes Werk anzuerkennen — selbst ihre Eigenheit des stoßweisen Wirkens braucht sie nicht aufzugeben, wo sie sich so ins Gefühlsleben verschließt: denn gegen die intermittirend wiederkehrenden Angriffe des aufgefrischten Wehs braucht's einen jedesmal von neuem aufgenommenen Kampf und nur ein immer wieder errungener Sieg garantirt den Fortbesitz des einmal Erkämpften — als Beispiel vergegenwärtige man sich den

zum Paulus gewordenen Saulus, aber auch alle Asceten von ursprünglich großer Willensvehemenz.

Es ist uns ja überhaupt nie in den Sinn gekommen, in Abrede stellen zu wollen, daß gewisse Temperamentsformen präsumirbarerweise sich leichter mit Dyskolie, andere mit Eukolie zusammenfinden werden — nur ist zu bestreiten, daß sich ein solches Zusammensein a priori *sicher* behaupten lasse. Mag auch flache Impressionabilität *gewissermaßen* zur Eukolie, tiefe zur Dyskolie prädisponiren, so darf daraus doch niemand eine ausnahmlose Regel machen oder diese gar auf das „metalogische" Gesetz der Identität stützen wollen. Was zu solcher irrthümlichen Annahme verführen kann, ist namentlich die Schwierigkeit, welche damit verbunden ist, empirisch gegebene Persönlichkeiten von solchem scheinbaren Nebeneinanderbestehen der Gegensätze nach unserer Temperamentstabelle richtig zu bestimmen, sofern nämlich die Oberflächlichkeit allemal geneigt sein wird, Erscheinungen wie den sanguinischen und anämatischen Eukolos miteinander zu verwechseln. Wir können z. B. beim Choleriker c mit einiger Wahrscheinlichkeit Dyskolie und beim Sanguiniker d mit noch größerer — Eukolie vermuthen; aber schon unsere Beispiele zu cholerisch d (S. 28, Anm.) setzten Dyskolie bei flacher Impressionabilität voraus; und indem wir sie hier vermehren um das „leicht piquirte" und dann tagelang schmollende, oder, bei trotzigerer Sinnesart, „maulende" Frauenzimmer ordinären Schlages, wissen wir zugleich, daß der „vergrämelte Sauertopf" und der „unausstehliche Quengler", wie das sogenannte „unzufriedene Gemüth" nicht in dieselbe Rubrik, sondern unter „anämatisch d" gehören. Und obgleich Leichtsinn als Manifestationsweise des Sanguinikers erkannt wurde (S. 30, Anm.), so schließt doch der edle Ernst eines cholerischen Dyskolos das Begehen „leichtsinniger Streiche" sowenig aus, wie die Dyskolie eines echten Anämatikers, daß wir denselben zuweilen in recht „aufgeräumter" Stimmung antreffen (wie

ein Zimmer „aufgeräumt“ heißt, wenn darin nirgends mehr etwas „im Wege steht“). Bei der Exemplification zu „sanguinisch c“ haben wir den „stupiden Hitzkopf“ genannt — und damit auch hier behauptet, daß Dyskolie vorkommen kann, wo jeder a priori „unbesehens“ gern auf Eukolie schließen würde. — Den Formen sub 14 und 16 der Tabelle zeigte sich — nach ihren drei gemeinsamen Merkmalen — eine gewisse Stumpfheit eigen, und solche läßt sich ohne Einfluß auf die intellectuelle Seite der Individualität kaum vorstellen, — aber nur, wo als viertes Merkmal flache Impressionabilität hinzutrat, sahen wir aus der Stumpfheit eine „blöde“ Dumpfheit des Fühlens werden — und daß solche der Eukolie Vorschub leisten kann, gereicht dieser nicht gerade zur Empfehlung.

Wundt hat (in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, 1861) in das Signalement des Sanguinikers und Cholerikers einen raschen, in das des Phlegmatikers und Melancholikers einen langsamen Blick aufgenommen, und wenn wir uns nicht die Beschränkung auferlegt hätten, von physiognomischen Bestätigungen durchweg abzusehen, so würde hier allerdings ein Excurs über die „Artillerie des Auges“ am Platze sein.

2. Die Temperamente in Verbindung mit dem posodynischen Gegensatz und beider Beziehung zum plastischen oder reproductiven System (Tama Guna).

Gelegentlich (S. 50) sprachen wir schon davon, daß das Handeln des Cholerikers durch Dyskolie eine gewisse Dämpfung erfahren könne; hier dürfen wir hinzusetzen: nur den cholerischen Eukolos wird ein absolut rasches Zugreifen kennzeichnen. Umgekehrt haben wir, wo sich Anämatie mit Dyskolie durchwebt, den Prototyp des Urängsterlings oder des allzeit unausstehlich nörgelnden „Querkopfes“. Dagegen scheint beim anämatischen Eukolos an Albernheit

streifende Lustigkeit des faden maître de plaisir indicirt zu sein, wenngleich um solchen Posten auch gern ein Sanguiniker, zumal von der Form d, ambiren wird, falls ihm nur die erforderliche Eukolie den Sporn dazu ansetzt. (Näheres hierzu im folgenden Kapitel.)

Aber wir wollen versuchen, die nach den möglichen Doppelkreuzungen am weitesten auseinanderliegenden Opposita einander gegenüberzustellen, um in demselben Zusammenhang zugleich nachzutragen, was über die Beziehung zwischen Constitution, Temperament und posodynischem Gegensatz, mehr neben und außer als trotz den Warnungen vor leichtfertigem Identificiren, wie sie früher anzubringen waren, Haltbares sich aufstellen läßt.

Schlechte Verdauung hat leicht Verstimmtsein zur Folge — auf diesen Erfahrungssatz beruft sich der metaphysiklose Standpunkt lieber als auf den ebenso wahren: Gemüthsverstimmung zieht leicht eine Digestionsstörung nach sich — denn letzterer sieht beinahe schon spiritualistisch aus und widersetzt sich jedenfalls der so bequemen Entstellung, mittels welcher man erstern in ein „Verstimmtsein ist die Folge schlechter Verdauung“ umformen möchte. Es paßt den Verfechtern des „der Mensch ist was er ißt“ nicht in ihren Kram, daß Rameau's Neffe („Narciß“) nur die halbe Wahrheit sagt. Wie immer bei der Folgerung: Post hoc, ergo propter hoc, so wird auch von jenem, consequent sein wollenden und darüber einseitig werdenden, Monismus ignorirt, daß in der Causalkette jeder Zustand zugleich Wirkung und Ursache ist, und daß es gar nicht des Nothbehelfs, eine allemal zweifelhafte Wechselwirkung zu statuiren, bedarf, um nacheinander ins Bewußtsein tretende Erscheinungen als nebeneinander bestehende Aeußerungsweisen eines und desselben Grundwesens gelten zu lassen. — Ob das die Intestinalsphäre, als „Sichtbarkeit des Willens zu essen“, „verstimmende“ Motiv eine materielle Ueberladung des Bauchs oder eine Affection des Gemüths ist: das ändert nichts an den beiden nebeneinander her-

laufenden Phänomenen, dem somatischen und psychischen; ob, was einem „im Magen liegt", stofflicher oder geistiger Natur ist, trägt nichts aus für die physiologisch-pathologischen und die psychologisch-affectiven Wirkungen. Aber dem Charakterologen ist es keineswegs ebenso gleichgültig, ob er weiß oder nicht weiß, was jedesmal das prius, das πρότηρον τῇ φύσει sei, und ihm liegt nicht wenig daran, anerkannt zu sehen, daß ebenso gut „angeborene" — will sagen: im intelligibeln Charakter wurzelnde — Dyskolie eine habituelle Schwäche des „reproductiven Systems", wie andauernde Obstruction die Erscheinungen der Dyskolie mit sich führen könne, — und insofern interessirt ihn der „Habitus" als „äußerer Ausdruck der Constitution, der sich zu ihr verhält wie der Symptomencomplex zur Krankheit" (Wunderlich, a. a. O.), so sehr ihm auch dadurch die Entscheidung darüber erschwert wird, auf welcher der beiden Seiten er das ursprüngliche „Causalitätsmoment" zu suchen habe. *) — Worauf wir aber hinauswollen, ist dieses: die Dyskolie läßt leibarm bleiben und nicht gern zu hohen Jahren kommen — bei der Eukolie gibt's rothe Backen und „pralles" Zellengewebe — kurz eine üppige Plastik. — Doch anders freilich „zehrt" die Dyskolie am Phlegmatiker und Sanguiniker, oder bei flacher, anders beim Choleriker und Anämatiker, oder bei tiefer Impressionabilität.

Allein die verschiedene Wichtigkeit, welche die vier zusammentretenden Erscheinungsformen des Willens je für ein Temperament haben, verbietet uns, einfach die acht

*) Genau dasselbe gilt natürlich für die Aetiologie eigentlicher Geisteskrankheiten, insofern dieselbe ebenso oft von „spirituellen" wie von „materiellen" Ausgangspunkten anzuheben hat, da nachweisbare Erkrankungen der Gehirnsubstanz ebenso gut secundäre Folgen voraufgegangener Gemüthserschütterungen oder sonstiger „Alterationen", als primordiäre Ursachen erst allmählich zu Tage tretender „Geistesstörungen" aller Art sein können.

Paare herauszuheben, in welchen alle vier Merkmale conträre Gegensätze bilden; denn daß dies z. B. auch bei dem Choleriker d und Phlegmatiker d (sub 13 und 15) eintrifft, kann höchstens einen weitern Beleg für das extrema sese tangunt liefern, und dieser verliert nach dem, was in der Anmerkung zur Tabelle bereits über innere Compensationen gesagt worden, sogar alles Ueberraschende. Wohl aber gibt es einzelne Paare, die sofort als volle Gegensätze ins Auge springen; dahin rechnen wir:

cholerisch a (1) und sanguinisch d (14),
sanguinisch a (4) und anämatisch c (12),
cholerisch b (2) und anämatisch d (16),
sanguinisch b (5) und phlegmatisch c (9),

und selbst noch: phlegmatisch a (7) und anämatisch b (11), auf die Gefahr hin, so the lovely Lady ihrem Herrn Gemahl unmittelbar gegenüberstellen zu müssen; scheint doch ein Blick auf beider „Corporisation“ das Recht hierzu lediglich zu erhärten: ihr schmachtendes „Theegesicht“ neben seine robuste Sherryphysiognomie gehalten — und solcher Gegensatz ist es ja, welcher uns an dieser Stelle zunächst beschäftigt, indem wir uns den Gegensatz der Temperamente überall durch den posodynischen verschärft vorstellen, sodaß der cholerische (a) Dyskolos dem sanguinischen (d) Eukolos, der sanguinische (a) Eukolos dem anämatischen (c) Dyskolos, und der phlegmatische (a) Eukolos wiederum dem anämatischen (b) Dyskolos, aber auch der cholerische (b) Eukolos dem anämatischen (d) Dyskolos und der sanguinische (b) Eukolos dem phlegmatischen (c) Dyskolos gegenübertritt.

Sahen wir von den nach hergebrachter Dreitheilung als irritables, sensibles und plastisches System bezeichneten Vitalfunctionen die beiden erstern beim Temperaments- und posodynischen Unterschiede gewissermaßen direct betheiligt, so wurde es jetzt unsere Aufgabe, auch das dritte System, von Schopenhauer (an den S. 39 angegebenen Stellen) mit gutem Fug nach indischer Terminologie als

Tama Guna vorgeführt, auf seine charakterologische Bedeutung anzusehen. Dasselbe macht sich sofort kenntlich als das, die nach außen gerichtete Willensbethätigung retardirende, die nächste Objectität des Individualwillens, den eigenen Leib, formirende, „vegetative" Element. — Und von ihm glauben wir mehr behaupten zu dürfen, als was sich in unbestimmterer, beinahe nur negativer, Fassung oben S. 40 von der Constitution sagen ließ: daß selbige im intelligibeln Wesen irgendwie ihr Correlat haben müsse. Die Verbindung, in welcher das reproductive System beim gegebenen Individuum mit Irritabilität und Sensibilität auftritt, wird kein rein zufälliges, beliebiges und schlechthin wandelbares Verhältniß darstellen, sondern es wird zu dieser wie zu jener mehr oder minder sichtbar in umgekehrter Proportion — der Folge einer gewissen antagonistischen Reciprocität — stehen. (In ähnlichem Sinne spricht Schopenhauer, „Paralipomena", 1. Aufl., II, §. 94, von einem „Balancement der drei physiologischen Grundkräfte".) Demgemäß können wir bei der kräftigen Irritabilität und Sensibilität des cholerischen Dyskolos am wenigsten eine starke Entwickelung desselben erwarten: am magern Cassius ist auch dies dem Cäsar zuwider, daß der (Shakspeare, „Julius Cäsar", I, 2) sich rühmen darf, den Rivalen einst im Wettkampf ihrer Körperkraft überwunden zu haben, ja, der Sinkende nach ihm Hülfe verlangend den Arm ausstrecken mußte. Vollends aber mag der nach Tyrannis Trachtende solche Mischung deshalb nicht, weil sie begreiflicherweise wie keine andere zum Revolutionär disponirt — daneben oder darum jedoch gleichfalls zum tragischen Helden und zum systematischen Pessimisten à la Byron, wie zum blutheischenden Zeloten, der in Autos de Fé seinen Durst nach Weltvernichtung kühlt, weil seine zähe Vernunft bei schwachem Verstande ihn nicht auf die ruhige Höhe des überwiegend kritischen, nicht blos energischen, sondern auch klaren, Geistes zu erheben vermag, von der aus die Welt und ihr Elend überschauend ein Leopardi

noch der dichterischen Gestaltung fähig bleibt. Aber welche Zuthat immer der Intellect darreichen mag: da wie dort begegnen wir stets der gleichen Polarität; was solchen Leuten antipathisch, ja antipodisch ist, damit beschäftigen sie sich am beharrlichsten: ihre Antipathien sind zugleich ihre Liebhabereien, also sozusagen auch ihre Sympathien: das ihnen Widerstrebende kitzelt ihr Selbstgefühl und lenkt sie ab von der unerquicklich oppositionslosen Betrachtung der Außenwelt — Streit ist ihr Lebenselement, sei es als Rauferei in der Dorfschenke, sei es als Polemik des unermüdlichen disputax im Hörsaal oder auf den Fehdeplätzen der Literatur. *)

Ehe man von dieser Regel Ausnahmen gefunden zu haben behaupten darf, muß man im concreten Falle untersucht haben, ob nicht etwa ein Sanguiniker für einen Cho-

---

*) Im schlimmen Sinne bezeichnet man solche „Kampflust" gern als „Händelsucht" — aber auch an dieser ist ein doppelter Ursprung zu unterscheiden: wer im Vollgefühl überschüssiger Kraft mit jedem „gern anbindet" und den Anlaß zu Streit und Zank mit naivem Muthwillen „vom Zaune bricht", also herausfordernd auftritt, ist anders zu beurtheilen, als wer für sich nichts weniger als Freude am Hader hat, aber vermöge sehr empfindlicher Reagibilität und tiefer Impressionabilität leicht und oft in die Lage kommt, sich „seiner Haut wehren" oder ihm theuere Anschauungen vertreten, geheiligte Positionen vertheidigen zu müssen: einen solchen nennt Vulgus auch „streitsüchtig", wiewol er niemals Streit „sucht", sondern nur in die Schranken tritt, wo Pflicht oder Gefühl, besonders Pietät, ihn aufruft. Aber für derartigen Fehdehandschuh hat der Philister kein Verständniß; ihm ist's, wie immer, bequemer, nach dem bloßen Anschein zu urtheilen, und er spricht gar von „kleinlichem Gebaren", über das er sich erhaben dünkt, weil er Werth und Größe nur nach Groschen und Scheffeln taxirt. Dabei bleibt die Unverträglichkeit des reinen Anämatikers in ihrer ganzen Unverträglichkeit bestehen, und soll kein Wort zur Entschuldigung des „Störefrieds" gesagt sein, der seine boshafte Freude daran hat, unschuldige Freuden harmloser Menschen zu trüben, sei es indem er plump mit Fäusten dreinschlägt, sei es indem er mit wenig Witz und viel Behagen giftige Spottlauge um sich spritzt.

leriker gehalten sei, oder wie tief die Dyskolie ging — letztere wird bei solchen Oppositionsmännern, die niemals es weiter als bis zum linken Centrum bringen, nicht gar einschneidend sein — und endlich gibt es auf der äußersten Linken Männer genug, welche einzig und allein ihr kritischer Geist dahin führte, obgleich sie von Haus aus zum Geschlecht der ausgeprägtesten εὔκολοι gehören. Die ebenso gut- als mattherzigen „Altliberalen" vereinigen sogar nicht selten phlegmatische Bonhomie mit unverwüstlicher Eukolie und treten deshalb regelmäßig von der Bühne ab, sobald die Sache anfängt „Ernst zu werden".

Wo dagegen, wie im phlegmatischen und anämatischen Dyskolos, der Sensibilität die Irritabilität nicht ganz das Gleichgewicht hält, da ist eine mittlere Stärke des plastischen Systems indicirt — und wir gewinnen die überraschendste Bestätigung dessen in dem Umstande, daß Shakspeare wirklich die Hamletsnatur mit einigem Embonpoint ausstattet!

Wir sahen bereits, wie es ganz in derselben Consequenz liegt, daß die, in Muskelkraft und Knochenhaftigkeit sich objectivirende, Irritabilität sich am ungehemmtesten da niederschlägt, wo keine Dyskolie sie stört; so tritt uns in dem cholerischen Eukolos sofort der „frische, freie, frohe, fromme" (altdeutsch gleich: tüchtige) Turner vor Augen, den keine Fettfülle am Springen und Klettern hindert — es ist der Typus derer, die sich gern der mens sana in corpore sano rühmen, — der muthige Krieger, der kecke und doch beharrliche Oppositionsmann, der echte Reformer, dem vor allem auch der sanguinische Eukolos verächtlich ist, weil dieser den Exaltirten, den Schwärmer und Enthusiasten — kurzum, den windigen Franzosen macht, welchen wir uns gar nicht anders als mit zierlichem, weder besonders muskulösem noch vollem Körperbau vorstellen können. Die sanguinische Eukolie führt ihre Heldenthaten unter dem Privilegium des Euphemismus „Schülerschwänke" und „Studentenstreiche" aus, und ihre Vergehungen nach dem

Titulus: „Auflehnung gegen die Organe der öffentlichen Ordnung“ beschränken sich auf nächtlichen Straßenunfug oder Krawalle, die „sonst weiter keinen Zweck“ haben und über katzenmusikalische Demonstrationen nicht leicht hinausgehen. Und zur weitern Erhärtung dessen, daß dieselbe ihren vollen Gegensatz am phlegmatischen Dyskolos hat, können wir uns nach einem dialektischen Gesetz, welches nicht minder für die Willensstrebungen als für die logischen Denkprocesse ein plötzliches Umschlagen ins Gegentheil erfolgen läßt, auf den keineswegs unerhörten Vorgang berufen, wo jener Weg, den Schopenhauer δεύτερος πλοῦς nennt, gerade solche bis dahin leichtlebige Naturen der härtesten Ascese zuführt, für welche doch an sich die Dyskolie des Phlegmatikers die natürliche Bedingung zu sein scheint, sofern diese sich dem „Quietismus“ zuneigt, dessen egoistische Gestalt in politicis als Reactionär aus Selbstsucht, als conservativer „Fanatiker der Ruhe“, als doctrinärer Absolutist hinlänglich gekennzeichnet ist; während die selbstverleugnende Weltflüchtigkeit mit Kasteiung nur auf dem Boden moralisch entgegengesetzter Beschaffenheit, aus dem hingebungsreichen Gemüth, erwächst. Zudem wurde bereits oben S. 75 fg. erwähnt, wie auch die Kraft, welche in der Periode der Sansara als cholerische sich bethätigte, in der Verneinung fortwirken kann — man denke vor allem an einen Abälard! Wie die Leichtigkeit des Anlasses zum Selbstmord einen Maßstab für die Tiefe der Dyskolie gibt, so auch der Grad des Leidens, welcher bei gleicher moralischer Anlage erforderlich ist, um zur Verneinung des Willens, zum Quietismus, zu führen. Bei einem Benvenuto Cellini mit seinen vielen Rückfällen in die Sansara erscheint der Wille als nur deprimirt, depotenzirt, nicht als aufgehoben — als nur suspendirt in seinen Functionen, nicht als wirkungsunfähig gemacht. Ueberhaupt ist der Wille, ebenso gut wie für Acte der Bejahung, prädisponirt, prädeterminirt und präformirt, bei gegebenem Anlaß sich zu verneinen — das Quietiv wirkt mit der gleichen

Nothwendigkeit wie jedes andere Motiv — so gut wie der Indolente stärkere Incitamente als der Sanguiniker braucht, so gelangt der Eukolos auch nur durch schwerere Leiden als der Dyskolos zur Verneinung, — selbst wo diese nur zeitweilig vorkommt. Aber die auf der Oberfläche liegende Graddifferenz ist auch hier nicht das Entscheidende, sondern die im intelligibeln Charakter begründete Maßbestimmung des individuell erforderlichen Grades, welche, für Acteur wie Zuschauer gleichsehr nur a posteriori sicher erkennbar, vor ihrem vollendeten Eintritt nach empirisch vorliegenden Daten höchstens mit einiger Wahrscheinlichkeit vorausberechnet werden kann.

Welch ein ganz anderes Bild dagegen taucht vor unserer Erinnerung auf mit dem phlegmatischen Eukolos, an den eigentlich das populäre Bewußtsein bei der Bezeichnung „Phlegmatiker" allein denkt. Da haben wir (vgl. das Kapitel vom „guten Gesellschafter") jene „behäbig" freundlichen alten Herren vor Augen, die in der Jugend als „coulante" Bonvivants, schon weil es ihre Bequemlichkeit würde gefährdet haben, niemand das Wasser trübten, und im Alter gar dankbare Tischgäste sind — vorausgesetzt, daß ihrer Gourmandise, dieser Manifestation der bei ihnen vorwiegenden Reproductivität, die nöthige Huldigung nicht versagt werde. Stets zum Schlichten und „Austragen" aller Conflicte geneigt, bethätigen sie eine gewisse Zähigkeit in Präventivmaßregeln gegen alles, was stören könnte, und ihre Toleranz findet nur an den „ewigen Krakeelern" und „Querulanten" ihre Schranke; denn Unverträglichkeit gilt ihnen schier für der Todsünden allerschlimmste. Vom eigentlichen Parteikampf halten sie sich — darin vom phlegmatischen Dyskolos verschieden — zwar lieber fern; sind aber, wo die Noth ruft, doch die geborenen Bundesgenossen derer, die sich in Staat und Kirche auf die äußerste Rechte, d. h. die Seite der jedesmaligen Machtinhaber, setzen, — nota bene wenn und soweit ihnen die Dauer dieser Macht garantirt scheint; sonst läßt sie ihr feiner Instinct für die

Bedingungen der eigenen Sicherheit im Lager derer bleiben, denen die Zukunft gehört, zumal das Beharrungsvermögen ihrem Temperament viel zu wesentlich ist, als daß bei ihnen auf leichten und häufigen Parteiwechsel zu rechnen wäre, und mehr noch als bei andern bleiben bei ihnen die ersten Jugendeindrücke und Erziehungseinflüsse fürs ganze Leben entscheidend. Zu Schicksalsschlägen verhalten sie sich wie Leute, deren Haut leicht heilt (das Gegentheil soll ja nach der Volksregel auf Unversöhnlichkeit des Gemüths deuten), zu Wunden — sie verwinden dergleichen bald und vollständig, sodaß es für sie nur acute Seelenleiden gibt — ein relatives Glück, nämlich sofern das Drastische in ganzer Intensität nur empfunden wird, wo es Chronisches im Gefolge hat: die immer offenen Wunden der Unruhe, der Sorgen, des Grams, des Kummers und der fortgesetzten Täuschungen. Selbst das Gewissen scheint bei ihnen an der Privilegirtheit zu participiren: denn wie dies Temperament gegen schweres Leiden sichert, so — wenigstens bis zu gewissem Grade — auch vor schwerer Schuld — weshalb niemand leichter als so ein Glückskind vergessen kann, daß er überhaupt ein Gewissen in sich trägt.

Von den hier angegebenen Zügen wird man ein gut Theil wiederfinden, wenn man sich umsieht nach den classischen Repräsentanten, welche für diesen Typus die englische Nationalität liefert — sei es, wo ein Palmerston seinen unzerstörbaren Humor behauptet, während die Opposition den Ruin des Staats unvermeidlich nennt, sei es, wo ein einfacher Schiffskapitän sich beharrlich weigert, einen Lootsen an Bord zu nehmen, während der Orkan die nahen Sandbänke umtost.

3. Dieselben Complexe auf ihr Wechselverhältniß zur intellectuellen Verschiedenheit angesehen.

Wir kommen jetzt zur genauern Betrachtung eines Theils von denjenigen Problemen, welche nach S. 13 fg. von der Erfahrung uns gestellt werden, und knüpfen mittels einer Wiederholung des dort Gesagten an.

So schroff auch an Stellen von Schopenhauer ein Dualismus zwischen Wille und Intellect betont wird, so reicht doch das einzige Kapitel „Vom Genie" hin, um den Rapport zu constatiren, welcher zwischen dem Individualcharakter und den individuellen Anlagen des Intellects nirgends ganz geleugnet werden kann. Im Gegentheil nimmt unter den Aufgaben, welche der detaillirende Ausbau seines Systems mit sich bringt, gerade die Frage nach der Abhängigkeit des individuellen Intellects vom individuellen Charakter einen sehr hohen Rang ein; ja einen um so höhern, als erst durch ihre gründliche Lösung manche ungerechte Anklage gegen die ganze Lehre wird zum Verstummen gebracht werden können. Noch immer wird, selbst von befreundeter Seite (z. B. in der Gwinner'schen Biographie), behauptet, das System lasse da eine empfindliche Lücke, wo das Gemüth zur Darstellung hätte gelangen müssen; — und wirklich wird nur ein achtsames Auge den Ort entdecken, wo auch dieser Erscheinungsform des Willens ihr Recht zutheil wird; denn fast scheint es, als habe der Architekt geflissentlich die Punkte verhüllt, wo an seinem Bau auch hierfür die Ansätze gegeben sind. Insbesondere ist es der rasche Uebergang von den Functionen der Irritabilität zu denen der Sensibilität (an welcher letztern sofort die Erkennens- und Vorstellungsseite mit ganzer Wucht vordringt), wodurch die Auffassung irregeleitet wird; denn hier wird die Zwischenstufe der vorstellungslosen Empfindung und des jeder begrifflichen Fassung ausweichenden Gefühls fast übersprungen, weil das scientifische Interesse des Denkers alsbald der Frage nach dem Ver-

hältniß der anschauenden zu der abstracten Erkenntnißweise zueilt, ohne sich in dem Gebiet aufzuhalten, das als Gemeingefühl den Ausgangspunkt der im engsten Sinne psychologischen Untersuchung ausmachen müßte. — Auch wir dürfen für unsere nächsten Zwecke so weit nicht zurückgehen (wie wir denn überhaupt in diesen Untersuchungen auf jede metaphysische Ergründung verzichten); wohl aber uns umsehen nach denjenigen Charakterformen, welche als niedrigste Stufen ein leichteres Verständniß gewähren, als wie die höher entwickelten, — und in diesem Sinne geschieht es, daß wir die wenig erquickliche Betrachtung des reinen Anämatikers voranstellen. Denn einen so kleinlich organisirten Charakter können wir uns nicht leicht im Verein mit respectabeln Intellectsanlagen vorstellen: solche würden schon über das ganz Dignitätslose hinwegheben. Schon der augenfällige Contrast zwischen Ursache und Wirkung, Motiv und Willenserregung, weist dem bornirten Anämatiker seinen Platz meistens unter den „komischen Personen“ an, und unter den Fachrollen der Schauspieler hat ihn vorzugsweise der „polternde Alte“ zu vertreten. Wer die Vergleichung des Cholerikers und Phlegmatikers mit guten und schlechten Wärmeleitern gelten läßt, wird in solchem Anämatiker, zumal von der Form b, das permanente Strohfeuer der Fidibus- oder Schwefelholznaturen erkennen, die immerfort von Funkensprühen auflodern und, jeder kernhaften Substanz entbehrend, so wenig dauernd Licht als Wärme verbreiten. Es sind, wo Dyskolie hinzutritt, jene allezeit „Verdrießlichen“, von denen Bechstein's kleines Gedicht ein so köstlich humoristisches, wie dramatisch belebtes Bildchen gibt. „Aergerlichsein“ ist ihre Grundstimmung, „nichts ist ihnen recht“, jede Fliege an der Wand und der eigene Schatten sind in Ermangelung andern „Sorgenstoffs“ genügend, um sie bei schlechter Laune zu erhalten; denn, wie dem Midas alles zu Gold, so wird dem Verdrießlichen alles, was ihm unter die Hände kommt, zu Aergermaterie, vollends wenn die Naturanlage durch

Hypochondrie noch krankhaft potenzirt ist; und, wie Schopenhauer ganz richtig bemerkt*), niemand bleibt echter Resignation unzugänglicher, als diese engherzigen, nie zufriedenen Unliebenswürdigsten aller Philister; sie sind das abstoßende Zerrbild alles dessen, was als douce mélancolie die Herzen bezaubert. Der morosa canities fehlt alle Großheit, wie sie doch der austeritas des cholerischen oder der tristitia des phlegmatischen Dyskolos eignen kann; und während die Thränen des sanguinischen Dyskolos, d. h. des von unangenehmen Eindrücken heftig, aber auch ebenso flüchtig wie leicht Afficirten, stets etwas Rührendes behalten, erregt der anämatische Dyskolos mit seinem „sauertöpfischen" Wesen nur Antipathie, die kaum ein Mitleid neben sich aufkommen läßt. (Körperlichem Unwohlsein gegenüber sind solche Naturen das, was der Schwabe „wehleidig", der Plattdeutsche „häbelig" und „päwerig" — pimpelig — nennt.) Um wirklich großes Leid kümmert er sich ja selber kaum, und träfe ihn der Verlust eines unwiederbringlichen Gutes, er würde dessen selber nicht einmal recht inne, abgezogen durch accidentelle Unannehmlichkeiten: beim Tode nächster Angehörigen käme wahrer Schmerz gar nicht auf in ihm über die mit dem Begräbniß und Traueranzug verbundenen „unleidlichen Umstände" und „scheußlichen Ausgaben". Wie schon diese Andeutungen zeigen, ist an solchen Menschen eben alles kleinlich und widerlich, vor allem auch die sittliche Seite; und das Bild des anämatischen Eukolos**)

---

*) Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 468 fg., mit „Paralipomena", 1. Aufl., II, 477, §. 322.

**) Man könnte freilich schier zu der Meinung kommen, wie die Welt einmal eingerichtet, sei das eigentlich ein Unding, da die „kleinen Freuden" und Genüsse stets, der Natur der Sache nach, rasch vorübergehend sind und das Leben nicht danach angethan, unausgesetzt in rascher Folge neuen Freudenstoff zuzuführen; aber die Wirklichkeit wird auch hier zu dem Correctiv der Abstraction, auf welches wir öfter, zuletzt S. 82 fg., zu verweisen hatten; die Abstraction hat

würde kaum anziehender ausfallen, mit den Zügen ekelerregender Naschhaftigkeit bei ewigem Zungenschmatzen, commis-voyageur-haften Verliebtseins und platter Zotenreißerei, hämischer Freude am unehrenhaften Profitchen und süßen Dusels steter Weinlaune, geckenhafter Eitelkeit und allerhohlster Renommisterei. Oder wollen wir jenen noch ins reifere Alter begleiten, um ihn als unausstehlichen Haustyrannen an der Seite seines weiblichen Pendants, der keifenden Xanthippe, wiederzufinden? oder ein Gran Verstand mehr in die Mischung werfen, um den pfiffigen „Svinepolitikus" der Dänen daraus erstehen zu sehen? — Wer nach noch genauerer Bekanntschaft lüstern ist, der möge die Gelegenheit dazu in der ersten der schlechtesten unserer entarteten Volkspossen aufsuchen! Die Ethnographie weist die Belege dafür auf in ganzen Rassen und Völkern: jene indolenten Wilden der Südsee und Afrikas, an denen keine Civilisation haftet, weil einzig das Bedürfniß des Augenblicks ihren stumpfen Sinn occupirt, gehören mit ihrer wüsten Brutalität ebenso sehr hierher, wie jene in dumpfer Gleichgültigkeit hinfaulenden Bewohner großstädtischer Proletarierviertel und die Masse ländlicher Armuth, der selbst die Energie des Verbrechens abhanden gekommen ist. In der Schule sind's jene stets verdrossenen und verschlossenen Murrköpfe, für welche jede Aufgabe nur die Bedeutung hat, ihrer Trägheit eine unbequeme Last zu sein; während der sanguinische Zögling auch wol gründlich faul sein kann, aber dann doch irgendetwas nach seinem penchant vornimmt und mit Eifer treibt, und nur die Arbeitslast möglichst rasch abschüttelt, um nicht hierin allzu lange gestört zu sein (s. das nächste Kapitel). Denken wir uns ceteris paribus ein Individuum wie das vorher bezeichnete mit einer Kleinigkeit mehr persönlichen

---

nämlich in diesem Falle das Nachzittern der Lust übersehen, welches in größern Proportionen ja eben auch den phlegmatischen Eukolos möglich macht.

Fonds ausgestattet, so wird sich sogleich die Pfiffigkeit zur Verschmitztheit, aber auch der Anämatiker zum Sanguiniker gesteigert haben, und es ist das Zeug zum Abenteurer und Schwindler vorhanden, an welchem das wesentliche Merkmal der „Gewandtheit" die sanguinische Volubilität postulirt. Ebendasselbe ins Cholerische übersetzt gibt die Intriguantenrolle im Stile der Gräfin Terzky, während dem schleichenden Ränkeschmied nach dem Modell jesuitischer Beichtväter eine so große Dosis von Phlegma mitgegeben sein muß, als nöthig ist, um wenigstens die Außenseite in glatte Falten zu legen, was ohne sichere Berechnung des beabsichtigten Eindrucks niemals möglich sein wird. So stehen wir wieder vor der gleichfalls bereits — S. 14 — berührten Zusammengehörigkeit des Phlegmas und des Rechengeistes oder mathematischen Talents. Es ist der geduldige Gleichmuth, der, aller genialen Extravaganz abhold, sich am willigsten binden läßt von der unerbittlichen Folgerichtigkeit mathematischer Operationen, und nicht minder emsig rein logischen Distinctionen nachgeht. Mit wenig Spontaneität und viel vis inertiae läßt sich hier schon Erkleckliches leisten. So wird es erklärlich, daß in Idiotenanstalten — also bei geistiger Imbecillität — mathematische Uebungen als Weckmittel sich brauchbar zeigen, ja Cretins sich zuweilen durch Gedächtniß, mathematisches, musikalisches und Zeichentalent auszeichnen (vgl. „Illustrirtes Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd", 1859, Heft 7, S. 241: „Der Abendberg", von Dr. Arnold Hirsch); denn diese vier Formen psychischer Thätigkeit haben ja das Gemeinsame, die passive Aneignung und Nachbildung vorwalten zu lassen. Insbesondere die Mathematik setzt nur die Fähigkeit voraus, sich ungestört fortbewegen zu können in einer angefangenen Gedankenreihe — die spontane Initiative eines eigenen Urtheils ist dazu gar nicht, selbst bei Lösung oder Auffindung zu stellender Aufgaben nur scheinbar, erforderlich, und die praktische und sonstige Bornirtheit großer Mathematiker steht hierzu auch nicht gerade in Widerspruch.

Es ist jener Gleichmuth derjenige Sinn, der uns Deutschen den Namen eines Volks von Metaphysikern einbrachte; aber L. Feuerbach ahnte wenigstens das Richtige, als er für den wahrhaft philosophischen Kopf einen Zusatz französischen Geblüts verlangte.*) Denn nur für die „trockenen" Formeln der Logik, Dianoiologie und Ontologie reicht der Geist des phlegmatischen Denkers aus — schon das antithetische Spiel des Dialektikers fordert belebtern Pulsschlag — und wie sehr für alle ethischen Probleme erst das pectus est, quod facit philosophum gilt, dafür mögen, wenngleich nur e contrario, so doch instar plurium, die Namen Spinoza, Schleiermacher, Herbart, ja selbst Kant und alle Anhänger des kategorischen Imperativs und seiner Geschwister zeugen. Und so lassen sich noch gar manche Requisiten für die verschiedenen Berufsarten in den hier betrachteten Individualitätselementen aufzeigen. Die echte virtus philologica (über welche seinerzeit die „Unpolitischen Lieder" des Philologen Hoffmann von Fallersleben eine scharfe Lauge der Selbstironisirung ausgossen) setzt eigentlich einen Anämatiker voraus, einen Liebhaber ernstesten Streits über Mikrologien mit entsprechender „Akribie" — dann erscheint es nicht als zufällig, daß der Sammelfleiß eines Cobet zu den Traditionen gerade der leydener Universität gehört: die Niederländer sind ja auch in der Kunst Detaillisten à la Denner so gut wie im Leben (in der Ausschmückung ihrer Häuser und Gärten)

---

*) In: „Vorläufige Thesen zur Reformation der Philosophie"; Ruge's „Anekdota", II, 62 fg.: „Nur da, wo sich .... mit dem scholastischen Phlegma der deutschen Metaphysik das antischolastische, sanguinische Princip des französischen Sensualismus und Materialismus vereinigt, nur da ist Leben und Wahrheit.... Der wahre, der mit dem Leben, dem Menschen identische Philosoph muß gallo-germanischen Geblüts sein"; aber das Weitere: Mutter: Französin, Vater: Deutscher, und dessen Ausführung steht im directen Widerspruch zur Erblichkeitstheorie Schopenhauer's, so sehr dieser auch eine ähnliche Mischung fürs Genie fordert.

— und ihre Stammverwandten in Nordfriesland vertreiben sich noch heutzutage bei ihren geselligen Zusammenkünften die Zeit mit dem Stellen und Lösen mathematischer Aufgaben, haben unter ihren Landsleuten sogar angesehene Autodidakten in den mathematischen Disciplinen aufzuweisen, und das Bedürfniß des Deichbaues thut das Seinige, solch ein „Interesse" unter ihnen wach zu erhalten. Ebenso müssen die Jünger des in den Buchstaben, d. h. die Alphabete der Divisionen und Subdivisionen, eingezwängten Rechts eine wahre Römerruhe besitzen, womit wieder die englische Gesetzespedanterei im besten Einklang steht. — Ueberhaupt ist ja den Deutschen der sichere Instinct eines bon sens meist abhanden gekommen; statt nach solchem handeln sie immer und überall lieber nach „Grundsätzen", d. h. abstracten Regeln, und anstatt bei exegetischen und andern Auslegungen sich an das zu halten, was vorliegt, klaubern sie mit verzwickten Interpretationskünsteleien in den einfachsten Buchstabensinn einen angeblichen „Geist" hinein, an welchen der unbefangene Urheber des zu commentirenden Schriftstücks nimmermehr kann gedacht haben; denn „legt Ihr nicht aus, so legt Ihr doch unter", spottet ja Goethe. Jeder von ihnen trägt ein fertiges System theoretischer Anschauungen in seinem Kopfe herum — daher rührt sein Mangel an Anstelligkeit und Organisationsunterordnung — „zwölf Deutsche, dreizehn Meinungen" höhnt der Amerikaner. — Praktisch sich jeder Willkür unterwerfend, bleibt der Deutsche theoretisch auf seine „Principien" versessen, — will sich in thesi nie der Wirklichkeit fügen, sondern sie nach seinen „Ideen" modeln, — um in praxi das willfährigste Werkzeug jeder Unvernunft zu werden. Es fehlen dem Gros dieser Nation die Hauptbestandtheile aller echten Genialität: die tiefsinnige Anschauung sammt der diese mit der Abstraction vermittelnden Urtheilskraft — deshalb bleibt sein Eigenwille so gern, was er bei Kindern ist: Eigensinn — Hegel würde sagen: es fehlt ihm die Freiheit, die Einsicht in die Nothwendigkeit ist.

Er hat nicht, wie der Engländer, die Tradition unverbrüchlicher Gesetze und gesetzlichen Gehorchens — weil er so lange subjectiver Willkür hat gehorsamen müssen, so will er, sobald er sich der hemmenden Fesseln entledigt fühlt, auch die eigene capriciöse Subjectivität zur Geltung bringen, wo immer er kann.*) Und auf diese Nationaluntugend

*) Es scheint uns mit der Politik seltsam gegangen zu sein und geht uns noch täglich so: die intellectuelle Aneignung ist unser angeerbtes Pathos, und dieses verfiel einmal auf Verfassungsgeschichte. Ein Schiller konnte Solon und Lykurg noch mit der objectiven Kühle Kantischer „Interesselosigkeit" betrachten. Von da an datirt die seltsame Verwechselung, daß die Deutschen meinten, für die Sache selber begeistert zu sein, während nur das Wissen darum sie erwärmte. Deshalb ist alles so gemacht, so forcirt, so ganz und gar nicht naiv und originell, was in Deutschland an politischen Fragen für Begeisterung gelten sollte — und das ist der eigentliche Kern beim Ueberhandnehmen des politischen Doctrinarismus. Wie ganz anders der Franzose! Wir müssen uns erst besinnen, wir reflectiren erst darüber und werden zweifelhaft, wenn von außen her Urtheile laut werden, und fragen uns erst: ist es nun nicht an uns, uns uno ore zu schämen, wenn anders wir uns als im Besitz von Nationalgefühl geriren wollen? ist es jetzt nicht an der Zeit, zu lamentiren, daß uns Gemeinsinn fehlt? u. dgl. m., was immer wieder verräth, wie diese Gefühle uns angelernte (sentiments), auf rein theoretischem Wege in uns hineingekommene sind, also auch keine Treibhauspflege ferner verdienen. — Darum ehrlich auf Politik verzichtet und Hausvater gespielt und Schulmeister dazu! — so erfüllt der Deutsche seinen Beruf, und es ist ja gar kein Grund, anzunehmen, daß es zum „anständigen Kerl" gehört, für Politik Interesse zu haben oder zu heucheln, blos weil die Alten es hatten — d. h. die Griechen und Römer — und unsere Nachbarn es noch haben! Die Hindu und Perser — unsere alten Vettern — hatten es auch nicht — warum sollten wir denn mehr sein wollen als die? Wirklich, da hat man sich den Goethe zu loben, der aus seiner echt deutschen Privatenge nicht herauswollte mit seinen Dichtungen und ehrlich genug gestand: „Politisch Lied — ein garstig Lied!" während Schiller ein abstractes Pathos verfolgte, von welchem privatim sein aristokratisch-schwäbisch-particularistisch geartetes Gemüth auch nicht allzu viel wußte. Und das mit Recht und echt „national" obendrein, denn die einzig endogene Politik, die dem Deutschen in Fleisch und Blut steckt, heißt nach Aus-

läuft zuletzt auch ein guter Theil hinaus von seiner philosophischen Liebhaberei, seinem dilettantischen Metaphysiciren, seiner Neigung zur Systemmacherei; wir sind ein Volk von „Denkern" im einseitigen, schlimmen Sinne: unsere Stärke in der Abstraction bleibt nur zu oft ungezügelt von der Anschauung. So rekrutirt sich vornehmlich aus unsern Landsleuten — Philologen, Mathematikern, Metaphysikern u. s. f. — jene Zunft der Diogenesaffen, die am hellen Tage mit einer Laterne die Sonne am Himmel suchen. Deshalb gelten auch die wirklich großen Autoritäten unter den Philosophen bei uns so wenig, und Hegel wurde bei der Masse der Denkenwollenden (few men think, but all will have opinions) so beliebt, weil er die Souveränetät des abstracten Gedankens proclamirte und damit eine Tugend gerade des Schwabenstammes auf die Spitze trieb, eine Tugend, vermöge deren B. Auerbach in seinen Dorfgeschichten ohne flagrante Verletzung der Naturwahrheit in die Falten der geistigen Gewandung, mit der er seine Bauermädchen umkleidete, spinozistische Späne einstreuen durfte. — Ja, sogar in der jüngst noch florirenden Jubilirsucht tritt solche Unart zu Tage: das deutsche Nationalgefühl klammert sich an und nährt sich an abstracten Erinnerungen — ganze Staaten tanzen einher auf der Seifenblase ihres Ahnenruhms. — Damit aber verletzter Stolz diesen Stoßseufzer nicht vorschnell als reines hors d'œuvre über Bord werfe, nehmen wir schleunigst unsern Rückzug auf unsern phlegmatischen Mathematikus mit den zwei Fragen: kann das kundige Auge in jenem „gemüthlichen" Unwesen das zu Grunde liegende Phlegma verkennen? — und weist die Statistik Fälle nach, wo ein Mathematikus vom reinsten Wasser sein Hauptbuch zumachte und sich zum längsten Schlafe schlafen legte, weil er die Lebens-

---

weis aller Geschichte: Wahrung der Individualität, sowol der Einzelbürger wie der „Stämme" — alles andere ist angelernter Schwindel.

balance verloren, das Deficit und Manco in der Lebensbilance errechnet hatte?

4. Verfolgung der bisher betrachteten Mischungsproducte in feinere Spielarten.

Als wir die Eukolie und Dyskolie bestimmt schieden von den rein proportional-quantitativen Differenzen, gewannen wir bereits einen großen Vorsprung vor der bisherigen Behandlung der Temperamentslehre, durch welchen wir schon einem guten Theil der Confusion entrückt wurden, die von Haller an dies Kapitel der Psychologie beherrscht und sich bald in der Charakterisirung des einen, bald des andern Temperaments, zumeist aber beim Melancholiker und Phlegmatiker, gerächt hat. Allein vollständig wird diese Verwirrung erst beseitigt, wenn wir nun auch ebenso scharf das Auseinanderhalten dessen durchführen, was gleichfalls blos formalen Quantums- oder Gradunterschieden angehört, und dessen, was, qualitativ angesehen, Sache der materialen Willensessentia selber, der wesentlichen, also vor allem der ethischen Qualitäten des Willens ist.

Da fragt es sich z. B. gleich nochmals, wie weit dem Phlegma als solchem die Trägheit, die Faulheit inhärire. An sich verträgt sich offenbar die nachhaltige und starke Wirkung der Motive sehr wohl mit einer regen Spontaneität des Willens; und selbst wo man so weit ging, die Temperamente zu bloßen Gefühlsverhältnissen herabzusetzen — ein Grundirrthum, weil das Gefühl nur der Bewußtseins-, nicht der Daseinsseite des Willens angehört — verhehlte man sich nicht, daß das Phlegma als „das Gleichgewicht von Spontaneität — im Sinne einer selbstthätigen Verarbeitung — und Receptivität — im Sinne einer passiven Erregbarkeit" dem nicht entgegenstehe, an beiden Seiten des Wagebalkens große Gewichtsquanta

schwebend zu denken, — ein Gedanke, welcher ja auch bei uns schon wiederholt seinen Ausdruck fand (S. 32 fg. und 73 fg.), und nun noch in etwas anderm Gewande aus Joh. Müller's Physiologie vorgeführt werden mag, wobei wir die dazwischenliegenden Ausführungen — besonders weil sie direct Ethisches hineinziehen — nicht mit vertreten: „. . . . es ist hier eine gewisse Größe des geistigen Lebens, wie in jedem andern Temperamente möglich . . . . man läßt sich nicht leicht zu Handlungen hinreißen, welche man morgen bereut, man kann sicherer und zuverlässiger sein, seine Erfolge sicherer berechnen; in der Gefahr und im entscheidenden Moment hat man, wenn es auf Rath, Berechnung, Erwägung und nicht auf eine schnell zu entwickelnde Energie ankommt, seine Kräfte zusammen, ... Gewinn durch Zaudern und behutsam berechnende Ausdauer. — Der Phlegmatiker schließt nicht häufige Freundschaften und bricht sie nicht. . . . Seine Pläne erreicht er weniger sicher, wenn es auf Kraftentwickelung in kurzer Zeit ankommt, und andere eilen ihm dann voraus; wenn es keine Eile hat und sich die Sache abwarten läßt, kommt er ruhig zum Ziele, wenn andere Fehler über Fehler gemacht und längst . . . . abwegs geführt sind. Der Phlegmatische kennt seine Grenzen und wird nicht in fremde Gebiete und in Conflicte gebracht — vermeidet Selbsttäuschungen." Was dann als „eine schon pathologische Erscheinung" bezeichnet wird: „jene Art des Phlegma, welche durch Trägheit, Apathie, Theilnahmlosigkeit, Unschlüssigkeit, Langeweile, Mangel an Fassungskraft, Langsamkeit der geistigen Fortschritte sich auszeichnet und den wenig tief empfundenen Schmerz der Arbeit und Anstrengung vorzieht" — das ist von uns bereits theils unter die Mischung von Phlegma und Dyskolie, theils unter die Nebenformen des Phlegma — besonders d — theils unter das anämatische Temperament gezogen, während es sich ja hier gerade um die stricten Sonderungen handelt, und Müller's vorhergehende

Angaben am vollständigsten auf den Phlegmatiker a, jedoch zum Theil auch auf den Phlegmatiker c passen.

Zwar liegen die Zeiten glücklich hinter uns, wo man auf den armen Böotiern herumhackte und von Haller vom Temperamentum Boeoticum rusticum atque quadratum allerlei auftischte und Feder so freundlich war, quadratum mit „vierschrötig“ wiederzugeben, — die gerechtere Geschichtsforschung hat inzwischen dem Stamme, welchem auch Epaminondas und Pindar angehörten, eine würdigere Stellung angewiesen, etwa neben den Schwaben Deutschlands, die, wenn sie einmal in Flammen gesetzt sind, einer sehr intensiven Erregung sich fähig zeigen und den phlegmatischen Melancholikern im gleich unten näher bezeichneten Sinne anzureihen sind. Indeß überhebt uns das nicht der Betrachtung des Gegenstandes, der, wenn auch der Name nicht passen mag, in der Erfahrung unleugbar vorkommt. Es gibt doch eben blödsinnig hinstarrende Menschen mit langsamstem Pulsschlag, welche noch heutzutage „phlegmatische Böotier“ genannt werden (selbst Schopenhauer stellt: „Ueber den Willen in der Natur“, 2. Aufl., S. 31 und 32, noch Böotier neben Tama Guna); aber das ist eine Form der Steigerung des anämatischen oder phlegmatischen Temperaments (und zwar beider meistens in der Form b oder d) durch Beimischung von lymphatischer Constitution und inbecillem Intellect auf der Grundlage eines ganz schlaffen Willens.

Andererseits war es (S. 33 und 75) unter die Eigenthümlichkeiten des cholerischen Temperaments aufzunehmen, daß bei ihm zeitweise Pausen des Erregtwerdens, apathische Intervalle, eintreten, nämlich allemal, wenn ein homogener Reiz ausbleibt. Das dolce far niente des cholerischen Italieners gibt einen Beleg hierfür. Aber sogar der Sanguiniker ist solcher Momente der schlaffen Ruhe fähig, und es kommt, wie wir schon S. 90 sahen, nur auf die genauere Bestimmung der Begriffe an, ob wir dann auch von Trägheit oder Faulheit sprechen wollen. Die Schulerfahrung

wußte uns davon zu erzählen, daß die sanguinischen Schüler, welche ihrer Natur nach allemal auch die flüchtigen sind, meistens zugleich dem Tadel der „Faulheit“ unterliegen, sofern faul den Gegensatz zum Fleiß als nützlichem Beschäftigtsein ausdrückt (wie der „Trägheit“ die Arbeitslust, der Lässigkeit die Emsigkeit entgegengesetzt ist). Spielen, im Sinne von zweckloser Kraftbethätigung, ist das Element solcher Naturen, die man also nicht ohne weiteres träge nennen wird. Zwar sind sie lässig und unbereit zu jeder Arbeit, die ihrer Neigung widerspricht, also unbequemen Obliegenheiten gegenüber auch wol „verdrossen“ (wie der „Arbeitsscheue“ bei jeder Zumuthung, die an seine Thätigkeit gestellt wird), aber selten ganz ruhig oder gar träumerisch. Der Sanguiniker als solcher ist „munter (alacer), auch wenn er nicht heiter und vergnügt (laetus) ist (wie ein Gespräch bei raschem Wechsel von Rede und Gegenrede einen „muntern“ Verlauf hat); der Anämatiker leicht schläfrig (segnis), auch ohne „niedergeschlagen“ zu sein — remissus, aber nicht immer demissus. „Träumerei“ tritt als zeitweiliger Zustand öfter bei den phlegmatisch gearteten Individuen auf, jedoch nicht ohne daß auch solche ihre Liebhabereien haben, welche mit sichtlichem Eifer von ihnen betrieben werden.

Von diesen allen sind also noch die eigentlich stumpfen und dumpfen, die immer und überall zur Arbeit unlustigen Menschen, von absolut geringer Stärke der Spontaneität und Reagibilität, d. h. von ganz schwachem Energiegrade, verschieden, deren es allerdings auch gibt — und, wie wir in Einklang mit dem Frühergesagten gleich hinzusetzen wollen: in den Varietäten aller vier Temperamente wie sonstiger charakterologischer Elemente gibt. „Schlappschwänze“ kommen so gut im genus cholericum wie anaematicum, so gut als εὔκολοι wie als δύςκολοι, so gut unter den Gescheiten wie unter den Dummköpfen, so gut hinter der Maske der Gutmüthigkeit wie der Tücke vor, und wir werden ihrer Erkenntniß und Würdigung näher



treten, wenn wir daran anknüpfen, daß sich auch die Grade, welche je von den Temperaments- und posodynischen Differenzen ausgedrückt werden, untereinander in eine gegenseitige Proportion setzen lassen und so eine ganz neue Reihe von Mischungsnuancen resultiren muß, je nachdem bei dem gegebenen Individuum überhaupt (um einmal der Kürze zu Liebe diese einfachern Bezeichnungen zu gebrauchen, wobei „Sensibilität" ziemlich ebenso die Einheit von Receptivität und Impressionabilität ausdrückt wie im Bisherigen schon zuweilen „Irritabilität" die von Spontaneität und Reagibilität, zum Theil auch mit Einschluß der Energiegrade) die Seite des Sensibeln oder Irritabeln, der „Passivität" oder „Activität" deutlicher heraustritt.

Da werden wir die cholerischen δύςκολοι zerfallen sehen in den Choleriker als Dyskolos und in den Dyskolos als Choleriker; die anämatischen εὔκολοι in den Anämatiker als Eukolos und in den Eukolos als Anämatiker u. s. f., bis die früher gefundenen Paare sich in die doppelte Anzahl werden gespalten haben — zum Theil in Uebereinstimmung mit der mehr geläufigen als stets auch klar gedachten Scheidung vom Gefühls- und Charaktermenschen. Wo der Nachdruck auf die Temperamentseigenschaft fällt, tritt der Name für diese voran und umgekehrt.

Einige Beispiele mögen dies schon hier erläutern — einige mehr folgen noch weiter unten (S. 112 fg.); ganz vollständige Aufzählung würde zwecklos ermüden. — Der Choleriker (meistens b) als Eukolos hat starke Irritabilität, gemäßigte Sensibilität und kräftige, gesunde, also jedem Extrem fern bleibende Reproductivität von besonders günstiger Muskelentwickelung und Knochenhaftigkeit. Bei dem cholerischen Eukolos (sive Eukolos als Choleriker, mehr der Form c oder d genähert) ist die Irritabilität etwas schwächer, die Sensibilität etwas stärker als bei jenem, die Reproductivität weniger kräftig, mehr dem Zellgewebe als dem Knochenbau zugewendet — was am Norditaliener, insbesondere am Venetianer, nicht auf die Seite phlegma-

tischer Dyskolie fällt, ist hierher zu ziehen. — Der Sanguiniker als Eukolos und der Eukolos als Sanguiniker werden sich etwa unterscheiden wie der Pariser und Gascogner — beide sind „leibarm" (vgl. Anhang II). Beweglichkeit (nicht Energie) der Irritabilität wie der Sensibilität hält hier die plastischen Functionen nieder; die Kraft wirkt hier sozusagen mehr im Blut als in dessen Niederschlag, den Muskeln, Knochen und Fettheilen. — Der Phlegmatiker (meistens, wenn nicht ausschließlich b) als Eukolos hat starke Reproduction, schwache Sensibilität und ein Minimum von Spontaneität in der Irritabilität, was aber ebenso wenig passive Zähigkeit wie gelegentlich rohe Brutalität ausschließt, weshalb wir kein Bedenken zu tragen brauchen, die bierseligen Altbaiern hier unterzubringen. Dagegen der Eukolos als Phlegmatiker (a oder d, zuweilen selbst c) hat weniger starke Reproductivität, etwas mehr Sensibilität und selbst etwas größere Irritabilität — Goldsmith's „Vicar of Wakefield" mit seinem unverwüstlichen Gleichmuth bei herzlicher Gemüthstreue und gelegentlicher Entschlossenheit mag ihn veranschaulichen, desgleichen die Holländer und diejenigen äthiopischen Völker, welche nicht als Sanguiniker (d oder c) auszuscheiden sind.

Es wird ein cholerischer Schlappschwanz wol allemal ein Dyskolos als Choleriker (meistens c) sein und sich geberden wie jeder, dem es so wenig am physischen wie am moralischen Muthe der Selbstaufopferung gebricht, den aber Scrupel und Zweifel, Fragen nach sittlichem Recht und kluger Ausführung nicht dazu kommen lassen, sein innerlich entschiedenes Wollen in äußere Realität umzusetzen: wir denken an einen Charakter, der etwa zwischen Hamlet und dem Brutus in Shakspeare's „Julius Cäsar" die Mitte hielte; — jener war ja nämlich dem Dyskolos als Anämatiker (a) beizuzählen, und dieser zeigt endlich doch zu viel Entschlossenheit und Gravitation des ersten Schrittes, um nicht für einen Choleriker (dem a genähert) als Dyskolos gelten zu müssen. Die in Rede stehende Charakter-

mischung dagegen pflegt nach kurzem Aufbrausen wieder in Hoffnungslosigkeit zu erlahmen. (Hamlet gibt mit dem unzeitigen Dreinfahren gegen Polonius wenigstens einen Beleg aus verwandtem Gebiete.) Aus den Nationalitätstypen liefern die italienischen und polnischen Revolutionen nur allzu reichliche Beispiele, welche freilich insofern ganz reine nicht heißen können, als in ihnen das Lähmende zum Theil aus der Beimischung unlauterer Leidenschaften hervorging. — Dagegen ermahnen die vielen Restaurationsperioden in der deutschen Geschichte dazu, die von Gervinus u. A. gezogene Parallele zwischen Hamlet und dem „deutschen Michel“ nur unter der angedeuteten Einschränkung zu acceptiren, weil unsere Nation in all ihren Kämpfen und Kriegen — unter den Hohenstaufen wie im Reformationszeitalter, im Dreißigjährigen wie in den Napoleonischen von 1813—15, im Siebenjährigen wie gegen die Dänen — zwar immer cholerisch genug dreingefahren ist, danach aber in schlaffe Desperation versunken.

Die Gegenstücke sind aus der Zahl der Phlegmatiker (a oder c) die δύςκολοι als Phlegmatiker: jene grübelnden, contemplativen Helden wie der Königsmörder Brutus, manche Asceten im grausamen Raffinement ihrer Kasteiungen — aus den Sanguinikern solche heldenhaft vordringenden, aber nur die Spanne der Jugendzeit ausdauernden Enthusiasten wie Alexander der Große (s. oben S. 36), deren Siegeslauf auf Augenblicke eine tiefe Einkehr ins eigene Selbst zum Stocken bringt.

5. Wechselbeziehung zwischen den ethischen und posodynischen Gegensätzen.

Wieder andere Varietäten helfen uns so widerspruchsvolle Richtungen erschließen, wie das Leben eines Nero sie genommen hat. Da haben wir die Dyskolie für das dominirende Element zu halten, so stark auch daneben ein

noch mehr sanguinischer als cholerischer Intensitätsmodus steht. Mit andern Worten: dies ist der Punkt, an welchem sich der Zusammenhang des Gegensatzes der Eu- und Dyskolie mit den ethischen Charaktereigenschaften offenbart. Der Volksinstinct leitet auch hier auf die richtige Spur: einen Eukolos stellt er sich gern als harmlos, gutmüthig, vor, „hat ihn gern“, weil er ihn nicht zu fürchten braucht — aber einem Dyskolos wendet er sich entweder mit vollem Vertrauen zu oder meidet mit dem Gefühl des Unheimlichen seine Nähe: die Eukolie findet sich nur in der mittlern Zone des sittlichen Lebens, wo jene Mischung von Egoismus und allgemeiner Menschenfreundlichkeit, die wir Gutmüthigkeit nennen, zu Hause ist; während rechts und links die Dyskolie Quartier bezogen hat, dort im Bunde mit werkthätiger Liebe, hier mit der Grausamkeit zusammenhausend. Wirklich scheint ein reiner Eukolos so wenig irgendeiner craß boshaften als einer heroisch opfermüthigen That fähig zu sein. Der Grausame repräsentirt sich allemal unserer Einbildungskraft mit „finsterer Gemüthsart“ — und ein rechter Liebesheld ist wenigstens ohne einen gewissen Ernst auch nicht denkbar — so treten aus einer und derselben Basis die beiden äußersten Extreme des sittlichen Lebens heraus — und für die Flachschädel bleibt auch hier wahr: medium tenuere b e a t i, — wenn es nicht ein Frevel wäre, die nur von ihrer T h o r h e i t Beglückten beati zu nennen. Ein Dyskolos wird so leicht kein T h o r sein — denn wer anders handelt thöricht, als wer sich um trügerische Zwecke — Scheingüter — abmüht? Thorheit — stultitia — verträgt sich mit dem äußersten Gegensatz zur Dummheit (stupiditas), mit der vorsichtigsten Klugheit; und doch bleibt eventus magister s t u l t o r u m; denn nicht den bornirten, in sich schwachen, sondern den vom Willen irregeleiteten, nach einem Scheinglück haschenden, sein wahres Wohl verkennenden Intellect bezeichnet das Wort Thorheit; es ist Gegensatz zu Weisheit, nicht zu Klugheit. (Man vergleiche Stellen wie:

Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor.)

Deshalb warnt man die unbedachte Jugend mit Worten wie diese: „Wer es unter euch gut mit sich selber meint, der lasse sich nicht bethören von den Einflüsterungen des Leichtsinns, noch von den Lockungen des Augenblicks.“ Der Thor ist von einem „Wahn“ befangen, sofern dieser Begriff auf einen Irrthum verengert werden darf, welcher zum Glücklichsein oder -werden in directer Beziehung steht. (Vgl. Schiller's „Worte des Wahns“ — dazu:

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;

und:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei;

nämlich der: es lasse über des Lebens Mai hinaus das süß tändelnde Spiel sich fortsetzen, nicht jener bestimmtere einer falschen Wahl, von dem es heißt:

Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.)

Aber ein Dyskolos begnügt sich auch nicht mit Palliativen: entweder setzt er, edel geartet, alles daran, fremdes Leid zu mindern: — oder aber: es ist ihm nicht genug, für sich allein des Daseins Leiden zu empfinden: er will, soweit er es irgend vermag, andere gleichfalls in dieselbe Stimmung versetzen — und wirksamer als durch pessimistische Argumente wird solche durch ihnen zugefügte Leiden beigebracht.

Das so oft ventilirte Räthsel des engen Rapports zwischen Wollust und Blutdurst erfährt an einem Individuum, wie wir uns Nero *) vorstellen, eine ebenso durch-

---

*) Als an ein Seitenstück zu ihm mag aus kleinerer, aber dafür ganz moderner Sphäre an jenen Eulogius Schneider erinnert werden, von welchem Karl Gödeke („Elf Bücher deutscher Dichtung“, II, 210)

sichtige Gestaltung, wie es in großen, weiten Verhältnissen die Geschichte der alten semitischen Völker durchzieht. Hier wie dort haben wir den Fanatismus der Schmerzbereitung in seiner ganzen Unheimlichkeit: das eigene Selbst ist nicht weit genug als Gefäß der Wehempfindung; nicht zufrieden, sich an eigenem, wirklichem oder fingirtem (von Nero als Tragöden „anempfundenem"), Schmerze laben zu können, sinnt der Grausame auf immer neue Gemüthszuckungen; kitzelt die überladenen Nerven am fremden Jammer; denn die Grausamkeit theilt mit der Wollust den Kitzel, wie die Wollust mit der Grausamkeit die Schauer; — und man hat beides passend dem Galvanisiren verglichen, weil auch dies solche Doppelwirkung hervorbringt. Daß selbst dem Mitleid eine ähnliche Polarität wesentlich ist, hat gegen den Versuch, dasselbe zum Fundament der Moral zu machen, den lebhaftesten Widerspruch heraufbeschworen, so leicht es auch scheint die Fälle auseinanderzuhalten, wo wir fremdes Leid uns „aneignen", um es zu lindern, und wo ebendasselbe ganz im Dienst der dyskolischen Willensbejahung geschieht. Es ist dieselbe grundwesentliche Differenz, durch welche sich der Astartecult von dem, ihm äußerlich ähnlichen, Schiwadienst unterscheidet; obgleich Max Duncker gewiß nicht Unrecht hat, wenn er („Geschichte des Alterthums", 1. Aufl., II, 91, coll. 286) den Schmerzen aufsuchenden Bußübungen überhaupt eine die Willenskraft stärkende Wirkung zuschreibt (auch wir sahen ja das

sagt: „Er durchzog mit geschäftiger Guillotine das Elsaß. — Die entsetzlichen Greuel, welche diese Züge begleiten, widersprechen der winselnden Sentimentalität seiner Gedichte keineswegs, da falsches Gefühl und zügellose Grausamkeit meistens beieinanderliegen, wenn auch letztere nicht immer geweckt wird. An Schneider's Gedichten, verglichen mit seinem Lebensgange, kann mehr gelernt werden, als die Literaturgeschichte darlegen soll"; — wobei der Ausdruck „falsches Gefühl" die Sache freilich etwas wohlfeil abmacht, zumal das analoge Beispiel eines Robespierre die Schwierigkeit der Pathognose in solchen Fällen noch deutlicher vorhält.

cholerische Temperament in der Ascese fortwirken und den Willen durch partielle Selbstverneinung gestählt werden) — und obgleich eine Religion, die gleichzeitig durch castratio und coitus ihre Götter ehren heißt, auf einen tiefern Zwiespalt hinweist: die Selbstentzweiung des Willens, welche sich mitten durch die Glieder des Dualismus selber — Bejahung und Verneinung — hindurch fortsetzt zu einem, vermöge thatsächlicher Dialektik, schillernden Ineinander der realsten Gegensätze, bis hinein in jene Abgründe, wo sich der Wille — zunächst freilich nur an seiner individuellen Erscheinung — zugleich bejaht und verneint; — verneint in seiner Bejahung, wie das Thier den Generationsact oft mit dem Leben bezahlt; — und bejaht in seiner Verneinung: die Asceten wissen von Schauern der Wollust zu erzählen — und mehr als einmal wurde die Andacht zum Surrogat der Wollust, wie Wollustacte zu religiösen Verzückungen führten, denen freilich tristitia folgt; aber nicht anders, wie den Kasteiungen die Wonne der Ekstase. Dem omne animal post coitum triste tritt das: in moestissima tristitia avetur coitus ergänzend an die Seite, als müßte das Elendsgefühl Erleichterung suchen in seiner „Perpetuirung", das Weh des Augenblicks gewissermaßen vertheilend auf die unendliche Ewigkeit der Zukunft und die endlose Succession ihrer Generationen; und specieller in diesem Sinne läßt sich das Xenion anwenden von der „Gelegenheit", die aus den Sentimentalen — „schlechte Gesellen macht", — jenes in der modernen Literatur so reich vertretene Geschlecht der „problematischen Naturen", deren classischer Repräsentant Roquairol und die übrigen Gestalten desselben Schlages bei Jean Paul sind. Denn auf der Höhe des Bewußtseins scheint für solche Individualitäten der Selbstmord unausbleiblich, mag er nun mit mehr oder mit weniger theatralischem Eclat ins Werk gesetzt werden.

Man sollte sich — das ist dasselbe von der andern Seite beleuchtet! — deshalb auch nicht allzu sehr wundern bei der Erfahrung, daß „muntere", also sanguinische,

Mädchen keineswegs zu den leicht verführbaren zu gehören pflegen, vollends nicht, wenn sie zugleich εὔκολοι sind; denn als solche stehen sie in jenem sichern Gleichgewichte, welches große Leidenschaften nicht einläßt und obendrein arglos macht, sodaß selbst die Gefahren des Affects oft unbemerkt vorübergehen.

6. Fortsetzung. Unterschiede nach dem Maßverhältnisse der Kraft.

Aber verlassen wir dies dunkle Gebiet, das schon an die „Nachtseiten des Gemüthslebens" stößt, um aus der Sansara bunter Fülle noch ein paar Species herauszugreifen!

Wer als Anämatiker seinen Platz auf der Armensünderbank findet, weil „der Kerl gestohlen hat", der kann als Choleriker die „Welt", — sei es im Sinne von großen Ländermassen, sei es die „feine" des Salons — „erobern" (ist es ein Weib, so äußert sich dies Trachten nach Steigerung des Selbstgefühls durch Erweiterung der Wirkenssphäre als herzlose Koketterie, welche ohne Schlauheit und forcirtes Selbstvertrauen niemals aufkommen kann und deshalb mit echter Bescheidenheit schlechthin unverträglich ist); gerade so wie die „Accuratesse" des Sanguinikers und der „Ordnungssinn" des Cholerikers beim Anämatiker zum „penibeln" Wesen wird; beim Phlegmatiker zur langweiligen Pedanterie, vielleicht durch Dyskolie und „Gewissenhaftigkeit" im ethischen Sinne veredelt zu „peinlicher Pflichterfüllung"; oder durch boshafte Tücke im Bunde mit anämatischer „Kleinigkeitskrämerei" in Lust an Chicaniren und „Cujoniren" sich umsetzt. — Das leicht „piquirte" Frauenzimmer von gemeiner Anämatie macht ihrem verletzten Gefühl in „spitzen" Redensarten Luft; der Sanguiniker schüttelt das gleiche Misbehagen mit einem „Bummelwitz" ab;

der Choleriker läßt seinem heiligen Zorne vielleicht in Bitterkeit und Sarkasmen freien Lauf; die langsame Receptivität des Phlegmatikers endlich läßt sich von entsprechendem Anlaß gar nicht tangiren. — Bei dem Anämatiker und Choleriker mit tiefer Impressionabilität nimmt den Charakter des „Argwohns" an, was bei dem Sanguiniker und Phlegmatiker mit flacher Impressionabilität sich in den Schranken bloßen „Mistrauens" hält. Es ist dieselbe Dyskolie, welche bald nur die nächste Umgebung mit stetem Verdachtschöpfen quält, und bald die Denkfreiheit ganzer Völker mit der Abgefeimtheit allervorsorglichster Polizeicontrole oder gar mit dem Scheiterhaufen der Inquisition niederhält. Despoten in Staat und Haus unterscheiden sich nur wie Stahl und weiches Eisen. Denn diese Formen haben sämmtlich, bei aller sonstigen Abweichung, das Gemeinsame, auf der Basis des Unbefriedigtseins zu ruhen und mit der „frohsinnigen" Natur eines Eukolos kaum vereinbar zu sein, da sie ein Ueberwiegen des sensibeln Systems über das irritable voraussetzen.

Wo dann die Unzufriedenheit und das Mistrauen sich zugleich auf die eigene Kraft erstreckt, wie es am leichtesten beim Anämatiker der Fall sein wird, da begegnen wir einer bestimmten Art von Schüchternheit, welche der oberflächliche Blick um so weniger mit Sanftmuth verwechseln sollte, als schon von andern die paradoxe Wahrnehmung gemacht ist, daß diese beiden Eigenschaften, moralisch angesehen, entgegengesetzten Ursprungs sein können: die hier gemeinte Schüchternheit indicirt allemal egoistische Schwäche, Sanftmuth dagegen hohe Kraft der Selbstverleugnung (die freilich, „zur andern Natur geworden", nichts mehr von innern Kämpfen verräth); das „verschüchterte Wesen" obendrein jenen anämatischen Zug, der sich Kleinigkeiten allzu sehr „zu Herzen nimmt", und der auch bei jener schwachen, unverständigen Form der Abwesenheit eines crassen Egoismus sich beobachten läßt, welche wir als „Gutmüthigkeit" allemal nur mit Achselzucken be-

trachten.*) — Und dieselbe haltlose Schwäche, welche solche Schüchternheit constituiren hilft, ist es auch wiederum, welche jenem „empfindsamen Volke“ eigen ist, auf das wir den Xeniendichter „nie etwas halten“ gesehen haben, weil, „wenn die Gelegenheit kommt, schlechte Gesellen daraus

*) Doch misverstehe man mich auch hier nicht! Allerdings können edle, ja in sich kräftige Naturen ebenfalls der Verschüchterung unterliegen. Wo phlegmatische Menschen nur „dickfellig“, cholerische trotzig werden, lassen sich die Temperamente der Schwäche leicht „verschüchtern“, und gerade die hingebendste Liebe ist dem Verzagen ausgesetzt, wo sie auf Schritt und Tritt ihr Bemühen vereitelt glaubt. Stete Repressionen vernichten zuletzt auch die schönste Elasticität; und es gibt ja Aeltern und andere Erzieher, welche ihre Lust daran haben, jede Regung der Selbständigkeit niederzuhalten und damit zuletzt das Selbstvertrauen zu knicken. Solche Erziehung macht nicht feig, aber furchtsam; denn Feigheit setzt Sorge ums eigene Wohl voraus und wird zum Vorwurf, weil am Können, an der Kraft kein Zweifel besteht, — Furchtsamkeit nur das Gefühl der eigenen Schwäche oder das Nichtglauben an die eigene Kraft, und letzteres ist nicht schwer beizubringen; man braucht einen blos fortwährend als dumm, schlecht u. s. w. zu behandeln, und je lieber er an eine Autorität pietätsvoll sich anlehnt, desto eher gelingt das seelenmörderische Spiel, falls ihm nicht von außen her ein anderweitiger Halt dargeboten wird, und auch dann erfolgt der Umschlag auf dem Gebiete des Intellects. — Etwas Aehnliches sehen wir ja vorgehen, wo einer „hart“, bis zur „Gefühllosigkeit“ hart wird, wenn Menschen oder Schicksal ihn endlich „mürbe gekriegt“ haben; der erlahmten Resistenzkraft hält dann der Intellect vor, wie es zuletzt auf eine Hand voll Schmerzen mehr oder weniger nicht ankomme; wie auch andere einmal in eigener Schule lernen mögen, was leiden heiße; wie alle Nachgiebigkeit nur misbraucht sei, alle Versöhnlichkeit nur Anlaß zu neuen „Tribulirungen“ oder Chicanen gegeben habe. Davon hat schon der alte Seelenkenner Tacitus zu sagen gewußt, als er (Ann., I, 20) schrieb: „eo immitior, quia toleraverat“; und es ist nicht in die ethische Seite die ganze Differenz zu verlegen, sondern auch auf die „die Sache verändernden Umstände“ es zurückzuführen, wenn bei andern die Variante zutrifft von Platen's:

> Glücklichen ist's nicht verliehen, zu begreifen fremdes Weh:

Dido's:

> haud ignara mali miseris succurrere disco.
>
> Virg. Aen., I, 630.

werden". Dies Distichon geht in seiner umfassenderen Wahrheit eben auf alle solche δύςκολοι, die schwachnervig und zugleich egoistisch sind, und auch wo nicht der im vorigen Kapitel angedeutete Specialfall vorliegt, vereinigt sich im sentimentalen Schwächling (dessen Verhältniß zum Pessimisten und Humoristen wir übrigens späterer Betrachtung vorbehalten) Charakterlosigkeit in der einen oder andern ihrer späterhin noch genauer zu kennzeichnenden Formen mit der Unfähigkeit zu resigniren — und eben darum verliert sie — wie es bei Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 469) heißt, — „Erde und Himmel zugleich", während keineswegs jede andauernde Trauer als solche für Sentimentalität zu halten ist (wofür ebenfalls die angezogene Stelle die festen Unterscheidungsmerkmale an die Hand gibt). Nicht das Trauern selber — „durch Trauern wird das Herz gebessert", sagt der Koheleth, und das Dichterwort commentirt es:

Die Trauer wird durch Trauern nicht herber;
Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß —

sondern die Intermissionen des Schmerzes sind das Gefährliche, jene Pausen, in welchen neue Lockungen das Herz beschleichen möchten und ihm zuraunen: Du hast schon viel ertragen, so fürcht' auch dieses nicht! und: was willst du so ängstlich andere schonen, laß auch die einmal schmecken, was das Leben sei! Dann hebt die Versuchung an mit mitleidheischenden Klagen und endet in der Forderung, wenigstens eine Minute zu versüßen — sei es auch um den Preis von Jahresschmerz und lebenslanger Reue. Um Citate braucht dabei nicht in Verlegenheit zu sein, wer nicht ansteht, selbst eines Platen Verse für sich umzudeuten und auszubeuten:

Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts.

Aber dennoch: hebet die Steine nicht auf wider die Unglücklichen; habt Mitleid auch mit denen, die sich an der

Hefe berauscht, nachdem ihnen eine neidische Schicksalshand den Lebensbecher umgestürzt! — Freilich trifft nicht den widerstandslos Schwachen, sondern den, der solcher Schwäche nachgibt, ohne sie zu theilen, der schwerere Vorwurf; denn falsches, unweises, sozusagen blos instinctives, Mitleid ohne ethisches Maß für Recht und Unrecht ist der eigentliche Spielball des Teufels.

Den „problematischen Naturen", wie dem wahren und falschen Mitleid sind weiter unten besondere Abschnitte gewidmet, und auch die „Antinomien des Gemüths" werden uns auf Dinge zurückbringen, welche den in diesen Kapiteln besprochenen verwandt sind; deshalb schließen wir hier diese Betrachtung, nachdem wir zuvor nur noch an zwei Thatsachen erinnert. Die erste ist diese: daß die Einsicht in die Richtigkeit des Daseins (wiewol nur die abstracte, halbe, nicht wahrhaft lebenbeherrschende) auch Motiv werden kann, sich praktisch dem Hedonismus (vulgären Epikuräismus) in die Arme zu werfen; so führt ja ein Gentz den Reigen der blasirten Genußsucht. — Die zweite entspringt aus noch entlegenern Tiefen des Lebenswillens: wenn längst die Reize des Lebens ihre Zauberkraft verloren haben, dann kann den allseitig Enttäuschten noch ein unwiderstehliches Verlangen ergreifen, aus dem Sumpf, in welchen seine Existenz hinabgesunken, durch irgendeine explosive Handlung sich emporzuschnellen. Und solcher Desperado-Kitzel ist vielleicht das letzte, was den ersterbenden Willen verläßt. Da ist nichts von Hoffnung dabei — was treibt, ist einzig das Begehren: um jeden Preis heraus aus dieser Stagnation! Die Formen, in welche sich solch Streben kleiden kann, sind gar mannichfach: Rechtsliebe, Wahrheitsdrang, Wollust, Ingrimm.

7. Schluß. Noch einige gemischte Erscheinungen aus den durch schwankende Grenzen zweifelhaften Gebieten.

Unter einschränkender Bezugnahme auf früher Gesagtes steht, wo es nicht auf die allerfeinsten Distinctionen ankommt, kein erheblicher Anstand im Wege, das Wort „melancholisch" als die adjectivische Form zu dem von uns nur substantivisch gebrauchten „Dyskolos" zu verwenden und dieses selber gelegentlich mit „Melancholiker" zu vertauschen, sodaß z. B. der Dyskolos als Phlegmatiker und der phlegmatische Melancholiker, der Phlegmatiker als Dyskolos und der melancholische Phlegmatiker u. s. f. nach Maßgabe obiger Subdivision (S. 100 fg.) hinfort (sofern es sich nicht noch um Krankheitsformen handeln wird) als Wechselbegriffe auftreten mögen, um so in die, bei den zahllosen Permutationen so complicirte, Terminologie doch etwas mehr Einfachheit hineinzubringen. Und da mag es dazu dienen, die so festgesetzte Sprechweise etwas geläufiger zu machen, daß wir hier, das dort Gegebene fortsetzend, einige der Schattirungen dicht nebeneinanderrücken. Der cholerische (meistens von der Form c) Melancholiker hat bei etwas stärkerer Sensibilität etwas weniger starke Irritabilität und daher etwas mehr plastische Reproductivität als der melancholische Choleriker (meistens von der Form a), der, bei einander ziemlich gleichen Stärkegraden von Irritabilität und Sensibilität, namentlich in der Reproductivität jenem nachsteht — wir werden also Czechen und Polen mit dem Gesicht von üppig aufgeworfenen Lippen und Musik à la Oginsky („Sehnsuchtswalzer") und Chopin („Notturno") cholerische Melancholiker, Spanier und Yankees melancholische Choleriker nennen (wobei wir jedoch auf das im Anhang II. Beigebrachte zu verweisen, nicht unterlassen wollen); und unter den Rassen die Mongolen an diese, die Malaien an jene nahe heranbringen. Der melancholische Phlegmatiker (a oder b) hat etwas mehr Reproductivität, dafür schwächere Sensibilität und

noch weniger lebhafte Irritabilität als der phlegmatische (c) Melancholiker. Der „knochenlose" Hindu und Buddha — dies schönste Musterbild der reinen Dyskolie — bestätigt uns dann wieder (vgl. S. 28), wie nahe der Anämatiker c der phlegmatischen Gruppe stehen kann: bei der schwachen Spontaneität seiner Irritabilität, neben seiner starken Sensibilität und mäßigen Reproductivität, sichert ihn die entschiedene Intensität seiner passiven Kraft — seiner „Zähigkeit" — davor, mit einem Anämatiker d verwechselt zu werden. Sofern gleichfalls beim heutigen Türken die Irritabilität eine langsam durchwärmte geworden zu sein scheint, ließe sich dieser dem Hindu gleichstellen, während die schwächere Sensibilität ihn etwas mehr nach der Seite des melancholischen Phlegmatikers (b) hinüberschieben würde, dessen klarer Ektypus ja, wie wir gesehen, dicht an die Grenze des Anämatikers c rücken muß. Zu diesem, wenn nicht zum Phlegmatiker d oder c, werden wir endlich den amerikanischen Indianer zu rechnen haben, obgleich dessen äußerst geringe Reproductivität ihn, äußerlich angesehen, dem Choleriker so ähnlich macht, während andere ihn gar zu einer sanguinischen Natur stempeln möchten — nur daß alle Berichte ihm ausgeprägteste Dyskolie nachsagen. Seine oft besprochene scheinbare Fühllosigkeit gegen körperliche Schmerzen wagen wir, ohne eigene Beobachtung, nicht, psychologisch zu klassificiren; dieselbe könnte zwar für einen extremen Grad der Langsamkeit in der Receptivität gelten und so eine Einreihung unter die Phlegmatiker wesentlich unterstützen; doch bescheiden wir uns, diesem interessanten anthropologischen Räthsel nicht weiter nachzuspüren, und begnügen uns mit einer Verweisung auf Theodor Waitz, „Anthropologie der Naturvölker" (III, 160 fg.).

Sofern die Nachhaltigkeit der Motivwirkung ein dem Phlegmatiker und den beiden Hauptformen des Anämatikers (a und c) gemeinsames Merkmal ist, kann es überhaupt zu zeiten zweifelhaft sein, ob wir von einer Einzelbeobach-

tung auf diesen oder jenen zu schließen haben, und eine gleiche Ungewißheit tritt ein, wo Aeußerungen der Heftigkeit ebenso gut sanguinischem oder cholerischem als anämatischem Temperament entstammen können. Ziehen wir hieraus zunächst die Warnung, niemals nach Wahrnehmung ganz vereinzelter Züge ein abschließendes Urtheil fällen zu wollen, so werden sich in den meisten Fällen bei fortgesetzter Beobachtung ziemlich leicht sichere Kriterien herausstellen. Es wird z. B. nicht lange gefragt werden, innerhalb welches Bereichs jene Leute unterzubringen, die, in der Weise des Anämatikers a und b oder des Sanguinikers, bei unbedeutenden Uebelständen heftig aufwallen und hernach bei gewaltigem Schmerz eine bewunderungswürdige Fassung (versteht sich: wohl zu unterscheiden von anämatischem Stumpfsinn unter gleichen Verhältnissen) behaupten? es sind dies der Regel nach melancholische Anämatiker von der Form c, oder, wenn das nicht, entweder cholerische oder phlegmatische Melancholiker (aber weder melancholische Choleriker noch melancholische Phlegmatiker — jenes nicht, weil sie sonst nicht ruhig bleiben, dieses nicht, weil sie sonst nicht von Kleinigkeiten würden stark afficirt werden). Was aber von diesen dreien? das wird im gegebenen Fall allerdings desto schwerer auszumachen sein, je mehr eine krankhafte Steigerung der Dyskolie zeitweilig den sonst Phlegmatischen dem Cholerischen ähnlich machen kann, und je mehr es exceptionellen Erscheinungen beizuzählen ist, wenn der Choleriker auch in Selbstbeherrschung excellirt, weil dazu immer auch ein beträchtliches Prävaliren des Intellects erforderlich ist. Daß die von diesem abhängige Fähigkeit des Bestimmtwerdens durch abstracte Motive nicht auch allemal bei Kleinigkeiten, wo es doch leichter scheint, zur Actualität wird, läßt sich so erklären: der in sich starke und zugleich seiner Stärke sich bewußte Charakter hält es nicht allemal der Mühe werth, gegen die „kleinen Leiden“ in Reaction zu treten; — er läßt sich z. B. gehen, wo er vom Ausbruch seiner Heftig-

keit keine Gefahr für andere sieht, oder gar hoffen kann, mit einem energischen Machtwort unter Misständen aufzuräumen; während er zu einem Muster der Geduld werden kann, wo er sich etwa Kranken gegenüber befindet, welche der Schonung bedürfen, — und ebenso sich „zusammennimmt", seine ganze Widerstandskraft aufbietet, wo er es mit Leiden zu thun hat, gegen welche den Kampf aufzunehmen nicht „unter seiner Würde" ist; dann kann er sich mittels seines Intellects so vollständig über allen Jammer erheben, daß er für kalt, gleichgültig, ja für leichtsinnig gehalten wird.

Der phlegmatische Melancholiker — das bedarf nicht erst des Beweises — ist gerade in solchen Fällen recht in seinem Esse, wo es gilt, gegen das Schwerste sich aufzuraffen: er vollends wird es mit einer Erfolg verbürgenden Sicherheit und Kräftigkeit thun — ihn stempelte ja die Natur zum „Charakter der Erhabenheit" —

who is
As one, in suffering all, that suffers nothing.
„Hamlet", III, 2.

Es ändert nichts an diesen Erscheinungen, wenn die „Gemüthsruhe" dabei von frommem Gottvertrauen getragen scheint; denn auch solches läßt sich nicht auf jeden Stamm pfropfen, und wo es vorhanden ist, wird es nach der gegebenen Basis des ἄνϑρωπος ψυχικός den lieben Gott auch nicht allemal mit jeder Bagatellsache behelligen, sondern solche mit den weltlichen Waffen eines gesunden Zornes sich vom Leibe halten und die Anrufung höhern Beistandes für die wirklich große Noth sich aufsparen. Nur eine anämatische Betschwester wird auch ihre Beschwerden über hohe Kaffeepreise vor den Himmelsthron bringen, um „angebrachter-" und verdientermaßen mit einem help yourself — aide-toi et le ciel t'aidera abschlägig beschieden zu werden.

An dieser Stelle sei denn endlich auch noch eines Abwegs gedacht, auf welchen gar leicht jene Gemüthser-

weichung geräth, die sich durch ein besonders starkes Verlangen nach „Bedauertwerden" kundgibt. Es ist darin ein Seitenstück zu der obenbezeichneten Verirrung der Sentimentalität gegeben, ihr auch ähnlich in dem Widerstreit besserer und unedler Strebungen. Zu Grunde liegt ein Liebesbedürfniß, welches aber in eine falsche Schlußkette sich verstrickt und so Symptom und Sache verwechselt, sich selber ein Armuthszeugniß ausstellend in der Unfähigkeit, die im Innern noch verschlossene Liebe gewahr zu werden. Lear mit seiner anfänglichen Ungerechtigkeit gegen Cordelia steht auf dieser Stufe, wo, wenn nicht Wunder, so doch Zeichen begehrt werden von einem ungläubigen Geschlecht, das wir doch keineswegs für ein schlechthin egoistisches ansehen dürfen; es will nur die Liebe, welche es als Mitleid in sich hegt, auch in der Form des Mitleids, in Worten und Werken des Mitleids, gegen sich selber bethätigt sehen, und wo es das vermißt, klagt es über Herzlosigkeit und wird selber grausam — fordert unglaublich viel Geduld und übt selber nur wenig — spannt die fremde auf die Folter, indem es beständig neue Proben verlangt — und zuletzt wendet es sich in seiner Verbissenheit schier mit boshafter Grausamkeit gerade gegen die dargebrachte Liebe, misbraucht sie nicht nur durch Uebermaß in den Ansprüchen, sondern als Waffe selbst zur Verwundung — ist gleichmüthig oder gar freundlich gegen Gleichgültige, aber lohnt — wie in teuflischer Lust an der damit bereiteten Qual — marternd das entgegenkommende Vertrauen unbedingt sich hingebender Liebe. Eine derartige Grausamkeit hat ihre Strafe freilich direct in sich selber, in immer größerer Vereinsamung und dieser folgender stummer Selbstanklage — auch in den Täuschungen, welche sie vom heuchlerischen Ausbeuten ihrer Schwäche erfährt, wenn sie ihr Vertrauen an Naturen wie Cordelia's Schwestern weggeworfen. Die dieser Charakteräußerung inhärirende Launenhaftigkeit gibt ihr einen entschieden hypochondrischen Anstrich: sie macht das

Eingehen auf ihre Capricen zum einzigen Maßstab fremder Liebe, stößt schon dadurch alle selbständigen, nicht sklavisch gearteten Gemüther, welche jede Falschheit verschmähen, von sich zurück — affectirt eigenes Leiden, blos um die Liebenden zu peinigen, und um, wenn dies Verfahren vielleicht einmal durchschaut, also auch gegen wirkliches Leiden der Gutmüthigste mistrauisch geworden ist, in schneidender Ungerechtigkeit sich über angeblichen Mangel an Liebe beklagen zu können, ja wol gar, um den Liebenden den Stachel des Gewissens einzubohren: sie hätten sich als die Hauptschuld am Leiden des unwürdig Geliebten anzuklagen. — Wir schildern hiermit keineswegs ganz singuläre Fälle (ihre dichterische Allgemeingültigkeit mag Jean Paul vertreten mit seinem Kapitel vom „Schmollgeist" in den „Flegeljahren"), sind im Gegentheil überzeugt, daß die reine, mehr nur am körperlichen Schmerz ihrer Opfer sich weidende Bosheit seltener das gleiche Raffinement erreicht, als diese, deren Torturinstrumente geistige Schmerzen verursachen. Doch theilt letztere mit dem gewöhnlichen Wütherich oder dem Thierquäler den Kitzel der Mitempfindung des andern bereiteten Schmerzes. Wer nicht weiß, wie dem zu Muthe ist, welchen das Verkanntwerden seiner Liebe quält, der kann gar nicht auf den Einfall kommen, andern diese Qual bereiten zu wollen — und zuweilen mag es die eigene Gewissensangst sein, was antreibt, eben solche in fremden Gemüthern heraufzubeschwören — ja es ist denkbar, daß die Qual des Mitleids mit andern anspornt, auch sich selber zum Gegenstande fremden Mitleids zu machen. Deshalb sagten wir: es besteht in solchen Naturen eine Mischung von dem, was die Grundlage alles Sittlichen ausmacht, mit dem, was dem Sittlich-Guten am allerweitesten entgegengesetzt ist — und dieser Zwiespalt, den wir anderweitig als eine der Ursachen der Charakter- und Haltlosigkeit kennen lernen werden, macht auch diese unglücklichen Verblendeten zum Gegenstande eigener wie fremder Verachtung.

Die Imputabilitätsfrage

und

das Modificabilitätsproblem.

1. Formulirung der fernern Probleme.

Von den S. 1 fg. eingegangenen Verpflichtungen haben wir bisher kaum mehr als der einen genügt, descriptiv oder constructiv verfahrend, eine Anzahl charakterologischer Phänomene zu klassificiren. So weit durften wir die Objecte unserer Betrachtung stillschweigend als feststehende, constante behandeln. Jetzt, nachdem bereits mehrfach die Mitwirkung der intellectuellen Functionen die differenzirenden Merkmale hergegeben hat, stehen wir an einem Punkte, wo eine Reihe neuer Aufgaben ihre Lösung fordert. Wir sprachen ja S. 3 nicht blos vom Unterschiede zwischen charakterologischer und rein Factisches ausdrückender Verwendung eines und desselben Prädicats, wir erwähnten nicht blos (ebendaselbst) schon des Modificabilitätsproblems: wir haben auch schon S. 50 fg. auf den metaphysisch-ethischen Hintergrund hingewiesen, an dessen Horizonte die eigentlichen „Lebensfragen" aller ethischen Forschung sich erheben; denn eine Wissenschaft, welche sich selber als die Lehre von den Grundelementen der Individualität eingeführt hat, kann doch auch die Frage nicht beiseitelassen nach dem letzten principium individuationis, kann sich nicht beruhigen bei einem solchen, welches blos eine auf dianoiologischem Wege eruirte Form der Erscheinung sein soll; — irgendwoher muß doch jenes Plus gekommen sein, welches den Individualcharakter eben zum individuellen macht,

jenes an sich reale Etwas, vermöge dessen der eine auf dieses, der andere auf jenes Grundmotiv reagirt, jenes die einzelne Individualität materialiter, nicht blos formaliter Determinirende, das den einzelnen Charakter eben zu einem bestimmten, gegebenen macht. Denn ist die Individualität bloße Erscheinungsform, so kann auch die individuelle Verantwortlichkeit nicht mehr sein. — Es heißt wol beim Meister: „Nicht das Sein, nur das Sosein hat einen Grund", sodaß man im dianoiologischen Gleise weiter laufend fragen möchte: ist denn überhaupt der Wille in seinem Ding-an-sich-sein, oder ist auch sein bloßes „Sein" nur eine Relation des Objects zum Subject, wie das „Dasein", als Leben, selber nur als eine Form des Sich-Objectiviren des Willens behandelt wird? („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., I, 249; 3. Aufl., S. 259.) Und: gehört die Essentia zum Dasein oder zum Sosein? ist sie blos ein Zustand oder ist sie eine Substanz mit Accidentien, d. h. ein Product aus der Existentia und einem materialen Plus nebst einigen generibus eines formalen Plus? Das chemische Element z. B. participirt (Platonisch: μετέχει) zunächst an der allgemeinen Existentia, außerdem hat es ein „specifisches", distinguirendes Ansich und schließlich eine Reihe accidenteller Erscheinungsformen. So besteht der Individualcharakter aus einem Existens schlechthin, aus einer ewigen, sich selbst gleichbleibenden Substanz und aus accidentellen Nebenerscheinungen: Nationalität u. dgl. Wie aber steht es um die Realität dieser Nebenerscheinungen? — sind sie blos Erscheinung, rein phänomenaler Natur, also kaum mehr als wie ein bloßes Phantom? Ist der Wille in seinem reinen Ding-an-sich-sein genau jene Substantia, wie sie Spinoza im Eingang zu seiner Ethik definirt oder beschreibt? ist der Wille, der als solcher eben blos will, ohne daß dieses Wollen mit bestimmtem Inhalt gedacht wird, identisch mit jener Substantia in ihrer indifferenten Identität mit sich? — Ist das Attributum ebendaselbst das Motiv, sofern es den an sich

leeren Begriff des Willens erfüllt, — aber erst ganz allgemein mit einem Was, — und entspricht erst der bestimmte, concrete, thatsächliche Willensact dem, was Spinoza dort Modus nennt? — oder, in kürzere Consequenz zusammengezogen: ist der intelligible Charakter der Substantia, der empirische dem Attributum und die einzelne Handlung dem Modus gleichzusetzen? Allein — und das dürfte auch von andern Standpunkten aus bereits gegen den Spinozismus eingewendet sein —: steht das Sein, als ewiges, außerhalb der Causalitätsreihe, so gehen auch die Motive, als eine bestimmte Form der Causalität, das Sein als solches gar nichts an — sie sind nur Mittel zur Erkenntniß des Seins. Haben sie denn aber gar kein Ansich? sind sie blos und ganz Geburten des Intellects? Woher aber kommt dann zum Ansich die Fähigkeit hinzu, nicht blos zu sein, sondern auch zu erscheinen? Muß nicht auch dem Vorstellen ein Correlat an sich entsprechen? und ist nicht dann die Vorstellung, welche in ihrem Verhältniß zum Willen (im engern Sinn, als dem individuell erfüllten Willen) Motiv heißt, selber ein Daseiendes, das nach Seiten seines Seins auch außerhalb der Causalitätsreihe, überhaupt ebenbürtig in gleicher Eigenständigkeit neben dem Wollenden im Individuum stehen müßte? Ist das Vorstellen potentiâ — wie etwa Schindler will in seinem „Magisches Geisterleben“ — nur die Polarität des unbewußten Willens, und erst die Einheit beider ein indifferentes Eines, das weder Wille noch Intellect ist, sondern das schlechthin indefinirbare Ding an sich — jene res extensa eademque cogitans? — Müssen wir sonach aus dem Ding an sich, mittels polarischen Auseinandertretens, ebenso unmittelbar und ursprünglich (primitiv) die Vorstellung, das Motiv, herleiten wie den Willen und nicht erst, wie Schopenhauer, jene als Secundäres aus diesem, — sondern beide zusammenstellen als gleichzeitige Actualitäten, nach polarischem Gegensatze entspringend derselben einen indifferenten potentia? Und ließe sich dafür

nicht noch anführen, daß in beiden Gebieten parallel laufend sich die Paare der Gründe correspondiren: auf seiten des Intellects: Seinsgrund und Erkenntnißgrund — auf seiten des Willens: Causalität und Motivation? und über allem das „absolute“, so wenig blos objective, wie blos subjective Sein? — Aber auch in den Regionen unterhalb des ontologischen Aethers gibt Schopenhauer Anhaltspunkte für ad hominem argumentirende Einwürfe — z. B. woher „die eigensinnige Auswahl“ (Wählen ist doch ein Willensact) für die Befriedigung des Geschlechtstriebes der Individuen, wenn diese in der All-Einheit des Urwillens zu bloßen Phänomenen verschwänden? oder wenn sie ihre Existenz nur zu Lehen tragen von der Gattung und deren Idee die „unmittelbare“ Objectivation des Willens sein soll, wie können dann aus dieser Kette (— mit den ausgestorbenen Gattungen —) einzelne Glieder ausgefallen sein, ohne den ganzen Zusammenhalt des Erscheinenden, somit die Welt selber, aufzuheben? Vollends aber verwickelt die Darstellung des sich verneinenden Willens in eine Reihe solcher Widersprüche; wenn es z. B. „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 2. Aufl., I, 431; 3. Aufl., S. 451, heißt: es bleibe im Asceten noch eine „Anlage zum Wollen“ bestehen, da es beim Ding an sich doch heißen muß: aut omne aut nihil — und dieser Rest könne noch wieder „aufgeregt“ werden durch Motive, ja durch das „Gedeihen des Leibes neu belebt“ — überhaupt empfange der Wille Nahrung aus der Befriedigung (ebendas., S. 439; 3. Aufl., S. 460). — Wie soll überhaupt der Wille als Wesen an sich durch die Erscheinung noch ein schwaches Dasein haben (ebendas., S. 432; 3. Aufl., S. 452)? — ist doch die Erscheinung umgekehrt nur durch das Ding an sich als das Erscheinende. Kurz: die Charakterologie hat an einer allgemeinen Erörterung des Verhältnisses zwischen Wille und Motiv diejenige Voraussetzung, welche man als Prolegomena zu einer Wissenschaft zu bezeichnen pflegt.

So bekennen wir uns überhaupt anheischig, unsere ganze Methode einer Selbstprüfung zu unterziehen; denn auch die Charakterologie hat, wie jede andere philosophische Disciplin, dem kritischen Gewissen Genüge zu leisten und sich wie andern Rechenschaft zu geben über den Grad der Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse. Dieser apologetisch-kritische Abschnitt aber zerfällt, nach den ihn beherrschenden Gesichtspunkten, von selber in zwei Theile, deren gemeinsamer Zweck ist, das Essentielle vom Phänomenalen, soweit irgend thunlich, klar und bestimmt zu sondern. Selbstverständlich nehmen hierbei die Fragen nach dem rein ethischen Charakterkern das höchste, wenngleich nicht das ausschließliche Interesse in Anspruch. — Hatten wir oben von den echten die unechten Temperamente zu sondern und unsere Methode der Ausscheidung zu rechtfertigen, so werden wir jetzt an Stellen gelangen, wo genuine „Tugenden" vor der Verwechselung mit ihren Afterbildern zu sichern sind. Und damit uns dies gelingen könne, sind eben zwei Wege einzuschlagen: auf den einen führt uns die Doppelfrage: welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit wir eine gegebene Handlung ihrem Urheber ohne Einschränkung anrechnen können, und: wie ist eine derartige Einschränkung vorkommendenfalls in Abzug zu bringen, um eines sichern charakterologischen Facits einigermaßen gewiß zu werden? auf dem andern müssen wir dem Ziele entgegengehen, das Dauernde vom Wechselnden, das schlechthin Constante vom Variabeln trennen zu können. — Mit andern Worten: die S. 3 gegebene Zusage, dem Criminalisten wie dem Pädagogen die Prolegomena ihrer resp. Fachwissenschaften zu liefern, kann die Charakterologie nur einlösen, indem sie jenem die Imputabilitätsfrage, diesem das Modificabilitätsproblem auseinandersetzt. Freilich ist keinem von beiden einseitig mit diesem oder jenem gedient: der Erzieher muß ebenso gut wissen, ob seine „Zucht" sich auch wirklich blos gegen zurechenbare Acte richtet, wie es den Criminalisten bei Feststellung des Maßes und bei Aus-

wahl der Form der Strafe angeht, ob seine Strafmittel geeignet sind, wirklich blos auf modificable Factoren im Sträfling einzuwirken; denn andernfalls sind sie, soweit nicht dabei die Gesellschaft mit Unschädlichmachen ihre Selbsterhaltung bezweckt, sinnlos, also wenigstens unberechtigt, wenn nicht gar zwecklos grausam; — ein bloßer Racheact, der mit dem Begriff der „Sühne" nur den Schein der Gerechtigkeit gewinnen kann. *)

Angesichts nun eines so weiten Feldes der Discussion, muß es mir zur besondern Beruhigung gereichen, den weitaus größten Theil der Arbeit bereits gethan zu wissen, da ja mit besonderer, sogar monographischer, Ausführlichkeit Schopenhauer selber gerade diese Dinge gründlichst erörtert hat. Wenn ich mich dennoch nicht begnüge, mit ein paar Citaten die ganze Last auf die Riesenschultern seines Geistes zu wälzen, so lasse ich mich von der Hoffnung leiten, Erläuterungen jener Art bieten zu können, welche ihren Werth darin haben, das Ansehen fremder Gedanken zu fördern, indem sie zeigen, wie diese auf dem Durchgange durch einen andern als ihres Urhebers Kopf an Entschiedenheit nichts eingebüßt haben. Und weil wir hier an eins der Gravitationscentren des ganzen Systems herangetreten sind, so mag auch hier ein Wort über das Verhältniß meiner zu seiner Arbeit noch nachträglich seine Stelle fin-

---

*) Es ist ein überaus interessanter Beleg für die Richtigkeit dieser unserer Zusammenstellung des Criminalisten mit dem Pädagogen, daß neuerdings zur Reform des Strafrechts Vorschläge gemacht sind, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, das Princip der Schulzucht auf das Strafverfahren zu übertragen, welches der Staat, qua Mandatar der Gesellschaft, zu handhaben hat. Auf Derartigem beruhen so gut die Neuerungen in England — zeitweilige Entlassung der Sträflinge u. dgl. — wie die Thesen eines Bonneville de Marsangy (man vgl. Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1865, Nr. 10), welche Anwendung von Verweisen, Verwarnungen, Milderung auf Grund eines abgelegten Geständnisses fordern und insbesondere das Präventive am Zweck der Strafe und ihrer Androhung betonen.

den. — Es wird dadurch zugleich motivirt, warum bisher wie fernerhin nur dann die einschlagenden Sätze aus seinen Werken angeführt sind, wenn es entweder auf den Wortlaut ankommt oder die Einfügung seiner Begriffe in den von mir innegehaltenen Gedankengang die Nachweisung bestimmter Anknüpfungspunkte zu erfordern scheint. Nur anlehnend und gruppirend, kaum hin und wieder ergänzend, kann sich in dem charakterologischen Theil des Systems meine Leistung neben die seine stellen. Denn soll es auch nicht bestritten werden, daß es an dem imposanten Gebäude seiner Lehre Seiten gibt, wo ein ihn „zu Ende denkender Nachfolger" den „Ausbau" durch Errichtung von Flügeln wird zu beschaffen haben, so will doch mein gegenwärtiges Thun nur mit dem Geschäft eines Architekten verglichen werden, der an einem festen, ebenso wohlgegründeten wie wohlgegliederten, stattlichen und vielumfassenden Bau mit reichgefüllten Schatzkammern, hier und da die Außenmauern, Binnenwände und Fußböden durchbricht, um mehr Fenster, Thüren und Treppen anzubringen, damit nicht nur das Interieur noch heller, sondern auch der directe Zugang von einem Raum und von einem Stockwerk ins andere noch leichter und bequemer werde. Und wenn man dabei nicht wird umhin können, an Stellen für eine neue Decoration zu sorgen, so will ich mir mit allem Ernste der Verantwortlichkeit bewußt bleiben, welche verbietet, den Geist des Gründers durch Entstellungen oder „Verschlimmbesserungen" seines so großartigen Planes zu verunehren.

Demgemäß darf ich mich denn sogleich dem Ansinnen widersetzen, etwa seine ganze Darlegung der aus der „Aseität" des Willens erwachsenden Selbstverantwortlichkeit reproduciren, wo nicht gar mit polemisirenden Zwischenbemerkungen begleiten zu sollen. Das würde nur heißen, die ganze Betrachtung auf das rein ethische Gebiet hinüberspielen. Vielmehr hat es die Charakterologie am Imputabilitätsproblem nur mit der Seite zu thun, nach welcher

hin die Frage in engerer Fassung so lautet: welche Symptome sind für an sich zuverlässige, welche für trügliche Charakterzeichen zu halten, und wie sind auch die letztern etwa noch charakterologisch zu verwerthen? Es ist damit die Imputabilitätsfrage zugleich in den innigsten Zusammenhang mit der Modificabilitätsfrage gebracht — zu dieser gewissermaßen als eine Vorfrage hinüberleitend — und weil diese sich hier vordrängte, kein weiteres Hinausschieben gestattend.

2. Die Imputabilitätsfrage vom ethischen und vom charakterologischen Standpunkt.

Gewissermaßen hat der Ethiker (und Strafrichter) es leichter, über die Imputabilität einer gerade vorliegenden Handlung zu befinden, als wie der Charakterolog; denn jener fragt nur nach Schuld (oder Strafbarkeit), nicht nach dem zu Grunde liegenden, vielleicht über jede Schuld und Strafbarkeit hinausgerückten Wesen. Es ist aber nicht schwer, für die Schuldfrage (in diesem, nicht in dem vor der Jury vorkommenden Sinne) einen sichern Kanon zu gewinnen; denn alle Schuld hat ihr Correlat an einem durch sie verursachten Leiden, und beide setzen Bewußtsein voraus. So darf der Ethiker und Criminalist unbedenklich den Satz zur Richtschnur seines Urtheils nehmen: wer nicht weiß was er thut, will auch nicht was er thut — denn ihn geht nur der selbstbewußtgewordene Wille an. Anders der Charakterolog! der weiß und darf nie vergessen, daß es für ihn eine Umkehrung jenes Satzes gibt, nämlich diese: Mancher will eben was er nicht thut, und thut was er nicht will — das Selbstbewußtsein gerade ist es, welches einen solchen in den Stand setzt, die wahre Natur seines Willens zu verleugnen — und diese tritt mit naiver Aufrichtigkeit allein in jenen unbewußten oder nur mit halbem Bewußtsein vollführten Thaten zu Tage, welche

als solche vor dem Forum des ethischen Beurtheilers an Zurechenbarkeit wenigstens eingebüßt haben. Die Affecthandlungen (sowie Thaten der Unmündigen, „Geisteskranken", Berauschten, Schlaftrunkenen u. s. f.) also sind es vor allem, die dem Charakterologen so große Schwierigkeiten bereiten, während dem Ethiker alsbald einleuchtet, daß bei ihnen mit der „intellectuellen Freiheit" auch die Zuständigkeit derselben vor seinem Tribunal mindestens eingeschränkt, wenn nicht völlig aufgehoben ist. Nur gesteigert, nicht gemindert, wird diese Schwierigkeit dadurch, daß es auch für den Charakterologen Fälle genug gibt, wo er zu unterscheiden hat, ob ein blos factischer Vorgang oder ein beabsichtigtes Wirken vorliegt; also auch er seinerseits zu fragen hat, ob das auf ein gegebenes Thun direct oder indirect erfolgende Leiden mit Bewußtsein gewollt ist oder ohne vorhergegangenes Wissen dessen, welcher es herbeiführt, sich einstellt — nur unter jener Voraussetzung spricht das ethische Verdict sein Schuldig! — und nur unter jener Bedingung erkennt die Charakterologie dem Urheber solchen Leidens, der alsdann „handelnd" darf genannt werden (wie denn auch das Wort „Thathandlung" in diesem Sinne gefaßt nichts weniger als eine leere Tautologie ist), die ethische Qualität des Mitleids ab, resp. die der Grausamkeit zu. Man sieht z. B. ein Kind einer lebendigen Fliege die Beine und Flügel auszupfen — und ein Rigorist wird sofort damit bei der Hand sein, daraus auf eine zu Bosheit neigende Gemüthsart zu schließen — und doch kann es ein ganz gedankenloses Spiel sein, bei welchem dem Kinde nicht von fern die Vorstellung aufsteigt, wie es damit einem empfindenden Wesen Schmerz bereite — es würde ebenso gern eine gemalte Fliege zerpflücken, denn es sucht nur Zeitvertreib, und es macht ihm etwa denselben Spaß, wie wenn es an den Fäden seines Hampelmanns zieht. So hat ja auch ein Kind noch keine Vorstellung von der Betrübniß, welche es mit seinem Eigensinn und Ungehorsam den Aeltern bereitet, und es bleibt

die Hoffnung, daß dieses Bewußtsein einst zu einem den Eigenwillen überwindenden Motiv werde; (wiewol es, zumal in der Uebergangsperiode des erst erwachenden Bewußtseins, sehr schwer sein kann, zu erkennen, auf welchen Charakterqualitäten es bei einem Kinde beruht, wenn dasselbe beim Vorhalten seiner Unarten sich nicht betrübt oder beschämt, sondern höchstens einen Augenblick verstimmt oder verdrießlich zeigt; ob insbesondere dabei schon Mitleidlosigkeit mit dem Schmerze, welchen es andern bereitet, das Entscheidende sei, oder gar schon Keime dessen darin sich kundthun, was die Lehre vom Selbstgefühl als Schamlosigkeit schlimmster Art zu betrachten haben wird — oder ob solche Gleichgültigkeit rein nur auf das Unentwickeltsein des Intellects zurückgeführt werden dürfe). Etwas ganz anderes ist das absichtliche Sinnen der Bosheit darauf, wie sie einem recht wehe thun, ihm körperlichen Schmerz oder Kränkung zufügen könne, die Wollust der Grausamkeit, die sich weidet am Zucken eines fremden Herzens. — Und fehlt es etwa an Analogien zu jenem unbeabsichtigten Schmerzbereiten im Leben der Erwachsenen? Es tritt jemand arglos in ein ihm bekanntes Haus und kramt seinen frischesten Vorrath von Stadtneuigkeiten aus — schneidet aber mit jedem seiner Worte ahnungslos seinen Zuhörern ins aufgerissene Herz: er weiß nicht oder denkt in diesem Augenblick nicht daran, daß seine objective Erzählung, die sich vielleicht als Kunstwerk rühmen dürfte, ein Meisterstück dichterischer Ironie oder „köstlichsten Humors" zu sein, den Freunden ans bloßgelegte Fleisch greift, sei es weil der Held derselben ein naher Angehöriger ist, sei es weil sich in deren eigener Familie eine ganz ähnliche Tragödie zugetragen hat, die schonsamere Mittheilung des neuen Seitenstücks verlangen dürfte. Die gewählten Beispiele lassen sich natürlich unmittelbar auch für die Modificabilitätsfrage verwerthen; denn wenn später das Kind zur Einsicht von der Wirkung seines Thuns gelangt sein und, weil Lust an Thierquälerei nicht „in seiner Natur" liegt, auf so etwas

nicht wieder betroffen wird, so ist es an sich so wenig besser geworden, als der erwähnte Redselige, wenn er, durch eine ihn selber betrübende Wahrnehmung von der Wirkung seines Thuns gewitzigt, hinfort zu größerer Vorsicht gemahnt bleibt, daß er sich hüte, „im Hause des Gehängten vom Stricke zu reden". Es wird sich aber unschwer darthun lassen, daß eine ganze Reihe angeblicher Belege für die „veredelnde" Wirkung der Bildung, in specie des Moralisirens, auf eine dem Angeführten gleichartige Weckung des „Zartgefühls" zu reduciren ist. Gleichwol werden wir an seinem Orte erkennen, daß auch die Anlage zum sozusagen instinctiven Takte in verschiedenen Graden „angeboren" ist. — Wer also z. B. gern seiner intellectuellen Superiorität über einen andern in Neckereien sich vergewissert und dabei weher thut, als er eigentlich will, ist demnach nicht gänzlich freizusprechen; denn wenn nicht Bosheit, so verräth er wenigstens egoistische Selbstgefälligkeit, und ein ganz „unschuldiges Vergnügen" war es immer nicht, was er sich damit veranstaltete; nur dagegen darf er sich verwahren, daß der Grad seiner Schuld einseitig nach dem Maß der dadurch bereiteten Schmerzen bestimmt werde — ist doch dies Maß auch abhängig von der Empfänglichkeit des etwa von ihm Geneckten, also bei gleichem Grade subjectiver Verwerflichkeit oder Entschuldbarkeit objectiv möglicherweise ein äußerst verschiedenes. — Hier also finden sich Ethiker und Charakterolog in völliger Uebereinstimmung miteinander.

3. Fortsetzung. Der Imputabilitätsfrage und dem Modificabilitätsproblem gemeinsame Gebiete.

Es gibt gewisse relativ rasch vorübergehende Veränderungen in der Functionirungsweise zunächst des Intellects, welche bei Erwägung der Imputabilitätsfrage von unmittelbarem, für das Modificabilitätsproblem aber wenigstens

von mittelbarem Interesse sind und insofern einem beiden Fragen gemeinsamen Terrain angehören. Derart sind der Rausch, die Wirkungen sämmtlicher Narkotika, Paroxysmen aller Art — sei es im gewöhnlichen Fieber, sei es als Incidenzpunkte dauernder Geistesstörungen — ferner die Traumzustände in den verschiedensten Formen, die sogenannten Affecte und endlich, scheinbar schon ganz auf die Seite des Willens fallend, die Wirkungen der sogenannten Stimulantia.

Das Sprichwort sagt: In vino veritas — das haben schon andere vor uns in dem Sinne zu einem In somnio veritas umgeformt, daß sie behaupteten: im Traume verrathe sich uns unverfälscht der eigene Charakter, und es hat ja sogar Tyrannen gegeben, welche die Träume als selbst im juristischen Sinne zurechenbare Handlungen beurtheilt wissen wollten. In einem — bisher blos durch Vorlesung an die Oeffentlichkeit getretenen — Opusculum „Ueber den Traum" habe ich mich über diesen Punkt eingehender ausgesprochen; hier mag zur Vollständigkeit nur das Wesentliche daraus, nebst Ergänzung durch einige testimonia autorum, aufgenommen werden. Auch Giesebrecht im 1. Heft seiner „Damaris" behandelt diese Frage — Jean Paul hat dafür in seiner „Aesthetik", §. 57, Anm., das kurze Schlagwort: „Im Wachen thun wir das, was wir wollen; im Traume wollen wir das, was wir thun"; Friedrich Hebbel ein Distichon: „Der Traum als Prophet":

> Was dir begegnen wird, wie sollte der Traum dir es sagen?
> Was du thun wirst, das zeigt er schon eher dir an.

Auf die Frage: was zeigen uns die Träume an? ist, gerade vermöge ihrer Unbestimmtheit, zunächst wenigstens die Antwort unbestreitbar richtig: was „in uns ist", und ebenso unleugbar, daß das Individuum im Traume reiner auf sich und seinen innern Gehalt gestellt ist als im Wachen, insofern also der Traum sehr geeignet, die Selbsterkenntniß

auf ihre elementaren Factoren zurückzuführen. Deswegen liefert er auch, wie nicht leicht etwas Anderes, Belege für ein uns selbst oft überraschendes Sichgleichgebliebensein unsers geheimsten Wollens. Im Traume sehen wir, wessen wir unter Umständen fähig sein würden. Das Beschämende, was dabei für die Menschennatur zu Tage tritt, hat freilich schon früh die Philosophen (— wenn ich mich recht entsinne, auch den Plato —) veranlaßt, sich lebhaft gegen die Consequenzen zu sträuben, welche aus einem Traume für den moralischen Werth des Träumenden sich könnten ziehen lassen, und in der That wird jeder gar sehr bereit sein, sich für sittlich besser zu halten, als das Spiegelbild, welches ihm sein Traum vorhält. Allein man erwäge nur, daß man im Traume selbst bisweilen noch Klarheit des Bewußtseins genug hat, um sich an die Zweifelhaftigkeit seiner Imputabilität zu erinnern und sich demgemäß zu freuen, vielleicht nicht verantwortlich zu sein für Unsittliches, das zu begehen man träumend ein starkes Gelüste tragen mag; man bedenke andererseits, daß im Wachen tausend Rücksichten solches Gelüste im Zaume halten (sodaß es kaum einmal als leiser Wunsch in uns sich regen darf), welches im Traume ganz ungehinderten Spielraum hat; sowie ferner, daß in der Wirklichkeit tausend Gelegenheiten und damit tausend Motive nicht eintreten, welche der freiwaltende Traum in leichtem Spiele herbeiführt: so wird das Resultat, welches von jeder ehrlichen und zugleich gründlichen Selbstbeobachtung bestätigt wird, schon nicht mehr so ganz paradox erscheinen. Nur hüte man sich vor falscher Fragstellung und davor, begleitende Erscheinungen für die wesentlichen und primitiven anzusehen. Letzteres aber ist um so schwerer, als im Traum ein vages Innesein somatischer Zustände und Gemüthsaffectionen in der Weise sich ineinander reflectiren, daß auf dem Wege der (gerade hier deutlicher als sonst vom Willenswesen mitbestimmten) Ideenassociation körperliche Störungen in der Form derjenigen Willenserregungen dem

Bewußtsein sich aufdrängen, von welchen sie im wachen Zustande zuweilen herbeigeführt werden, daß also z. B. krankhafte Functionen der Gallenabsonderung sich im Traum in Aerger erzeugende Vorstellungen umsetzen. Und diese Schwierigkeit verdoppelt sich, weil das Detail dieser symbolisirenden Vorstellungsbilder nicht sowol von dem souveränen Willen allein, als zum größern Theil von Zufälligkeiten ausgemalt wird, welche an kaum latent gewordenen Eindrücken und einem gewissen, jeder Willkür entzogenen, Mechanismus der Vorstellungskette ihre Nothwendigkeit haben. Wenn also z. B. ein sexualer Reiz sich mit incestuösen oder adulteriösen Scenen umkleidet, so ist der Intellect dabei dem Willen oft so wenig „zu Willen", daß dieser sich im Grunde mit Ekel von dem ihm Vorgegaukelten abwendet, also für dessen Gestalt nicht verantwortlich gemacht werden darf. Dagegen kann folgende concretere Specialisirung der abstracten Fragstellung zu festern Normen führen: lassen sich nicht bestimmte Klassen selbstvollbrachter, guter oder böser Thaten, als in den Träumen der einzelnen Personen wiederkehrend auffinden? sind dies nicht immer nur solche, zu welchen der, dem davon träumt, auch im Wachen bisweilen Anreizungen erfahren oder welche er, wenngleich nur in „unbewachten Augenblicken", auch schon einmal ganz oder wenigstens in conatu ausgeführt hat? sind nicht eben so gewiß andere — daß ich so sage — genera von Thaten ausgeschlossen, nämlich alle die, welche dem Charakter auch im Wachen völlig fern liegen? Sollte wol jemand, der einen gründlichen Abscheu vor der Lüge hat, oder dem niemals wachend ein Gelüste aufgestiegen ist, fremdes Eigenthum mit List oder Gewalt an sich zu bringen, im Traume sich je eine grobe Lüge, Betrug, Diebstahl oder Raub zu Schulden kommen lassen? Wohl mag im Traum unser Wille im Schlechten ein paar Schritte weiter gehen als im Wachen, dessen Verhältnisse ihm objective Schranken entgegenwerfen; aber Eigenschaften, welche unserm Charakter gänzlich fremd sind, werden auch

im Traume nicht an uns hervortreten. Oder sollten wirklich die Träume eines rücksichtslosen Egoisten oder eines schadenfrohen, grausamen Völkerpeinigers sich nicht moralisch unterscheiden von der Rolle, welche ein wahrhaft liebevoller Wohlthäter der Menschheit, oder ein opfermuthiger, wirklich uninteressirter Vertreter des Rechts und der Wahrheit in seinen eigenen Träumen spielt?

Wie von selber reiht sich hieran die weitere Frage: hat es vielleicht auch mit einem In delirio veritas seine Richtigkeit? Zwar hat der Criminalist nach obigem Kanon dies für seinen Amtskreis unbedenklich zu verneinen — aber auch nur der Ethiker und vollends gar der Charakterolog? Schwerlich! — Was der Wille sei, gibt er am naivsten in seiner Blindheit zu erkennen — Natura non mentitur. — Aber dennoch stellt sich die Frage etwas anders und weniger einfach auf den Stufen, wo von absoluter Blindheit nicht mehr die Rede sein kann. Beim Thiere sprechen wir nicht gern von Schuld — da fällt also auch die Imputabilitätsfrage weg — aber es ist doch mindestens zweifelhaft, ob irgendwo im Menschenleben Fälle vorkommen, in denen die specifische Differenz zwischen thierischem und menschlichem Intellect — am kürzesten als „Vernunft" zu bezeichnen — total verschwunden und nicht einmal in Rudimenten vorhanden ist.

Die mancherlei Versuche, diese ganze Frage durch Beiziehung von Analogien aufzuhellen, hat zu einer gründlichen Lösung derselben kaum etwas beigetragen. Man scheute offenbar die Consequenz, welcher Schopenhauer nicht allzu ängstlich aus dem Wege gegangen ist, nach welcher in den Handlungen der Tobsüchtigen sich das eigentliche Wesen des im tiefsten Grunde immer und überall in unversöhnlicher Selbstentzweiung wider sich selber wüthenden Willens nur am ehrlichsten bethätigen würde. So verglich man die im Paroxysmus, Rausch oder Traum ausgeführten Thaten mit den zwecklosen, richtiger: den fehlgreifenden, Bewegungen im ersten Säuglingsalter, als

Versuchen, Hemmungen los zu werden, deren wirklicher Sitz und Ursprung nicht erkannt ist. Und allerdings rettet eine solche Auffassung, soweit sie stichhaltig ist, den so Fehltappenden vor einer Verantwortlichkeit für solch ein aus Irrthum entspringendes Thun. Sie ist aber nur stichhaltig, soweit unzweifelhaft Hallucinationen oder Illusionen damit verbunden sind; denn nur unter dieser Voraussetzung läßt sich sagen: es sind Functionen, welche dem eigentlichen Wollen nicht entsprechen, das Gewollte nicht darstellen, nicht Sichtbarkeit, nicht vollgültige Symptome des intelligibeln Charakters heißen können.

Von dieser Auffassung wohl zu unterscheiden ist eine andere, welche das Irreleitende mehr auf die Seite der Motive verlegt — also ins Object, nicht mit ganzem Gewicht in die Intellectsbeschaffenheit des handelnden Subjects. Wer in seinem Streben selber und in dessen Ziel irrt, ist immerhin — wiewol das Erstrebte selber auch als Motiv wirkt — nicht ohne weiteres demjenigen gleichzustellen, bei dem — nach dem Ausdruck Schopenhauer's — die vernünftigen Motive, die Ergebnisse der Reflexion, nur „nicht zum Schuß kommen" können vor oder paralysirt sind von anschaulichen oder bloßen „Reizen", wie etwa die Stimulantia sie wecken oder steigern. Die Reaction auf diese gestattet, charakterologisch angesehen, einen ungleich sicherern Schluß als das Handeln unter dem Eindruck des positiven Vorgehaltenseins bloßer Schein- oder Wahnincitamente, und es sind insbesondere die Affecthandlungen, welche unter jenen erstern Gesichtspunkt fallen.

Dagegen eröffnen die Wahnhandlungen — wenn man mir Kürze halber diesen Ausdruck gestatten will — einer tiefforschenden Dialektik ein weites Betrachtungsfeld, dessen vorgängiges Betreten uns die Aussicht gewährt, auch für jenes andere, welches mit wenig kenntlichen Grenzen daran stößt, mindestens einige Streiflichter zu erhaschen.

4. Fortsetzung. Die sogenannten Geisteskrankheiten und ihre charakterologische Bedeutung, vorzugsweise von der ethischen Seite betrachtet, mit Uebergang zum Wesen des Affects.

.... Der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Wem träte nicht dieser Angstruf auf die Lippen beim Anblick derer, in denen „der Himmelsfunke Vernunft erloschen zu sein scheint"? Nicht die Furcht für die eigene persönliche Sicherheit ist es, was uns nach einem „Besuch im Irrenhause" so lange peinigend nachgeht — auch nicht blos die bange Frage: wo sind die Grenzlinien zwischen Gesundheit und Krankheit gezogen? — sondern das Grauen, welches uns packt, stammt aus dem Irrewerden an

.... allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,

an

.... allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Bitter zwar sind weitaus die meisten Früchte vom Baum der Erkenntniß; aber die in diesem Labyrinth gepflückten drohen, den eigenen Sinn uns zu vergiften. — Man hat gesagt: „die Menschenkenner ex professo sind eo ipso auch Misanthropen" — aber liegt, wenn das wahr ist, die Schuld mehr am beobachtenden Subject als am beobachteten Object? ist's nur die Misanthropie, welche den Blick schärft für die „Schwächen" der Mitmenschen? oder rührt's vielmehr daher, daß sich nicht Feigen lesen lassen vom Schlehdorn? Wenn fast jede neue Erfahrung im „Umgang mit Menschen" eine Enttäuschung herbeiführt — zu einem Démenti wird, welches vom quisque praesumitur bonus abbringen möchte: liegt's dann an der Aussaat oder an dem Boden, auf den sie gefallen, daß daraus das giftigste der Gifte, menschenfeindliches Mistrauen, aufwuchert, und so jede Bereicherung unseres Wissens, statt Gewinn, nur

weitern Verlust uns bereitet? Mit unerbittlichster Strenge wird in tausendfachem Betrage die Nachzahlung für das billet d'entrée eingetrieben, nachdem wir die Schwelle hinter uns gelassen, über welche wir zu den verzerrten Masken der zerrütteten Menschenseele geschritten waren. Es will der entsetzliche Zweifel nicht wieder von uns weichen, der uns in Gestalt der Frage beschlichen: was war da das Echte und Ursprüngliche, was das Entstellte und Verkommene? War jene sanfte Gelassenheit, die einst alle Herzen gewann, eitel heuchlerische Affectation, und spricht aus diesem Zähneknirschen jetzt die wahre Natur? War jene Dianenkeuschheit, die selbst den frechsten Wüstling zu ehrbarer Huldigung zwang, nichts als eine Lügenlarve für die entfesselte Gier, die, jetzt in äußere Banden geworfen, dem davongehenden Wärter nachstiert? War jene erbarmungsvolle Milde, die im Wohlthun sich selber nimmer genugthat, nur das Product reflectirender Selbstbeherrschung, und hat sich nun entpuppt zur Härte abgefeimter Tücke und Bosheit? Räthsel der Menschenbrust, wer kann euch nur auszählen? — wer vollends möchte sich unterfangen, euch zu ergründen? Damit ist's nicht gethan, daß man sagt: das Vermögen der reflectirenden Vernunft ist lahm gelegt gleich einer unterbundenen Ader — die Sprache ist ja gleichfalls eine Tochter der Vernunft, und aus den „Irren" redet zuweilen selbst ein sprachschöpferischer Geist, der solchen Satz Lügen straft. Ueberhaupt dürfte jeder Wahnsinn in gewissem Sinne ein partieller zu nennen sein, sofern immer gewisse Geistesrichtungen in ihrem Functioniren ungestört bleiben; und diese Einsicht möchte besser zum Ariadnefaden taugen, als die vielversuchten, zum Theil spitzfindigen Klassifikationen der Geisteskrankheiten. Bald finden wir das Gedächtniß, bald die Erinnerung (— aus deren zerrissenem Faden Schopenhauer die meisten der rein psychischen Ursachen entstammenden Geisteskrankheiten glaubt herleiten zu können —), bald das Urtheil, bald die Rechenfähigkeit, bald das Schließver-

mögen, bald alle diese Richtungen in Betreff bestimmter Objecte (vermuthlich je nach deren Verhältniß zum Wollen des Kranken) in ungeschwächter Wirksamkeit, und das deutet auf ein Vertheiltsein der verschiedenen Functionen an verschiedene bestimmte Organe. Dann könnte aber die Ueberreizung des einzelnen Organs dessen Erkrankung zur Folge haben — und wie übermäßig starker Schall vorübergehende oder dauernde Taubheit, Ueberanstrengung der Sehkraft Blindheit nach sich ziehen kann — so würde es nicht anders zu erklären sein, wenn der Gelehrte oder Schauspieler gerade leicht sein Gedächtniß verliert.

Sogar wer die Existenz der mania sine delirio *) gänzlich in Abrede stellt, muß zugeben, daß nicht einmal in den äußersten Graden der „Verrücktheit" der Intellect völlig aufgehört hat, die „μηχανή des Willens" zu sein — er dient ihm wenigstens noch als Muskelgefühl und zudem als Auge, Ohr und andere „Sinneswerkzeuge", die ihn hinführen zu den Gegenständen seines Zerstörens. Selbst bei delirirenden Fieberkranken heben die „Sinnestäuschungen" das normale Functioniren der Sinnesorgane nicht völlig auf — die Eindrücke werden nur falsch gedeutet, unrichtig in Causalbeziehung zur Außenwelt gesetzt und mit Wahnvorstellungen verbunden, die analogen Ursprungs sind wie die „Uebertreibungen" in den Traumbildern, indem sie, diesen gleich, aus physiologischen Veränderungen zufließenden Empfindungsstoff nach außen projiciren. Andauernde Geistesstörungen ohne nachweisbare Körperkrankheit darf man aber nicht als blos länger währende Fieberparoxysmen betrachten, denn das heißt jene petitio principii begehen, welche das erste Glied der Causalitätskette für Geistesstörungen ausnahmslos in einer Störung organischer Functionen suchen will. Das ist jener falsche Monismus, der das physisch Sichtbare für das Prius hält, statt an der

---

*) Man vergleiche über diese Controverse Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl., II, 239 und 458.

Identität des Willens und Leibes festzuhalten (s. S. 78 fg.). Wenn anhaltender Gram die Functionen der Assimilation oder Excretion hemmt, so wirkt er damit auf die Organe selber ein — und jene Psychiatrie, die alles auf physische Gründe zurückführt, widerlegt sich selber, so oft sie in ihre therapeutische Methode psychische Momente — sei es auch nur das einzige der negativen Fernhaltung von Gemüthserregungen — aufnimmt. Ein Fieber bekämpft man mit Mixturen und andern „niederschlagenden" Mitteln, den Wahnsinn aber vor allem durch Lenkungen der Willensstrebungen, durch Einwirkungen auf das Zwischengebiet zwischen Wille und Intellect, unter denen immerhin die ganze Hausordnung der Heilanstalt obenanstehen mag. So wird man den Koller eines Pferdes, die Drehkrankheit eines Schafes, die Tollheit eines Hundes nicht behandeln, weil man eben nicht für möglich hält, daß da auch Gemüthserlebnisse als „Causalmomente" zu Grunde lägen. Wo keine Vernunft vorhanden ist, da kann auch keine Erkrankung des Vernunftorgans eintreten, und wo vernünftige Motive niemals wirken, da kann auch ihre Wirksamkeit nicht aufhören oder beschränkt werden. Der sozusagen einfachere Intellect der Thiere erliegt sozusagen leichter einer völligen Zerrüttung durch einfache Ursachen — und mit hierauf möchten wir das Gefühl eines unheimlichen Mistrauens zurückführen, mit welchem manche den sanftesten Hund, das „frommste" Pferd ansehen, weil ihnen das innerste Wollen des Thieres zu garantielos, zu sehr unberechenbarem Wechsel unterworfen scheint.

Allein ebenso wenig haltbar wie die Annahme, daß jede theilweise Störung der Intellectfunctionen sofort eine totale nach sich ziehen müsse, ist ohne weiteres der Schluß, das innerste, eigenste Wesen eines Rasenden müsse allemal Bosheit, d. h. ohne Selbstbejahung auf die Verneinung fremder Existenz gerichtetes Wollen sein — er wendet seinen Zerstörungsdrang ja auch wider sich selber, nicht etwa blos wider sein Eigenthum und seine Kinder, vielmehr auch

wider den eigenen Leib, den er verstümmelt oder zerstört — und schon ein Säugling kann im Zustande der Reconvalescenz aus schwerer Fieberkrankheit seinen Furor in Ermangelung anderer Gegenstände an sich selber auslassen, sei es, daß er sich die Haare ausrauft oder die Haut zerkratzt. Da ständen wir also direct vor der jedem Willen wesentlichen Selbstentzweiung, die auf anderm Gebiete alle an sich erfahren, welche mit Paulus zu sagen wissen von dem ἕτερος νόμος ἐν τοῖς μέλεσιν ἀντιστρατευόμενος τῷ νόμῳ τοῦ νοός (Röm. 7, 15—23). Wie die Biene stirbt an dem Stiche, mit welchem sie andere verletzt hat, so wüthet der Rasende gegen sein eigen Leben.

Entgehen wir aber damit durchaus der wahrhaft „haarsträubenden" Consequenz, der Intellect diene dem Willen nur als eine Zwangsjacke, die dieser sich selber angelegt habe, um nicht ungehemmt ins Endlose nach Verwirklichung seiner egoistischen Absichten strebend an der eigenen Maßlosigkeit zu zerschellen? es sei nichts als eine kluge Berechnung, welche den Individualwillen die Coexistenz der andern bloß darum anerkennen heiße, weil er von den eigenen Zwecken möglichst viel zu erreichen trachte — worauf ja auch alles Zusammenleben im Staate beruhe — und die jeweiligen Ausbrüche der Tobsucht seien nichts als die aufsummirte Reaction gegen früher erfahrenen Zwang? — Diese Frage ist ein Specialproblem aus der Erörterung des Grundzusammenhangs zwischen Wille und Intellect, welche wir hier nicht episodisch einschieben dürfen — wir müssen also deren — wenn auch nur implicite zu gebende — Erledigung auf später verschieben und uns hier mehr nur an die Doppelheit des Wollens halten, welche in der Form der ethischen Collisionen so oft zur Quelle des Wahnsinns wird.

Sophokles wie Shakspeare, Goethe wie die dii minorum gentium unserer Tage — sie alle lassen Wahnsinn entstehen, wo das Bewußtsein in Widerspruch tritt zum Willen — und daß in neuester Zeit die Geistesstörungen

so ungleich häufiger geworden sind, das hat man vorzugsweise zu begreifen aus der skeptischen — auch auf das ethische Gebiet sich erstreckenden — Kritik, die nach dem Rechte aller Institutionen fragt, keine mehr „unbesehens" gelten läßt, welche einst als unerschütterliche statutarische Norm den Willen und das Bewußtsein zugleich bestimmte. — Je unwankender einem die Gesetze der Moral und des Weltlaufs feststehen, je selbstloser er sich ihnen gegenüber jeder eigenen Meinung begibt, desto sicherer ist er vor einer nicht offenkundig aus somatischer Veränderung hervorgegangenen „Gemüthskrankheit" — den altgläubigen Israeliten mit seiner starren Jehovahscheu und den echten Muselman in seinem einfachen Fatalismus wird dergleichen so leicht nicht befallen — das wird z. B. auch durch alles bestätigt, was wir von der Statistik des Türkenreichs wissen. Und e contrario belegen ebendasselbe die sich meh renden Fälle von sogenanntem religiösen Wahnsinn in un sern weniger gebildeten Volkskreisen; denn nicht die geradlinig sich fortbewegende Begeisterung eines warmen frommen Gemüths ist es, was sich zur verstand- und vernunftzerstörenden „Schwärmerei" erhitzt, sondern die Kreuzung von Glauben und Zweifel, oder richtiger: von unbedingtem Glaubenwollen und Nichtglaubenkönnen. Nicht wer die äußersten Consequenzen eines metaphysik- und religionlosen (atheistischen) Materialismus sich angeeignet hat, erliegt nothwendig der schweren Bürde, sondern wer daneben nicht die Reste seines Kindheitsglaubens völlig zu tilgen vermag, verfällt der Gefahr, in solchem Zwiespalt den innern Einheitsgrund seines eigenen Wesens bersten zu sehen. Täglich mehr werden der Kanäle, durch welche bis in die untersten Schichten selbst katholischer Nationen solch „zersetzender" Stoff schlämmt, und jeder Versuch, durch Polizeiverbote ihn aufzustauen, hat die einzige Folge, daß er mit einer nur desto energischern Capillarattraction durch tausend unbeachtet gebliebene Röhrchen weiter sickert. — Wie im Salon kaum noch ein Gespräch für interessant

gilt, das nicht an dieses Thema streift, so greift die Näh-terin zur Erholung auf des Tages Arbeit nach einem Roman von der Art E. Sue's oder A. Dumas', und lange genug hat das „metaphysische Bedürfniß" im Arbeiterstande die Dialektik eines Proudhon verschlungen. Bei einem Byron ist das „zerrissene" Gewissen geradezu die einzige Muse geworden, von welcher der Dichter seine Eingebungen empfängt; und nicht mehr blos für den philosophischen Grübler ist das Wort gesprochen:

> Wohl denen, die des Wissens Gut
> Nicht mit dem Herzen zahlten;

und denen

> Nie den hellen Verstand trübte das tückische Herz.
>
> Schiller, „Der Genius".

Oder wo fände man nicht Jünglinge, die vom saitischen Bilde zurücktaumelnd „auf ewig ihres Lebens Heiterkeit" verloren?

An sich aber ist das Räthsel der psychiatrischen Pathologie identisch mit der Frage nach der Möglichkeit des Erkrankens überhaupt — und unzureichend genug bleibt die Antwort: jede Krankheit ist ein Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes eines Individualwillens im Kampfe gegen die seiner Organisation feindlichen, meist sogenannten „niedern", Kräfte.

In jeder ernstern Krankheit, heißt es, zeige der Mensch das Gegentheil seines sonstigen Charakters; und wirklich sehen wir den Langsamen zum trepidus, den Raschen bedächtig, den Schweigsamen redselig, den Sanftmüthigen auffahrend, den Allerweltsquäler weichmüthig werden und in gewissen Formen psychischer Störungen selbst den frühern Dyskolos wie einen Eukolos sich geberden. Letzteres freilich läßt sich erklären, wo der allmähliche Eintritt eigentlichen Blödsinns durch einen Stumpfsinn sich ankündigt, welcher das Organ für fremdes Leiden zerstört und in

egoistisch apathischer Gleichgültigkeit am eigenen momentanen (negativen) Wohlsein (der Schmerzlosigkeit) sein Genüge findet. Und gerade in derartigen Fällen wird eine Erfahrung gemacht, die geeignet ist, uns zu einer wenigstens hypothetischen Lösung des ganzen hier behandelten Problems zu verhelfen, indem sie sogar auf das Wesen der Affecthandlungen einen Analogieschluß gestattet. Es kommt nämlich nicht selten vor, daß auffallende Magerkeit, wie sie im psychisch-pathologischen Stadium der Melancholie sich gern einfindet, in eine gewisse Körperfülle sich verwandelt, wenn die Melancholie in Blödsinn übergegangen ist. Dies Factum werden wir als einen frappanten Specialfall anziehen dürfen zur pathologischen Bestätigung für das oben (S. 81) sozusagen unter dem physiologischen Gesichtspunkt besprochene Gesetz einer antagonistischen Reciprocität zwischen je zweien der drei vitalen Grundfunctionen, und es ist blos eine besondere Anwendung ebendesselben, wenn wir bei unserm Erklärungsversuch von folgender Formel ausgehen: ein Kraftabfluß aus der einen Function innerhalb desselben Individuums ist eo ipso ein Zufluß für die andere. Wenn es also z. B. heißt: Freude „macht“ verwegen, so würde das genauer ausgedrückt lauten: Freude ist gesteigertes Kraftgefühl und äußert sich als solches zugleich in gesteigertem Vordrängen der Kraft. Und daß der Wille in seinen Affecten den Intellect stört, an freier Bethätigung hindert, heißt im Grunde nichts anderes als: wenn der Wille sich auf ein — ihm vom Intellect beleuchtetes — Ziel richtet und davon sich „aufregen“ läßt, so entzieht er eo ipso dem Intellect von der ihm während der Dauer des Gleichgewichts der Kräfte zuströmenden Kraft, und die Temperamente drücken nichts anderes aus als die Proportion, in welcher, ohne den Hinzutritt außerordentlicher Motiveinwirkungen, die regelmäßige Vertheilung der Kraft unter die verschiedenen Formen ihrer Thätigkeit (als Impressionabilität, Reagibilität u. s. f.) als eine constante erscheint, sowie den Grad der Leich-

tigkeit, in welchem diese Proportion gestört werden kann — sodaß also eine absolute „Kaltblütigkeit“ und Selbstbeherrschung, d. h. völlige Affectlosigkeit, nichts anderes wäre, als die Eigenthümlichkeit eines Individualwillens, seinem Intellectorgan unter allen Umständen stets gleich viel Kraft zufließen zu lassen. Danach wäre die kürzeste Definition des Affects — cum grano salis verstanden — diese: er ist ein Abfluß des Willens vom Intellect. Nur so erklärt es sich, daß die Empfänglichkeit für Affecte eine constante Eigenthümlichkeit des Charakters, nicht aber etwa eine individuelle Schwäche des Intellects ist. Im Gegentheil: der Intellect muß eine gewisse Beweglichkeit und Lebendigkeit haben, um seinem Herrn die Reize so rasch und frisch zuzuführen — und umgekehrt: das Genie wird ausdrücklich als leidenschaftlich charakterisirt. — Pathologisch hat dies Abfließen des Willens seinen Ausdruck im Stocken oder Aufwallen des Blutes, deren pathognomische Reflexe Erbleichen (in Wuth und Schrecken) und Erröthen (in Scham und Zorn) sind. — Für nichts anderes aber erweist sich diese Auffassung des Affects ausgiebiger als für die Begreiflichkeit der Einwirkung, welche gewisse physische Zustände auf die Stimmung ausüben — mit Einem Worte der gesteigerten Reizbarkeit und der nervösen „Sensibilität“ bei Unwohlsein aller Art: da hat der Wille sozusagen mit dem Organismus genug zu thun; hat, bei unerwarteten Attaken, nicht so viel Reserven in petto wie in gesunden Tagen, da er dem kranken Leib extraordinären Succurs gewähren muß, also genöthigt ist, die sonst dem Intellect zur Verfügung stehenden Hülfstruppen diesem zu größerm oder kleinerm Theile zu entziehen, sodaß sich dieser im entscheidenden Augenblick gelähmt, wenigstens geschwächt findet und nicht schlagfertig dastehen kann. So zeigt sich auch hier wieder, wie Phlegma beim höchsten wie beim niedrigsten Energiegrade bestehen kann. Der schwachmüthige, „schlappschwänzige“ Phlegmatiker wird an sich weniger afficirt als der starkmüthige, der bewußt

Kaltblütige. Weil in ihm das Quantum Wollen geringer ist als in einem starken Charakter, so ist auch das Quantum Bewegung geringer, in welches er überhaupt versetzt werden kann: ein kürzerer Pendel beschreibt in seinen Schwingungen Bogen von kleinern Kreisgraden als ein längerer, wenn dieser auch ebenso langsam schwingt wie jener. In der Regel wird, wie wir schon sahen, der schwache Phlegmatiker der Form b angehören, und c, vermöge der tiefern Impressionabilität, noch beträchtlicherer Erregung fähig sein, als a. In beiden aber vertheilt sich die Erregung vermöge langsamer Receptivität und nachhaltiger Reagibilität, und das Gleichgewicht zwischen Muskelirritation und Gehirnfunction bleibt, wenigstens im wesentlichen, ungestört. Ihre Reaction ist ungleich energischer, als die des wenig erregbaren, stumpfen Schwächlings, und hat vor der unbeherrschten Leidenschaft den Nachdruck der Besonnenheit, d.h. die keinen Augenblick im Stich lassenden Subsidien der Gehirnkräfte voraus. (In ähnlichem Sinne unterscheidet Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 283; 3. Aufl., S. 320, zwischen absoluter und relativer Stärke des Intellects.) — Das bekannte Vicariren der Sinne füreinander ist ebenfalls nichts als eine Erscheinung dieser Proportionalmodification: die Summe bleibt, nur der Theilungspunkt wird verlegt in der Einheit der Linie. — Was dem Cerebral- und Nervensystem entzogen wird, fällt ganz von selbst den Muskelkräften oder der Entwickelung des vegetativen Systems zu; und in der Manie entzieht sich nicht etwa der Wille der Leitung einer dualistisch für sich bestehenden Vernunft, sondern wirft nur alle Kraft zeitweilig auf das irritable System, wobei er das Gehirn nur nothdürftig mit dem zur plastischen Nutrition erforderlichen Zufluß versieht (daher die immense Steigerung der Muskelkraft bei Tobsüchtigen, womit sich vergleichen läßt, was Schopenhauer über die zuweilen vorkommende Giftigkeit des Bisses auch nichttoller Hunde beibringt, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 267;

3. Aufl., S. 300). Also nicht der Wille als das metaphysische Kraftsubstrat des ganzen Individuums, sondern nur der Wille sozusagen im engern Sinne, als der Aeußerungscomplex seiner vorübergehenden Gelüste, ist es, was unter der Einwirkung des Intellects eine andere Gestalt annimmt, mithin jener rein als sichtbare Körperaction sich bethätigende, ganz in die Empirie fallende Wille, welcher neben dem Intellect als eine diesem coordinirte Erscheinungs- oder Aeußerungsweise des metaphysischen Urwillens, qua „Dings an sich", dasteht. Also nicht zu diesem letztern, dem Correlat seiner eigenen Phänomenalität, befindet sich der Intellect in einer polaren Spannung, sondern nur zu derjenigen Willensform, mit welcher er sich, als deren Complement, in die „Objectität" jenes theilt.

Dies Verhältniß tritt nun aber, wie wir gesehen, nirgends deutlicher zu Tage, als eben in den Affecthandlungen.

5. Fortsetzung. Weitere Betrachtung der Affecthandlungen und ihres Verhältnisses zur Gesinnung.

Wir sagten oben S. 36, vorzugsweise dem Sanguiniker seien die Affecte eigen. Sie sind dies nicht sowol vermöge seiner raschen Receptivität — solche kennzeichnet ja auch den Choleriker — als vielmehr vermöge seiner beiden charakteristischen Merkmale: die flache Impressionabilität gestattet der flüchtigen Reagibilität einen von keiner Erwägung aufgehaltenen Durchbruch, und die (in den Formen a und c) starke Spontaneität gelangt so ungehemmt zu voller Activität. Ist ja doch jede Vertiefung der Impressionabilität identisch mit einer Kräftigung des Intellects von bestimmter Art, und auch in diesem Sinne ist der Hamletseufzer wahr: „Thus conscience (d. h. die, sei es in der Form von Reflexion, sei es in der von Gemüth vordrängende, Selbstbewußtheit unsers Handelns) does make

cowards of us all"; und umgekehrt: ganz unbeirrt von Scrupeln und Zweifeln stürmt der Wille nur vorwärts im Ungestüm des Affects — weshalb so oft in diesen Gemüthszustand versetzt zu werden, solche geradezu sich bemühen, die sich nicht getrauen, bei „nüchterner Ueberlegung" zur Ausführung dessen zu gelangen, wozu insgeheim das innerste Triebrad ihres Wollens sie hindrängt. *)

Wir können nämlich unterscheiden zwischen den Motiven der Spontaneität und der Reagibilität — und die Sprache hat längst denselben Unterschied gemacht, als sie die Möglichkeit darbot, „Motiv" bald mit „Triebfeder", bald mit „Beweggrund" wiederzugeben, und in der Synonymik der Präpositionen sehr wohl auseinanderhielt, ob eine Handlung aus einer innern Eigenschaft hervorgeht oder um äußerer Zwecke willen ausgeführt wird oder wegen eines Hemmnisses unterbleibt; ja, Aristoteles hat uns schon in entsprechendem Sinne angewiesen, den θυμός und die ἐπιθυμία nicht zu verwechseln. (Vgl. Haecker im „Programm des Kölnischen Realgymnasiums zu Berlin", 1863.) Danach aber leuchtet es ein, daß in der Triebfeder reiner die charakterologische Bedeutung, im Beweggrund mehr nur die causale Seite der einzelnen gegebenen Handlung hervortritt; wie mit „aus" der Ursprung, mit „wegen" und „um — willen" die Ursache angegeben wird. Und der Afflux, aus welchem der Affect entsteht, geht gewissermaßen von der Reagibilität zur Spontaneität, indem nämlich ein Beweggrund so energisch mit einer ihm zu-

*) Ueberhaupt ist es für die Ethik seit Hamlet kein neues Paradoxon mehr: um wahrhaft moralisch zu handeln, ist es bisweilen erforderlich, daß man den Muth habe, sich der Versuchung zu arger Immoralität und damit der Möglichkeit des Erliegens auszusetzen. Wie drohendes Unheil überhaupt nicht von Pflichterfüllung abhalten darf, so auch nicht eine sittliche Gefahr; denn sonst kommen wir zu einem kampflosen Quietismus, der allem feig aus dem Wege geht und, indem er von directer Schuld sich freihält, eben damit auch jedes möglichen Verdienstes baar bleibt.

strebenden Triebfeder zusammentrifft, daß das Gleichgewicht momentan aufgehoben wird und dasselbe Gesetz zeitweiliger Steigerung sich verwirklicht, welches unter anderm auch sichtbar wird, wenn wir nach theilweise durchwachter Nacht oder sonst unzureichendem Schlafe uns zu geistiger Thätigkeit besonders aufgelegt fühlen — nicht obgleich, sondern eben weil das Gehirn auf seine periodische Nutrition kein erhebliches Kraftquantum verwendet hat. Die Schlaflosigkeit ist ja nämlich einerseits ein Symptom aufgeregten Willens, und zwar so, daß der Wille dem Intellect nicht nur keine Ruhe gönnt, sondern meistens sogar ihm noch außerordentliche Arbeit aufgibt und deshalb ihn allerdings auch momentan mit außergewöhnlichem Succurs unterstützt — andererseits aber hat sie, wie sonst nicht leicht etwas, auch eine größere Zugänglichkeit für Affecte zur Folge. Wenn wir also auch nach ungewöhnlich wenig Schlaf uns besonders disponirt finden, scharf nachzudenken, so wirkt ein derartiger Extra-Succurs noch nach (während nach tiefem und gesundem Schlaf der Wille seinen gesättigten Sklaven oft sich selbst überläßt, und dieser daher lässig wird, indeß allerlei Begehren in andern Körpertheilen aufsteigen darf). Allein solches Nachwirken reicht nur aus, um dem Denken selber, sofern das intellectuale Interesse der vorherrschende Zweck des Willens, dessen augenblickliche Function, ist, gesteigerte Energie zu verleihen, nicht aber dazu, ihn auch für seine Hülfleistungen im Dienst der „äußern Angelegenheiten" zu kräftigen; kurz er gibt in solchen Fällen nichts weniger als Besonnenheit; vielmehr bedarf es nur eines ganz kleinen Anlasses für den Willen, daß er den außerordentlich gewährten Succurs zurückziehe; dann steht der Intellect erst recht ohnmächtig und entblößt da, weil eine außergewöhnliche Abschwächung (Mangel an Zufuhr für Regeneration des Gehirns im Schlaf) vorangegangen war. (Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 217 fg.; 3. Aufl., S. 241 fg.)

Die ganze hier gegebene Auffassung stimmt aber auch

durchaus dazu, daß Schopenhauer wiederholt die Affecthandlungen als die Mitte haltend zwischen Wünschen und Entschlüssen charakterisirt. Die Wünsche, die nicht in Handlungen heraustretenden Velleitäten, gehören der in sich verharrenden Spontaneität an — ihre einheitliche Gesammtheit ist dasjenige, was wir Gesinnung nennen; und auch an dieser ist die naturalistische Form von einer „erworbenen" zu unterscheiden; jene ist der unmittelbare Complex wohlwollender oder abgünstiger Gemüthsbeziehungen zu bestimmten Individuen; diese umfaßt die Gesammtheit der auf praktische Lebensgestaltungen gerichteten Maximen. (Vgl. hierzu die oben S. 45 Anm. angezogenen Artikel aus der „Synonymik" von Eberhard, Maaß und Gruber). Doch

Inwendig *) lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen;

so bleibt ihm auch der wirkliche Inhalt seiner Gesinnungen eine terra incognita, bis sich dieselben in Thaten umgesetzt — aber es sollte über das „und leider oft zu groß!" nicht hartnäckig das voraufgehende

er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein

übersehen werden — man kann sich ja auch „selber Unrecht thun" und findet, wann die Stunde zum Handeln gekommen, in sich selber nicht selten viel mehr Kraft, auch zur Selbstverleugnung, als wie man vorher sich zugetraut. Insofern haben wir für die charakterologische Bedeutsamkeit der Affecthandlungen einen ziemlich sichern Maßstab an der Intensität des nachfolgenden Reuegefühls. Was nicht wirklich aus unserm selbsteigenen Wesen hervorquoll, das beklagen wir wol im Hinblick auf die es begleitenden übeln Folgen — aber es ist dies jene Reue, welche Schopenhauer so scharf sondert von dem Gefühl der Gewissensangst, als welche hervorgeht aus dem Kennenlernen un-

*) Es sei denn im Traume!

sers Wesens als eines egoistischen oder gar boshaften. Selbst an Geisteskranken gewahren wir zuweilen nach dem Aufhören der Paroxysmen einen eigenthümlichen Trübsinn; zu entscheiden, ob derselbe als bloße Reue des Intellects oder als Gewissensangst des Herzens zu deuten sei, dazu wird es uns freilich meistens an festen Kriterien fehlen.

So führt uns denn auch dieser Ausläufer unserer Betrachtung zu einer skeptischen ἐποχή; und indem wir darauf verzichten, die Frage zum Abschluß zu bringen, müssen wir — eine Resignation, zu welcher ja jeder Denker zuweilen sich gedrängt sieht — uns damit begnügen, dem weiter blickenden Nachfolger den Anfang einer Lichtung ins dunkle Dickicht gehauen zu haben; denn

inter se mortales mutua vivunt
— — — — — — — — —
et quasi cursores vitai lampada tradunt.
„Lucret.", II, 76 fg.

Und zu mehr verpflichten wir uns auch nicht mit den Andeutungen, durch welche wir jetzt den Uebergang zur Modificabilitätsfrage im engern Sinne nehmen.

6. Die Einzelfragen, in welche das Modificabilitätsproblem sich zerlegt.

Noch in einem weitern Umfange als dem bisher betrachteten haben krankhafte Zustände für die Charakterphänomene eine modificirende Wirkung — insbesondere auch für die posodynischen „Stimmungen", und auf diese wird sich beschränken, was wir an eigentlich pathologischem Material noch zu liefern gedenken. — Nächst ihnen wird rein physikalischer Einflüsse Erwähnung zu thun sein — also solcher Veränderungen, die wir als Folgen des Wechsels im Klima, der Jahreszeiten, der sogenannten Narkotika und stimulirender Agentien auftreten sehen. Erst zuletzt können eigentlich psychische Factoren in Betracht ge-

zogen werden, und zwar 1) als mehr unbewußt bestimmende, wohin Gewöhnung, Erleben und Erfahrung zu zählen sind, und 2) als absichtlich zugeführte, worunter alles befaßt ist, was der Competenz des Pädagogen zufällt.

Dabei muß innerhalb der psychischen Einwirkungsweisen, soweit sie das Ethische betreffen, mit abermaliger Doppelspaltung gesondert werden a) nach der Methode: Zucht und Er- d. h. Heranziehung, sammt den resp. Hebeln: Dämpf-, oder Straf-, und Weckmitteln; und b) nach der Wirkung: Demoralisation und Veredlung.

7. Krankhafte Steigerung der Dyskolie; Hypochondrie und verwandte Erscheinungen.

An derselben Stelle, wo Schopenhauer die Constanz eines bestimmten Quantums von „Sorgenstoff" im gegebenen Individuum aufzeigt, hat er nicht versäumt, der Dehnbarkeit zu erwähnen, welcher diese Capacität temporär in Krankheitszuständen unterworfen ist. Je mehr Störungen vorhanden sind in derjenigen somatischen Sphäre, deren Vorgänge nur indirect fühlbar werden, desto stärker erwacht das Bedürfniß, für das allgemeine Misbehagen Ursachen aufzufinden aus dem Kreise von Causalitätsreihen, welche dem Bewußtsein als solche schon geläufig sind; und dies Bemühen wird zu einer reichen Quelle gewissermaßen hallucinatorischer Irrthümer. Auf der Grundlage des vagen Inneseins von Hemmungen der Lebensfunctionen verwechselt der vom Causalitätsgesetz rastlos fortgepeitschte Intellect den Bereich des Gemeingefühls mit dem der äußern Thatsächlichkeit; der Kranke „sucht Sorgen auf und findet sie", das „Grillenfangen" hebt an, und alternirend müssen die Vergangenheit und Gegenwart, als Revier des Wirklichen, und die Zukunft, als das grenzenlose Feld der Möglichkeiten, das Material zu unerschöpflicher Beängstigung herleihen. Dabei haften angenehme Eindrücke nicht,

weil immer wieder der sensus vagus des Gedrücktseins aus der unbewußten Intestinalwelt aufsteigt, um ihnen entgegenzuarbeiten. Ermattet vom vergeblichen Suchen begibt sich endlich der Intellect zur Ruhe bei irgendeinem so oder so entstandenen Schein; und man möchte sagen: froh der vermeintlichen Entdeckung einer causa sufficiens klammert er sich daran fest und fester*): die fixe Idee ist da, — jedem zum unlösbaren Räthsel, der nicht zufällig den Moment der Erstarrung belauscht hat, was um so schwerer gelingt, als ein so ganz im Innern bleibender Vorgang wie das Wohlgefallen an einer durch den Sinn gehenden Metapher, einer symbolisch-bildlichen Ausdrucksweise für das eben dunkel Empfundene, die Gelegenheitsursache werden kann, daß sich die Wahnvorstellung eben in dieser und keiner andern Form fixirt. Wie auch geheimste Gewissensregungen hierbei mitwirken können, ist gleichfalls bereits von Schopenhauer berührt („Paralipomena", 1. Aufl., II, 477 coll. „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., II, 409; und „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", 1. Aufl., S. 131).

Von dieser Krankheitsform ist die hypochondria vulgaris ein Specialfall — ausgezeichnet namentlich durch einen überwiegend egoistischen Charakter des Kranken — man möge dazu das Bild vergleichen, welches Wunderlich in seinem „Handbuch der Pathologie und Therapie" von einem echten Hypochonder entworfen hat, nebst E. von Feuchtersleben's Beurtheilung dieses Zustandes in seiner „Diätetik der Seele".

Die normale Dyskolie, welche die „Gesunden" so gern

*) Goethe's Tasso ist das Kunstwerk, welches diesen Vorgang in seiner ewigen Gültigkeit darstellt; um so anschaulicher, als das Gemüth des unglücklichen Dichters darin fortwährend die schwankende Grenze gesunder und krankhafter Dyskolie umflattert, sodaß man kaum je in einem gegebenen Moment zu entscheiden wagt, ob es diesseits oder jenseits derselben schwebt.

als „hypochondrische Weltanschauung“ verketzern möchten, hat an sich mit den pathologischen Voraussetzungen der Hypochondrie gar nichts zu schaffen; es gibt Männer genug, die bis ins hohe Greisenalter sich einer in jeder Beziehung kräftigen Constitution zu erfreuen hatten und dennoch unzweifelhaft δύςκολοι waren. Und umgekehrt: gerade die edelsten δύςκολοι sehen wir den Anwandlungen einer „hypochondrischen Laune“ kaum je ausgesetzt — sie nehmen sich gar die Zeit nicht dazu, die Zustände des eigenen Körpers in beständiger Obacht zu halten: darin aber eben besteht das charakteristische Kennzeichen des Hypochonders. Die vorher geschilderte krankhafte Dyskolie sucht die Anlässe ihrer „melancholischen“ Gemüthsverfassung nicht ausschließlich im eigenen Organismus — gefällt sich vielmehr darin, die innerlich vorhandenen Ursachen in die Außenwelt zu projiciren — während der echte Hypochonder weiß, daß er körperlich krank ist, nur nicht, woran (stomachatur sagte der Römer und kehrte damit die somatische Grundlage heraus, „Grämeln“ nennen's wir Deutschen und kennzeichnen damit das Kleinlich-Unwürdige daran). Besagter Dyskolos dehnt seine Sorgen auch auf andere aus — quält sich um deren vermeintliches Unglücklichsein — der bloße Hypochonder dagegen denkt einzig an sich selbst, hat für fremde Klagen kein Ohr, hält sich für den allein wirklich Kranken und begegnet deshalb den körperlichen Leiden anderer, besonders in seiner täglichen Umgebung, nicht selten mit Härte und Rücksichtslosigkeit. Und sofern die allerkleinsten Störungen des körperlichen Wohlbefindens ihn alsbald gründlichst „verstimmen“ können, scheint neben Egoismus auch das anämatische Temperament zu den Prädispositionen für diese, alles Mitgefühl auf eine so harte Probe stellende, Krankheit zu gehören.

Grundverschieden von dem oben (S. 140 fg.) erwähnten Falle, wo im Uebergang von Melancholie zu Blödsinn eine der Eukolie ähnlichere Stimmung sich einstellt, ist die „Narrheit“, die Krankheitsform der gesteigerten Eukolie.

Nur wer von Haus aus ein Eukolos ist, wird ihr verfallen — ein durch Wahnvorstellungen unnatürlich erhöhtes Selbstgefühl (zumal in der Form einer, auf beschränkter Intellectanlage ruhenden Eitelkeit) ist bekanntlich die gewöhnliche Voraussetzung dieser „glücklichen" Verrücktheit. Sie theilt also mit der Hypochondrie die egoistische Grundlage, wird aber schwerlich oft außerhalb des sanguinischen Temperaments sich entwickeln.*)

Derselbe Zweifel nun, welcher der Bestimmung des wirklichen ethischen Kerngehalts sich anhängte (S. 135), erhebt sich hier wieder in Ansehung der ursprünglichen posodynischen Bestimmtheit des erkrankten Individuums. Denn in der Narrheit hat die angeborene Eukolie ebenso erst ihr ungehemmtes Spiel, wie die Dyskolie nur da ganz für sich heraustritt, wo sie sozusagen die sämmtlichen andern Geisteskräfte in ihren Dienst genommen hat, was ihr gerade die verstärkte Mächtigkeit verleiht, da die sogenannte „Steigerung" nur nach der extensiven Seite bezeichnet, was von der intensiven angesehen „Kräftigung" heißen muß. Dann wären die zwischen diese unverfälschten Erscheinungen fallenden angeblichen Gesundheitsperioden (nur sehr uneigentlich als lucida intervalla zu bezeichnen!) in Wahrheit eine Trübung des echten posodynischen Wesens,

*) So versöhnen sich auch die beiden verschiedenen Bedeutungen, welche in den Mundarten mit dem Worte „Narr" verbunden werden: wir Norddeutschen denken dabei zunächst an einen aufgeblasenen und albernen Gecken; der Schwabe dagegen bezeichnet mit „narret" ungefähr das, was wir „übergeschnappt" nennen. Beiden Gebrauchsweisen ist aber nicht nur der Nebenbegriff des lächerlichen Gebarens (der ja in „Hofnarr" zum Hauptbegriff wird) gemeinsam, sondern auch (ähnlich wie in „launig" und „launisch" der rasche Stimmungswechsel), das verschobene, sozusagen schiefgezogene Verhältniß der Vorstellung zur Wirklichkeit, welches noch drastischer die Metaphern „verrückt" und „verschroben" ausdrücken. Die Roheit findet jede Verrücktheit närrisch, sofern sie sich aufgefordert fühlt, damit ihren Spaß zu treiben.

herbeigeführt durch eine Art von Uebertäubung und gewaltsamer Ablenkung (Zerstreuung), welche ihrerseits sehr wohl durch ein spontanes Gegenstreben aus dem Innern des „Kranken" heraus unterstützt werden könnte; und was als „Heilung" angesehen zu werden pflegt (diese „Gemüthskrankheit" soll ja unter allen mit die günstigste Prognose darbieten), wäre nichts als solche Rückkehr zum „Gleichgewicht der psychischen Functionen", in welcher die Einseitigkeit durch Wiederbelebung der übrigen Geisteskräfte (Anschauung der Außenwelt und besonnenes Vergleichen) überwunden würde — und das dem ärztlichen, wesentlich psychisch-diätetischen, Verfahren entgegenkommende spontane Mitwirken dieser entspräche genau der Thätigkeit der vis medicatrix naturae in rein somatischen Krankheitsfällen.

Andererseits mag an rein physikalische Erfahrungen erinnert werden, um durch Analogien zu verdeutlichen, wie gewagt es sein würde, jede phänomenale Steigerung sofort auch für eine reale zu halten, ja, nur den Grad der constanten, mit sich identischen Realität nach ihrer stärksten Wirkung auf die Wahrnehmung zu bemessen. Jede Farbe scheint neben ihrer Complementärfarbe intensiver als ohne diese Folie, Roth röther neben Grün: so scheint die Dyskolie melancholischer, die Eukolie „närrischer", wo wir jene mit dem Gleichmuth des Phlegmatikers, diese mit der Nüchternheit etwa eines cholerischen Dyskolos unmittelbar zusammenhalten können. Und wie die Wirkungen des Ozons zu beweisen scheinen, braucht es nicht allemal des Hinzutritts eines materialen Plus, sondern nur einer, sonst nicht wahrnehmbaren, Veränderung in dynamostatischen Verhältnissen oder in dem Erregungszustand oder in den Spannungsverhältnissen eines und desselben Stoffes, d. h. eines und desselben Kraftsubstrats, um phänomenal die überraschendsten Modificationen herbeizuführen. Insbesondere sei auf derartiges hier hingewiesen, damit man nicht jede Vermehrung der „Reizbarkeit" sofort auf eine durch den „Stoffwechsel" herbeigeführte Alteration der

Mischungsverhältnisse zurückführe — die chemischen Räthsel der Polymorphie und Isomerie mahnen hier zu doppelter Zurückhaltung. Wie das Ozon an das rein Formale im Unterschiede der Temperamente erinnert, indem es diesem gleich den valetudinarischen Charakter gegebener Zustände bestimmen hilft, so die Isomerie an pathologische Constitutionsveränderungen, wo dieselben durchaus keine Spur quantitativer Mischungsveränderungen auffinden lassen. Die Gesammtbethätigung eines Charakters, incl. das ethische Leben, kann durch den einzigen Umstand eine total andere Gestalt annehmen, daß, wie die veränderte Reizbarkeit zeigt, die Spannungsverhältnisse irgendwie modificirt sind, ohne daß damit etwa die Constanz des gegebenen Temperaments selber in Frage gestellt wäre. Deshalb können wir — in Anlehnung an früher (S. 36) Gesagtes — getrost behaupten: in der Jugend ist, d. h. scheint, der Sanguiniker am sanguinischesten, als Greis der Anämatiker am anämatischesten. Und wie wir (S. 50 und 51) Factoren kennen gelernt haben, welche an sich, ethisch angesehen, Adiaphora sind und doch auch die ethische Bethätigung, von deren phänomenaler Seite, mitbedingen, fördern oder niederhalten: so begreifen wir hier, daß ein Schein der Variabilität der einzelnen charakterologischen Elemente aus der Veränderlichkeit des Maßes entstehen kann, in welchem von außen her die Eindrücke auf die übrigen primären Naturformen des Willens wirken und deren Thätigkeit für sich in Beschlag nehmen*); verliert ja doch jeder Körper

*) Es mag dies am Choleriker a veranschaulicht werden, der sich in seiner Jugend leicht als flüchtig gibt und doch später durch seine stetige Ausdauer in Erstaunen setzt. Der so entstehende scheinbare Widerspruch löst sich leicht in der Erwägung, daß die Jugendeindrücke sich vorwiegend an die Receptivität adressiren und dabei die Lebhaftigkeit der Irritabilität heraustritt, während die Erlebnisse des Mannesalters die Reagibilität herausfordern und damit deren Nachhaltigkeit Gelegenheit bekommt, sich zu bethätigen, nachdem der erfahrunggewitzigte Intellect zur Besonnenheit gereift ist.

scheinbar an Elasticität, wenn er an einer oder mehrern Seiten von reprimirenden Widerstandskräften eingeklemmt ist. Daß die Mitbestimmung seitens der Reflexion für Temperament und posodynische Capacität nur die häufigste Erscheinungsweise dieses Gesetzes ist, braucht kaum erst hervorgehoben zu werden.

8. Kosmische Einwirkungen in ihren charakterologischen Folgen.

Geistreiche Combinationen, wie sie ein Fechner in seinem „Professor Schleiden und der Mond" wagen durfte, sollen uns nicht verlocken, die Grenzen sicherer Empirie zu überschreiten, und nicht einmal eigenen Hypothesen soll hier ein Platz eingeräumt werden, damit die Nüchternheit unserer Auffassung in keiner Weise gefährdet erscheine. Dennoch bedarf es einer Constatirung dessen, daß die Klimatologie auch den Charakterologen angeht. Mit dem jedoch, was auch in dieser Beziehung Darwin beigebracht hat, mag jeder auf seine Weise zurechtzukommen versuchen: uns entbindet von der Pflicht, näher darauf einzugehen, die einfache Erinnerung an das adhuc sub judice lis est. Dagegen läßt sich ohne jedes Bedenken, als auf ein schlagendes Beispiel, auf das verweisen, was Adolf Douai, in „Land und Leute in der Union" (Berlin 1864), von den Veränderungen berichtet, welche der transatlantische Welttheil auf seine eingewanderten Bewohner und deren Nachkommen im Laufe der Generationen ausgeübt habe; denn ohne daß man für die Wahrheit im Einzelnen die allermindeste Verantwortlichkeit zu übernehmen braucht, kann man anerkennen, daß dort (besonders S. 1—29) eine Fülle überaus „schätzbaren Materials" geliefert ist.

Daß jeder am Morgen anders disponirt ist als um Mittag, und am Nachmittag anders als um Mitternacht, könnte man freilich einfach auf das Befriedigt- oder Nicht-

befriedigtsein des Schlaf- und Nahrungsbedürfnisses zurückführen wollen; aber schon ein Hufeland hat es nicht verschmäht, seine diätetischen Rathschläge durch Berufung auf noch unbegriffene kosmische Einflüsse zu stützen. Wie die Frühjahrsluft gewisse Nervenkrankheiten befördert, werden in unserer nervösen Zeit auch nur noch wenige Beglückte erst bei den Männern der Psychiatrie zu erfragen nöthig haben — und wer den Sommer „die Zeit der Liebe" genannt hat, theilte dabei gewiß im stillen ebenfalls den übrigen Jahreszeiten ihre eigenthümliche Magie zu, wie Jean Paul irgendwo (ich glaube im „Siebenkäs") den November mit seinen Nebeltagen für die Zunahme melancholischer Stimmungen verantwortlich macht. Dagegen scheint die Kälte strenger Wintertage eine gewisse, zur Kritik geneigt machende, Sinnesernüchterung mit sich zu bringen, welche die Widerstandskraft stählt, und das davon erweckte Gefühl provocirt zur Reaction; der Winter „zeitigt" die Kriege und Revolutionen, welche mit den Blattknospen „auszubrechen" pflegen; die Unruhe, die Sehnsucht, welche im Lenz der Wiedergeburt aller Hoffnungen entgegenschwellt, beschleunigt die Entfaltung jeden Gemüthsinhalts (und insbesondere weckt das Wiederkehren alles dessen, was der Winter begrub oder vertrieb, die wehmüthige Erinnerung:

Nur der Mensch, wenn der fortgeht,
Der kehrt nimmermehr,

sagt das Volkslied vom „Mailüftl";

Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder;
Deine Tochter kehret nicht),

bis der Sommer, zur Selbstgenugsamkeit einladend, die Apathie der Schmerzlosigkeit oder der Resignation uns wie einen Oelstrom über die erregten Wellen des Herzens ausgießt. Dann bleibt dem sonnigen Herbst nur übrig, uns in jene Ruhe der Sicherheit einzulullen, die zum erneuten

Handeln bereit macht, oder — zum Sterben. — Doch genug der Andeutungen, die in solcher Allgemeinheit kaum den Werth eines bloßen lusus ingenii haben können!

9. Narkotika und Stimulantia, zunächst nach ihrer verschiedenen Wirkung auf verschiedene Constitutionen und bei verschiedenem Naturell.

Unser Bemühen, dem entgegenzuwirken, daß nicht immer wieder Accidentelles und Essentielles, Wechselndes und Wesentliches, Momentanes und Constantes, Stimmung und posodynische Grundverfassung, punctuelle Erregung und Temperament, durcheinandergeschüttelt werden, führt uns jetzt zu einer kurzen Besprechung jener Modificationen, welche unter der Zuführung gewisser Stoffe die Erscheinungen zunächst der Constitution und des Naturells erleiden können, sowie des Verhältnisses der Abhängigkeit, in welchem das Maß eben dieser Modificabilität steht zu Naturell, Constitution, Temperament und posodynischer Capacität, diese vier einzeln und in ihrer Vereinigung genommen.

Es kann uns dabei nicht irre machen, wenn Wunderlich (a. a. O., I, 212) dahin sich ausspricht, daß zwar „die Stimmung und die Weise der Thätigkeitsäußerungen des Gehirns, also Temperament, Charakter und Intelligenz, in gewissem Grade, doch weniger als die Functionen fast aller andern Theile, von der Constitution abhängig sind, da das Gehirn mehr als irgendein anderes Organ einer unabhängigen Ausbildung fähig ist und in seinen Aeußerungen Selbständigkeit zeigt"; — denn für uns ist ja der ganze Leib die Objectität des Willens, und nicht etwa das Gehirn das einzige Organ sogenannter psychischer Functionen — ja, nach Schopenhauer stehen Herz und Blut in ungleich directerer Beziehung zum Object der

Charakterologie als wie jenes — und nur der bewußte subjective Reflex einer anderswo geschehenen objectiv-materiellen Veränderung kommt im Gehirn zu Stande.

Demgemäß gilt z. B. gleich das in vino veritas nicht so unbesehens in seinem präsumirbar einfachsten Sinne. Denn wenn der Dyskolos in der Trunkenheit unmäßig lacht, so stellt das doch die Wahrheit seines sonstigen Ernstes so wenig in Frage, wie die Thränen, welche mancher Eukolos im Rausche vergießt, seinen sonstigen Frohsinn. Vielmehr sind solche Anomalien von sogenannter polarischer Gegensätzlichkeit meistens der Beurtheilung des physiologischen Pathologen zu unterstellen, weil sie nicht dem Charakterkern, sondern nur der phänomenalen Bethätigung der somatischen Individualität angehören. Ganz ähnliche Beobachtungen ergibt die Verschiedenartigkeit der Wirkungen des Opiums und indischen Hanfes nach der verschiedenen Größe der Dosis wie nach der Verschiedenheit der Individuen — regt doch sogar ein Trunk kalten Wassers vor Schlafengehen den einen auf, während es dem andern das wirksamste soporiferum ist, was sich wol nur aus einer verschiedenen Wirkung auf den Puls und die Blutcirculation überhaupt erklären läßt. Beiläufig: die so ziemlich über alle bekannten Völker sich ausdehnende Verbreitung des Genusses narkotischer Stoffe ist leicht im Sinne des Pessimismus auszubeuten: aus der grausamen Wirklichkeit flieht der Mensch in eine künstlich heraufbeschworene Traumwelt, die ihm erlogene Wonnen vorzaubert, um ihn desto schlimmerm „Jammer" preiszugeben. Zugleich aber sind wir gemahnt, vor der Oberflächlichkeit uns zu hüten, welche die Folgen solcher Genüsse einfach in chemische Vorgänge setzt. Vielmehr offenbart sich in ihnen, daß das Pflanzenreich Erscheinung eines mit unserm Wesenskern gleichartigen Willens ist; und es scheint eine unverkennbare Aehnlichkeit obzuwalten zwischen ihnen und den Phänomenen des sogenannten thierischen Magnetismus — der Wille selber erfährt Lähmung, unwiderstehliche Lenkung

und in der Nachwirkung ebenso unüberwindliche Erschlaffung — selbst kataleptische Zustände treten hier wie dort ein, und die erwähnte Gegensätzlichkeit fehlt dabei gleichfalls nicht. Warum sollten wir also nicht die Hypothese wagen, daß auch gewisse Formen krankhafter Geistesstörungen in analogen Dyskrasien ihre Ursachen haben können? Deshalb entscheidet es noch nicht für einen Grundirrthum in unserm Urtheil, wenn wir die harmlosesten Naturen nach Weingenuß „ausfallend" oder gar „thätlich brutal" werden sehen; kann doch auch das Fieber, ja die Reconvalescenz die nüchternsten Verstandesmenschen zu phrasenreichen Schönrednern machen, offenbar nicht, als ob das ihre „wahre Natur" wäre, sondern weil der krankhaft gestörte Zustand sie an der vollen Beherrschung ihres Wortvoraths hindert und die innere Excitation überdies nach adäquater Ausdrucksweise tendirt. Sonst müßte ja auch, wer nach Opium und Haschisch oder andern Narkotika die Alltagsgarderobe seiner Charakterelemente auszieht, um andere, ihm „nicht auf den Leib gewachsene oder gemessene" anzulegen, als ein Nackter beurtheilt werden, der in unverschleierter Wahrheit vor uns stände; während die volle und wahre Wahrheit die ist, daß gerade die fremden Stoffe, welche dem nervenregenerirenden Blute eingeflößt sind, sein echtes Charakterbild verhüllen (gerade so wie krankhafte Triefäugigkeit den natürlichen, d. h. wahren Blick entstellt). Dabei ist es selbstverständlich, daß wo nichts ist, auch nichts erregt werden kann — aber nicht einmal (das sahen wir ja bereits nach andern Analogien, S. 153 fg.) ein Rückschluß von dem Grade der künstlich herbeigeführten Erregtheit auf das Maß der ursprünglichen Erregbarkeit, das Quantum sozusagen des erregbaren Stoffes, ist ohne weiteres zu gestatten — schon deshalb nicht, weil beim Reiz das einfache Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung, welches den rein mechanischen Effect charakterisirt, nicht mehr besteht (vgl. Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 137 fg.;

„Die beiden Grundprobleme der Ethik“, 2. Aufl., S. 29 fg. coll. 37 fg.; „Wille in der Natur“, 2. Aufl., S. 22), und vollends nicht, weil das hieße alles preisgeben, was unsere bisherige Darlegung für das Festhalten an der relativen Selbständigkeit der einzelnen charakterologischen Elemente möchte gewonnen haben; eine Selbständigkeit, vermöge welcher insbesondere die Irritabilität und Impressionabilität der direct ethischen Abschätzung entzogen wurden.

Ueberdieß darf nicht vergessen werden, wie es neben den physiologischen auch psychische Stimulantia gibt, wie jeder Affect, jede Leidenschaft, jeder besondere Gemüthszustand unsere Empfänglichkeit für gewisse Klassen von Motiven alteriren — daß z. B. die Trauer unter gewissen Anlässen in einem unverkennbar polarischen Rapport zum Sexualsystem steht, wurde bereits erwähnt; Freude dagegen hält zeitweilig den Hunger und Geschlechtstrieb nieder. Hier ist aber vornehmlich an Lektüre und Musik als Umstimmungsmittel zu denken. Das Lesen eines ergreifenden Buches versetzt das ganze Nervensystem in eine Schwingungsfolge, die — vorbehaltlich der Ausführbarkeit — es wohl dem Criminalisten zur Pflicht machen könnte, ebenso gut zu fragen: was hat der Inculpat kurz vor der That gelesen? als: was und wieviel hat er vorher getrunken? und wer sich gewisser Tanzmelodien entsinnt, wird die Forderung so ungereimt nicht finden, bei Aufnahme des Thatbestandes über nach einem Ballabend verübte Verbrechen oder Frevel aus dem Kapitel „Vornahme unzüchtiger Handlungen“, die Inquisition auch auf solche Momente wie: welche Musikstücke sind gespielt worden? auszudehnen. Ueberhaupt ist ja die Phantasie als eins der wichtigsten Elemente bei Entscheidung der Frage nach „intellectueller Freiheit“ niemals außer Acht zu lassen. Sie wird zum Vehikel für eine ganze Gattung von Vorstellungen und damit von Motiven, welche den Phantasielosen kaum je berühren. Die Einbildungskraft muß den Verstand unterstützen, wenn es gilt, die Reihe möglicher oder

wahrscheinlicher Folgen einer Handlung zu überblicken. Wie überall der sogenannte Leichtsinn außer im Temperament zugleich im Intellect begründet ist, so insbesondere da, wo einer Unrecht thut, blos weil er im Augenblick sich nicht vergegenwärtigt, wie tiefgehend sich das momentane Thun verflicht mit entlegensten Gliedern der Causalitätskette, und so mit Rechtsverletzung eingreift in fremde Verhältnisse, — also etwa in Fällen, wo der Handelnde unter dem Einfluß einer physiologischen Versuchung zu adulteriösen Thaten steht. Und was die Musik angeht, so ist, was die zuletzt verstorbene Herzogin von Orleans ihr nachrühmt: sie habe nie gelogen, — selbst unwahr. Sie versetzt vielmehr leicht in Stimmungen, über deren wahren Gehalt wir uns täuschen: sinnliche Erregung sieht wie Begeisterung, verhaltene Wollust wie ideale Sehnsucht aus, und man möchte sagen: es ist eben nur ein äußerer Reiz, kein Motiv. Die Musik erweicht nicht nur, sie weicht die Seele auch auf und raubt ihr in solcher Auflockerung sozusagen die innere Consistenz, oder, wie es bei Kant und Schiller heißt: ihre Wirkung ist eine „schmelzende". Die Prädisposition zu dergleichen haben wir aber schon früher auf die Constitution zurückgeführt und können — unter Rückweisung auf S. 43 — das hier Einschlagende dahin resumiren: Manchem wurde schon als Temperamentsunart, ja als sittlicher Charakterfehler imputirt, was nichts war als ein Sympton nervöser Constitution oder gar einer namenlos gebliebenen „Dyskrasie". — Das Maß dessen z. B., was einer „vertragen kann" an Spirituosen u. dgl., die Verschiedenheit, mit welcher zwei gleich große Gläser desselben Weins auf zwei verschiedene Individuen wirken, bietet für die „Constitution" — man mag sie danach füglich das somatische Temperament nennen — in ähnlicher Weise einen Eintheilungsgrund, wie die Motivation im engern Sinn für Temperament und ethischen Charakter; — und wo es gilt, die nur sich selbst gleiche Individualität abzuconterfeien, darf das Eine so wenig wie das Andere

außer Acht bleiben — eine summa justitia, die es wirklich zu dieser Abwägung aller Momente brächte, wäre keine summa injuria mehr, denn diese entsteht nur in der abstracten, d. h. gerade das individuell Concrete ignorirenden Application des summum jus. Und weil uns deshalb ein paar schwankende Terminologien mehr nicht sonderlich weiter bringen würden, so verzichten wir lieber ganz darauf, hier in detaillirende Betrachtung der sogenannten Constitutionen (wie sterile, abdominale, lymphatische, floride, lascive) weiter uns einzulassen.

10. Vorläufige skeptische Episode.

Was „Ihro Majestät allergetreueste Opposition" für die Entwickelung des Staatslebens, das ist ja der ehrliche Skepticismus für jeden Fortschritt der Denksysteme; denn: ohne Zweifel — keine Frage; — ohne Frage — kein Nachsinnen; — ohne Nachsinnen kein gewissenhaftes Antworten. Und gerade hier diesem Interlocutor das Wort zu ertheilen, dazu liegt der Anlaß in dem Umstande, daß seine Einrede ebenso sehr den Gegenstand betrifft, von welchem wir herkommen, wie den, zu welchem überzugehen wir im Begriff stehen. So möge er denn sprechen, auf die Gefahr hin, daß aus seinen Interpellationen Verlegenheiten erwachsen, groß genug, um die Anschauung zu stürzen, welche bisher Heft und Ruder in Händen gehabt hat; — amicus Plato, magis amica Veritas!

Seitdem wir es S. 40 fg. zuerst anerkannt, wie sämmtliche zuletzt besprochenen, zunächst allerdings phänomenalen, Thatsachen irgendwie auch im Ding an sich ihr Correlat haben müssen, war schon öfter Gelegenheit, diese Anerkennung wiederholt auszusprechen, und alle angestellten Erwägungen können uns schließlich nicht von den Folgen solcher Anerkennung entbinden. Freilich beschränkt uns ein derartiges Eingeständniß um so weniger das Recht,

den empirisch gegebenen Differenzen weiter nachzugehen, als jener Vorbehalt die Fülle der Unterschiede eben in das Grundwesen selbst verlegt, ihnen also nur desto höhere Bedeutung zuspricht, und unserm Unvermögen, die Herleitung vorläufig zu erreichen, wenn überhaupt irgendwie, jedenfalls nur durch gruppirende Ansammlung des Materials kann nachgeholfen werden. — Allein es ist dabei eine Instanz nicht zu übersehen, da sie gleichzeitig zwei Fundamentalsätze der Schopenhauer'schen Ethik in Frage zu stellen scheint: die Aseität und die mit dieser gegebene Unveränderlichkeit des Charakters, sofern nämlich letztere aus jener nur unter der Voraussetzung voller Einheitlichkeit zu folgen scheint. Greifen wir z. B. aus den Kriterien des Charakterwerthes eins der entscheidendsten heraus: den Grad der Verführbarkeit, so erscheint eben dieser als das am meisten Alterable. — Affecte, Stimulantia, Wechsel des Gesundheitszustandes wirken gleich stark eben auf ihn ein, und dies alles unter den Begriff „Verfälschung der Motive" zu bringen, hilft nicht viel, weil jede einzelne Weise, in welcher solche Verfälschung zu Stande kommt, für sich selber wieder ein eigenes Problem ist. Und die Schwierigkeit, gerade von Schopenhauer's Voraussetzungen aus das Wesen der Krankheit definirend zu erklären, in Verbindung mit der Anerkennung einer gewissen vita propria der einzelnen Organe, gefährden die Vorstellung von der Einheitlichkeit des organischen Lebens nur noch um so mehr. Mag man auch, mit einer Art von Anklang an die Monadologie, die Hypothese von einer im Generationsact entstehenden Urzelle *), welche die Natur

*) In diesem Sinne spricht Rameau's Neffe (Goethe's Werke, in 40 Bänden, XXIX, 295 fg.) von einer „Urfaser". Ueberhaupt ist dieser ganze Dialog nicht nur als drastische, esprit-belebte Erörterung der ethischen Skepsis eins der bedeutsamsten literarischen Phänomene des vorigen Jahrhunderts, sondern auch für die gesammten hier von uns behandelten Themata voll der ausgiebigsten Anregungen.

der sich ihr anschließenden Zellen als ἡγεμονικόν mitbestimmt, gelten lassen, so ist es ja eben diese ἡγεμονία, welche als eine so leicht beschränkte, resp. gestörte erscheint. Ja, die Stelle, wo Schopenhauer jeden Krampf, vor allem also den Tetanus, als eine Insurrection der Einzelnerven gegen das cerebrale Centrum beschreibt, gibt solchen Einwänden einen noch festern Halt. Diesen Räthseln gegenüber bleibt der Satz: „der Leib und seine Actionen sind die Sichtbarkeit des Charakters" ziemlich nichtssagend, vollends wenn auch noch die Störungen in Anschlag gebracht werden, welche, schon während des Embryonallebens, unleugbar von außen auf die Entwickelung der Organe des Individuums so nachhaltig einwirken; der häufig unter dem Geburtsacte selber noch vorkommenden Insulte ganz zu geschweigen. Wirklich scheint es aus diesem Dilemma keinen andern Ausweg zu geben als den der Annahme einer Mehrheit von ab- und zufließenden, die Gesammtheit der Individualität constituirenden Elementen — und wenn einmal das Ewige in Individuen auseinandergetreten ist, so ist nicht abzusehen, warum damit die Selbstspaltung solle aufgehört haben; der Kanon: die Principien seien nicht ohne Noth zu vervielfachen, ist ja nicht mehr zutreffend, wo die Zahl der angenommenen Principien sich als unzureichend erwiesen. Es wird ja auch damit die Ewigkeit — oder sage man immerhin Aseität — der Elemente, dies Urpostulat des sittlichen Grundgefühls der Selbstverantwortlichkeit, noch gerettet; obgleich nicht geleugnet werden kann, daß wir damit nahezu an jene ethiklose Auffassung streifen, welcher die Individualität ein vom Zufall zusammengewürfelter Complex ewiger Kraftfäden ist. Was uns von dieser aber noch scheidet, ist ein Rest unverkennbarer Charakterconstanz, welcher trotz und in allen wechselnden Aeußerungen beharrt und — sich vererbt. Schrumpft also auch der Umfang der Imputabilität beträchtlich ein, hört der Mensch auch auf, „mit Haut und Haar" für jede Regung seiner Individualität verantwortlich

zu sein: so trennt doch diesen Standpunkt noch eine ziemlich feste Schranke von der absoluten ethischen Skepsis. Kurz, wir gewinnen einen Standpunkt, nach welchem es kein bloßer Widerspruch ist, daß der Mensch im ganzen und großen zwar als „den Thäter seiner Thaten" sich weiß, aber dadurch doch nicht sich abhalten läßt, in tausend Fällen mit einem „ich kann's nicht helfen, ich muß das thun" auf eine Nothwendigkeit, als Entschuldigung seines Thuns, sich beruft, welche er außerhalb des ἡγεμονικόν, aus dessen Aseität sein Schuldbewußtsein stammt, stehend weiß oder wenigstens glaubt. Mit andern Worten: von der Unveränderlichkeit des Charakters im weitesten Sinne läßt sich nur sprechen, sofern von seiner thatsächlichen Entstehung abgesehen und er als ein Einfaches hingestellt wird. Aber er ist — als Leib — ja Product vieler einzelner Naturqualitäten. Die Identität dieser mit sich selbst — trotz allem Wechsel ihrer Erscheinungen — läßt sich behaupten und muß behauptet werden — doch eben deshalb muß beim Wechsel der Summanden auch die Summe: eben das menschliche Individuum, ein anderes werden, und da sich die Erkenntniß auch nicht anders, denn als eine Modificirung der das Gehirn constituirenden Materie denken läßt, so ließe sich weiter sagen: der Wille als Individualcharakter ist nicht nur durch die Mischungsverhältnisse des Stoffwechsels in dessen grobsinnlicher Veränderlichkeit variabel, sondern auch durch die kleinen Modificationen auf dem Wege der Bereicherung des Intellects. Dann wäre eine moralische Erziehung möglich — nicht nur im Sinne Schopenhauer's, wonach sie nur neue Motive zuführt und deren Wirksamkeit möglich macht, sondern auch so, daß vermöge der untrennbaren Verbindung zwischen Materie und Intellect, Gehirn und Denken, mit dem Gehirn auch der übrige Leib, d. h. der Wille als phänomenaler, selbst verändert würde. Doch bliebe hiergegen allerdings die Ausrede offen, daß Belehrung, überhaupt Einwirkung auf den Intellect, nur die Functionirungsweise

des Gehirns, nicht dessen Stoff selbst alterire, sofern sie im bloßen Causalitätsverhältniß sozusagen der Affection, nicht im Wege des stofflichen Hinzuthuns, auf das Gehirn influire; allein wir kennen eben die physiologischen Vorgänge beim Vorstellen zu wenig, um zu wissen, ob dabei auch ein materialer Consum oder Ausscheidungsproceß stattfindet oder nicht.

Wie die philosophische Ethik im Vergleich zur theologischen manche Positionen aufgeben muß (unter andern alle diejenigen, die auf theistischer Grundlage ruhen), so scheue sie sich auch nicht, der starren Consequenz des abstracten Rigorismus rechtzeitig ein Halt! zu gebieten, wenn sie nicht jener absoluten Skepsis verfallen will. Denn zu solcher können gerade die allerunscheinbarsten Thatsachen hinüberdrängen. Die Unterschiede der Lebensalter geben schon einen in dieser Richtung forttreibenden Anstoß. Wo Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 470; 3. Aufl., S. 534) die senile Euthanasie schildert, kommt er auch auf das Absterben der Leidenschaften zugleich mit dem des Organismus. Ist aber in dem Zusammenhange, wie es dort auftritt, das Alter wesentlich Krankheit, so muß ebendasselbe, was von ihm gilt, auch von andern Krankheiten und damit von allen organischen Veränderungen gelten: wo sich die Erscheinung ändert, da muß irgendwie auch das Erscheinende selbst von der Veränderung mitbetroffen sein; das Ansich dieses Individuums ist ein anderes geworden. Die Erkenntniß und ihr Organ sind integrirende Bestandtheile des erscheinenden Individualwillens — mit ihrer Entwickelung muß auch dieser, wenigstens in der Proportion der Functionen seiner Organe untereinander, modificirt werden. Die „Tugend" der Keuschheit hat für den Säugling und den abgelebten Greis gleich wenig Sinn, und das (statt ihrer?) den beiden Lebensextremen, der Kindheit und dem Greisenalter, gemeinsame „Laster" der Naschhaftigkeit verändert mit der körperlichen Evolution so gründlich seine Gelüste, daß wir gerade darin

eine recht naive Bestätigung für die Veränderlichkeit der Willensrichtungen haben. In andern Fällen wird wohl der bloße Schein einer solchen beseitigt durch Berücksichtigung der zur einen oder andern Zeit vorhandenen intellectuellen Unfreiheit — davon aber kann gegenüber instinctiv auftretenden Begehrungen nicht die Rede sein; denn daß die Aussage des Geschmacksinns über das dem Organismus Zuträgliche unsicher gemacht werden kann, gehört einem andern Gebiete an — der Störung des Instincts durch widernatürliche Gewöhnungen. Daß jedoch der Instinct nicht ganz aufgehoben wird, dafür zeugt unter anderm die Appetitlosigkeit der Kranken.

11. Die phänomenaliter den „angeborenen" Charakter „umwandelnden" Factoren. a) Das „Leben" und die Lebensverhältnisse aller Art, sammt den von ihnen aufgedrungenen Gewöhnungen, Erfahrungen und „Eindrücken".

Unsere Untersuchung soll nicht abermals aufgehalten werden durch eine Vorfrage danach, welche charakterologischen Elemente es denn im einzelnen sind, die wir einer Modification durch Einwirkungen von außen her, besonders psychischer Art, unterliegen sehen; — die Antwort darauf mag vielmehr als das Resultat unserer Betrachtung von selbst sich ergeben; und wir knüpfen lieber herzhaft an den Schlußsatz der soeben gemachten Digression an, indem wir an diesem Uebergangsthore ein Wort einfließen lassen über „Einflüsse", welche auch an der Schwelle des athmenden Lebens den Neugeborenen nur zu oft empfangen: über die charakterologische Wichtigkeit der Ammenmilch. Zwar haben wir es geflissentlich gemieden, die vielbesprochene Frage nach der Erblichkeit der Charaktereigenschaften in den Kreis unserer Erörterungen zu ziehen, und gewissermaßen ist jene nur ein Nebenausläufer von dieser. Aber sofern es sich dabei um den constanten Hinzutritt eines

fremden Elements handelt, liegt uns diese Specialität doch näher, und die übereinstimmenden Behauptungen so vieler beobachtender Mütter in Verbindung mit der von Milch-geschwisterschaft redenden Volksüberzeugung heischen eine Berücksichtigung, welche einfach zu versagen, gerade unserm methodologischen Princip am allerwenigsten anstehen würde. Gehört die unleugbare Verschiedenheit zwischen Geschwistern zu den gewichtigsten Abmahnungen von jedem Versuche, „geneanomische" Theorien aufzustellen, so kann doch eben diese eine theilweise Erklärung aus der verschiedenen Ernährungsweise finden, — und kleine hervorstechende, je nur einem Familiengliede eigenthümliche Unarten oder Untugenden pflegen es zu sein, auf welche die Mütter ihre Aussagen stützen, mögen dieselben nun mehr in der Gewohnheit des organischen Lebens oder in dem „Sinn" — als Eigensinn, Temperament, Naturell — sich kundgeben. Im allgemeinen läßt sich sagen: je mehr das älterliche Individuum dem erzeugten von seinem Wesen bei der Zeugung und dem Austragen der Frucht abgegeben hat, desto vollständiger wird dieses jenem ähnlich sein, desto eher aber auch das erzeugende sterben müssen. Das lehrt uns am deutlichsten die Insektenwelt mit ihren Metamorphosen, Generationswechseln, Parthenogenesien — da sehen wir eine fast handgreiflich unmittelbare Metempsychose, ein Fort- oder Wiederaufleben der Aeltern in den Kindern; darum concentrirt sich nicht nur das höchste Streben dieser Thiere, nein, eigentlich all ihr Thun, wie mit einem intuitiven Bewußtsein von jener „metaphysischen Identität", in der Sorge um die Brut, einer Sorge, welche überall um so vollständiger sich bethätigt, je vollständiger das Kind die Wiederkehr der Aeltern ist. Je länger dagegen die Aeltern noch nach der Geburt der Kinder leben, desto mehr entfremden sich diese mit der Zeit den Aeltern — so bei den Säugethieren, welche bald die eigenen Jungen nicht mehr kennen: es haben diese neuen Individuen dann schon zu viel von der Außenwelt, zu viel ihnen aus-

schließlich individuell Angehörendes an- und aufgenommen. So kann selbst bei Menschen die Aelternliebe erlöschen, je mehr sich die Lebensweise der Kinder von der heimatlichen entfernt — wogegen der Säugling noch als halbverwachsen mit dem Mutterleibe, als seinem Wurzelboden, anzusehen ist. Deshalb ist Ammenmilch mit einem Pfropfreis zu vergleichen (welches freilich in den seltensten Fällen für ein veredelndes gelten kann), während anderweitige Nahrung — (abgesehen von Kuhmilch aus stets demselben thierischen Individuum, wo denkbarerweise auch ein charakterologischer Einfluß zu observiren wäre, sodaß schon darum die neuere Vorschrift, lieber Milch von verschiedenen Kühen zu mischen, sich empfiehlt) — in ihrer Mannichfaltigkeit sich neutralisirt — keinen individuell einheitlichen Charakter hat und deshalb solchen auch nicht übertragen kann. Dagegen hält Ammenmilch nicht nur die Wirkung der Muttermilch fern, sondern setzt zugleich eine andere individuell festgeartete an deren Stelle: so ist es keineswegs unglaublich, daß von Ammen gesäugte Kinder leichter an ihrer Anhänglichkeit gegen die Familie Schaden nehmen sollen als selbst solche, die mit der Flasche aufgefüttert sind — es ist der homogene, nicht blos chemisch gleichartige Stoff, sondern der von einem bestimmten Individualwillen formirte, der Menschen verbindet und verähnlicht — so kann der Einfluß — influxus — der Amme als der spätere selbst die mütterliche Mitgift neutralisiren.

Demnächst folgen wir einer Einladung, welche wir bereits vorläufig acceptirten, als wir oben S. 36 an Hegel's Vertheilung der einzelnen Temperamente an die Lebensalter erinnerten. — Was davon nicht bereits S. 154 abgemacht wurde, gehört hierher in Gestalt der Frage: wie weit zeigt sich das posodynische Element der Individualität dem Wechsel der Jahre unterworfen? Sieht man freilich, wie weit Meister und Jünger (Rosenkranz, „Psychologie", 3. Aufl., S. 107 und 108) an diesem Punkte auseinandergehen, so könnte man das Problem

für eins der mislichern zu halten versucht sein; allein solch bellum domesticum in jener Schule braucht uns um so weniger Sorge zu machen, als ja unsere Grundscheidung viel tiefer gegriffen; und wir wollen uns auch nicht selber aus dem eigenen Keller Gespenster heraufbeschwören mit der Frage, ob etwa die Eukolie und Dyskolie nur die nach der Richtung der Receptivität und Impressionabilität gewandte Kehrseite des feststehenden Intensitätsgrades der qualitativ bestimmten Spontaneität darstellen? Statt dessen werde nur an diese Erfahrung appellirt: mag auch zuweilen aus einem cholerischen oder sanguinischen Jüngling ein phlegmatischer oder anämatischer Greis geworden zu sein scheinen, so wurde doch (von oben erwähnter seniler Blödsinns-Eukolie abgesehen) schwerlich jemals aus einem jungen Dyskolos ein alter Eukolos (wobei wir die in entgegengesetzter Absicht zu erwartende wohlfeile Berufung auf das: senectus ipsa est morbus, um so weniger einer eingehenden Widerlegung zu würdigen brauchen, als eben Nervenleiden, zu welchen Materialisten und Optimisten gern alle Dyskolie zu stempeln belieben, erfahrungsmäßig im höhern Lebensalter gerade so abnehmen, wie die Anhänglichkeit ans Leben zunimmt; — vgl. überdies S. 166 fg.). Wo das Umgekehrte anscheinend eintritt und wir den, welchen wir in frühern Jahren für einen Eukolos hielten, als Dyskolos wiederfinden, da läßt sich vorerst eine einfache Täuschung präsumiren; andererseits bleibt zu bedenken, daß eine Wandelbarkeit der Irritabilitätsgrade die praktische (wenn auch nicht allemal sichtbar nach außen wirkende) Reactionsfähigkeit könne afficirt und zu unrichtigen, auf diese gebauten, Schlußfolgerungen verleitet haben. Schwere Erlebnisse wirken lähmend auf die Willensenergie, deren Elasticität mit der Empfänglichkeit für Motive zum Hoffen wächst und schwindet — der überall Enttäuschte hofft leicht weniger als vorher, mag er von Haus aus Eukolos oder Dyskolos sein. Die ganze Valetudo — nicht blos in den bereits besprochenen Krankheits-

formen — entscheidet mit über jene Reactionsfähigkeit, — und demgemäß kann sehr wohl die angeborene Dyskolie im Laufe der Zeit kenntlicher hervortreten, ohne an sich im mindesten größer geworden zu sein. Vielleicht war sie vorher sozusagen nur nicht zu Worte gekommen, indem eine Fülle durch rasche Abwechselung occupirender — weil interessirender und interessanter — Eindrücke das Bewußtsein des Lebensschmerzes nicht hatte zu Athem kommen lassen. Da spricht man dann wohl, wenn dies Bewußtsein endlich ungehemmt durchbricht, von einer „Verbitterung" des Gemüths, und gebraucht so ein Verbale, welches ein Gewordenes, nicht blos allmählich nur Erscheinendes, bezeichnen möchte; eine Bitterkeit, die blos Product der Erfahrung und der Erlebnisse sein soll. Insbesondere findet man dergleichen natürlich bei Leuten, die mit irgendeiner in die Augen fallenden körperlichen Misbildung behaftet sind: fast unbesehens hält man jeden Buckeligen für einen Heimtücker. Schopenhauer selbst sagt sogar („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 231; 3. Aufl., S. 255 fg.): „Es mag sein, daß manche Dumme, aus demselben Grunde, wie manche Bucklichte, boshaft werden (sic!), nämlich aus Erbitterung über die von der Natur erlittene Zurücksetzung, und indem sie gelegentlich was ihnen an Verstand abgeht durch Heimtücke zu ersetzen vermeinen, darin einen kurzen Triumph suchend." Aber wie stimmt das zur Unveränderlichkeit auch nur des direct moralischen Charakters, dessen zu geschweigen, daß wir „Natur" als Zufallsspiel äußerer Bildungshemmnisse auslegen müssen, wenn auf sie eine „Erbitterung" möglich sein soll, da sonst nach der Auffassung des Leibes als „Objectität des Willens" die Natura naturans zur naturata sich verhält als ihr eigenes außerzeitliches Esse? Und weil es doch auch „gutmüthige" Buckelige wie Dumme gibt, so muß erst recht eine gemeinsame Quelle des physischen, resp. intellectuellen, wie des moralischen Gebrechens aufzufinden sein. Ist das Wesen der Bosheit Bereitung fremden Wehs

ohne egoistische Zwecke, so mag das Kraftgefühl bei übriger Schwäche allerdings um so leichter eine Genugthuung darin finden, andern durch Heimtücke einen Schabernack zu spielen, wehe zu thun; und wenigstens verzeihliche „drollige Streiche" auszuführen, ist bekanntlich eine Liebhaberei auch der gutmüthigen Verwachsenen. In jenem Falle ist jedoch immer schon die präexistentielle Bosheit des Charakters vorausgesetzt, und nur die Ausübung modificirt sich nach den zu Gebote stehenden Mitteln. Zudem aber ist auch nicht zu übersehen, wie das Gefühl einer gewissen Wehrlosigkeit infolge natürlicher Schwächen des Leibes oder der Seele das, wol meistens auf Erfahrung fußende, Mistrauen wach erhält, daß andere diese Schwächen zu Mishandlungen benutzen möchten, und so stets auf das qui vive? stellt, weil überall leicht feindliche Absichten vermuthet werden, wider die es gilt, mit Schlauheit und aggressiver Prävention, als welche wenigstens an Muth nicht zweifeln läßt, sich vorzusehen. Ueberhaupt also spielt bei jeder derartigen „Verbitterung" schon sichtbar genug die Bildsamkeit des Intellects mit hinein, und vorderhand bleibt wieder wahr: „aus Nichts wird Nichts", unbeschadet der „Weisheit des Brahmanen":

> Du strebest Tag für Tag durch Lernen wie durch Lehren,
> Durch Denken wie durch Thun, den Kern des Ichs zu mehren;

wie des Schiller'schen Worts:

> Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
> Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken;

dem beizufügen „und sinkt mit seinen Zielen" nicht erst nöthig scheint.*) Denn man braucht sich blos an das

*) Die erweiterten Mittel geben höhere Ziele; durch sie lassen sich Träume der Verwirklichung zuführen, welche sonst verflogen wären, weil ohne jene Mittel die ganze Strebung des höhern Schwunges untheilhaft geblieben wäre. In kleinlichen Verhältnissen, die alle

„Gleiches wird nur von Gleichem genährt" zu halten, um zu wissen, an welche einschränkende Bedingungen solche Individualitätsbereicherungen geknüpft sind — sie sind der Natur der Sache nach ein crescere, welchem deshalb auch ein decrescere zur Seite geht, wie jeder natus einmal zum denatus wird. Dies Verhältniß kehrt bei allen in Rede stehenden Erscheinungen wieder: — wie in den rein formalen Proportionen, welche das Temperament ausdrückt, nur die Fülle der Existentia sich kundgibt, so wird mit jenen auch

---

Kraft für Alltagssorgen absorbiren und intellectuelle Anregungsmittel fern halten, „versimpelt", „verbauert" jeder, der nicht besonders reichen Spontaneitätsfonds in sich trägt — da erstirbt das Interesse am rein Theoretischen, weil das Praktische in all seinen Formen der Arbeit und des Rechnens die disponibeln Geisteskräfte occupirt — das Häusliche, Wirthschaftliche, Amtliche und im besten Falle das Politische nimmt alles Frische vorweg, und aus dem Stillstand wird alsbald ein Stagniren, Versumpfen und Verfaulen — man spricht ja doch auch nicht umsonst von „geisttödtenden" Beschäftigungen — und guter Geisteslungen muß sich erfreuen, wer nicht schwindsüchtig wird in der Stickluft des „Philisteriums". Eigentliche Noth lähmt, wenn sie dauernd sich einnistet, Muth und Kraft — nur die momentane „bricht Eisen", dessen hier nicht zu gedenken, wie nicht blos im eigentlichen, sondern auch im doppelt metaphorischen Sinne es schwerer ist, in der „Enge" des Lebens Reinheit und Sauberlichkeit zu bewahren, als in weiten großen Verhältnissen, wo eins nicht das andere drängt und schiebt; vielmehr übt leicht zugängliche Gelegenheit zu größern Thaten Hebammendienste an diesen. Nicht mit Unrecht hat man das Eigenthum als eine Erweiterung des Ichs bezeichnet, und der Psycholog Beneke stellte die Willen- und Energielosigkeit des verkommenen Theils der irischen Nation mit dessen Eigenthumslosigkeit in Zusammenhang; ja man hat sogar behauptet, der Pauperismus stumpfe das Begehren selber so sehr ab, daß der habituelle Hunger kaum noch anders denn als eine reizlose Privation empfunden werde. Die Betrachtung des Selbstgefühls wird uns darauf zurückführen, daß manche psychischen Kräfte einer bloßen Hebelkraft gleichen, der es ohne Hebelarme an Wirksamkeit fehlen muß; werden aber solche gewährt, so scheinen die innern Kräfte selbst sich vermehrt zu haben, und haben es wirklich, sofern sie aus dem Latentsein zur Aeußerlichkeit und damit in den Bereich der Uebung und der von dieser erzeugten, wenigstens phänomenaliter extensiven, Stärkung hinaustreten.

nur diese alterirt, nur sie ist es, die einen Zu- oder Abfluß erfährt — aber die Essentia wird davon nicht berührt, schon deshalb nicht, weil diese keine Assimilation von etwas gestattet, was ihr nicht zusagt — gegen solches verhält sie sich schlechthin gleichgültig. So kann ein bis dahin willenslahmer, indolenter Mensch infolge des Genusses kräftiger Kost, der Beobachtung verständiger Diät, des regelmäßigen Betreibens angemessener Turnübungen u. dgl. mehr Schwungkraft bethätigen als zuvor — dann erscheint der Grad der abstracten Spontaneität als gesteigert, und eben damit wird denn auch deren concreter Inhalt — Egoismus, Bosheit oder Mitleid — zu energischerer Manifestation gebracht. Aber ebenso gut kann das Quantitative der Willensenergie vermindert werden und alle Spannkraft erschlaffen — etwa infolge von Masturbationen oder andauernden Krankheitszuständen. Dann kann es den Anschein gewinnen, als sei das cholerische Temperament zum phlegmatischen oder gar anämatischen herabgestimmt, und wo solche temporäre Depressionen durch die Zeugungskette perpetuirt werden, ergibt sich die Degeneration der Familie, des Geschlechts, Stammes, Volks und zuletzt der Rasse, von deren Gegenstück die Darwin'sche Theorie ein so anschauliches Bild des ganzen Verlaufs liefert.

12. Fortsetzung. b) Mögliche Folgen der einfachen Intellectsbereicherung, abgesehen von dabei etwa ausdrücklich verfolgten „erziehlichen" Zwecken.

Dem heutzutage beliebten Gemeinplatz gegenüber: „jeder Unterricht sei ein erziehlicher!" haben wir zuvörderst eine Art der reinen Belehrung, welche von ethisch-pädagogischen Absichten gänzlich abstrahirt, auf ihre charakterologischen Folgen anzusehen.

Allaugenblicklich erweitert mit mehr oder weniger Erfolg der Unterricht das theoretische Ich — das macht ja

gerade dieses zu einem stets wechselnden und damit jeder Description sich entziehenden (das Selbstbewußtsein hiervon stellt sich ein, wenn wir im nächsten Augenblick uns wundern, wie wir im jüngstvergangenen so „naiv" sein konnten). Aber wer könnte verkennen, wie auch an diesem Punkte sich die erwähnte Limitation durch das Grundwesen der gegebenen Individualität geltend macht, es auch hier heißt:

> Was ich nicht will, das kann ich auch nicht thun
> (Shakspeare, „Maß für Maß", II, 2);

oder, wie es in „Rameau's Neffen" ausgedrückt ist: „Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag" (in „Goethe's Werken" in 40 Bänden, XXIX, 309 fg.)? ein Wort freilich des Interlocutors, das dem Einspruch nicht entgeht: „Doch vergreift sie sich oft", so oft nämlich als sie das Talent mit bloßem pruritus begabte, der fürs Genie mehr als Velleität geworden wäre. Jeder wird nur dasjenige Erkenntnißobject wahrhaft in succum et sanguinem vertiren (im Unterschiede vom mechanisch gedächtnißmäßigen bloßen Anlernen), welches seiner ursprünglichen Essentia irgendwie homogen war. Auch hier offenbart sich, wie sehr der Intellect bloß die μηχανή des Willens ist; man denke nur z. B. an die Art und Weise, wie Geschäftsleute sich den Gebrauch fremder Sprachen, welche ihnen unentbehrlich sind, zu eigen machen.

Dies führt uns noch einmal zurück auf jene Relation zwischen Temperament und Intellectseigenthümlichkeit *), die bereits früher (S. 14 fg. und 91 fg.) zur Sprache kam und uns an dieser Stelle in ihrem Zusammenhang mit der ethischen Bethätigung des Charakters interessirt.

Es wird ein Choleriker, wo wir ihn überaus klug und vernünftig sehen, dies meist nur in praktischer Beziehung

---

*) Auch sie hat der alte Flattich mit seiner köstlichen Unbefangenheit in den Kreis seiner pädagogischen Beobachtungen gezogen; a. a. O., S. 244.

beweisen; sein energischer Wille wird an seinem Intellect einen zu seinen Diensten allezeit bereiten Unterthanen haben — aber das ästhetische Anschauen wie das interesselose Forschen oder das rein objective Denken wird nur ausnahmsweise seine Sache sein, und zwar, wenn mehr Intuition (Phantasie im oben angegebenen Sinne) und Vernunft, als Verstand bei ihm überwiegen. — Daß eben cholerische Lebhaftigkeit zu den Erfordernissen des Genies gehört, braucht hier nur angedeutet zu werden und vorläufig auch nur, daß der Wahrheitstrieb selber, so gut wie der Rechtssinn, als πάϑος wirksam sein kann. Es läßt sich also sehr wohl ein Choleriker denken, der gegen reine Theorie nichts weniger als „apathisch" sich verhält, dagegen etwa für politisches Parteiwesen kein Interesse bethätigt, zumal soweit es lediglich Cliquensieg und =niederlage, wie heutzutage in Whig= und Torythum, nicht eine Vertretung klar formulirter Principienfragen gilt. Umgekehrt: weil bei dem Anämatiker und einzelnen Formen des Phlegmatikers die Willensmanifestation weniger intensiv auftritt, wissen diese den Intellect nicht recht in „nutzbringenden" Dienst zu nehmen, ihn sich für ihre Zwecke gehorsam zu machen: sie bleiben „unpraktisch", und wo sie sich theoretischen Beschäftigungen zuwenden, sehen wir jenen zum Sammelgelehrten (Antiquitäten=, Curiositäten= u. dgl. Liebhaber, sowie zum beschreibenden Naturkundigen), diesen zum Mathematiker, geduldig experimentirenden Physiker und Chemiker u. dgl. prädisponirt, aber so wenig zum Dichter wie zum Guerrillaführer, wenn auch zuweilen zum Strategen, der durch Kaltblütigkeit siegt. Ein Blick in die Geschichte bestätigt dies: Holländer und Friesen excelliren als Mathematiker und Seehelden — England hat neben seinen Nelsons, Clives und Warren Hastings seine Newtons und Faradays. Die berühmtesten Schachspieler verrathen ihre nordische Abstammung zuweilen durch das patronymische =sen (Andersen, Paulsen) — und wie schon S. 93 erwähnt wurde, die Nordfriesen unterhalten sich bei ihrem

Theepunsch, indem sie auf mitgebrachten Schiefertafeln in die Wette schwierige Rechenexempel lösen. Und um auch dies durch ein Schlaglicht vom Contrast her schärfer zu markiren: der celtische Flattersinn macht den Franzosen zum chevalier d'industrie wie zum politischen Neuerer, denn die praktische Kehrseite aller Phantasterei ist allezeit die Projectenmacherei; — woher nähme auch wol ein Dyskolos den Muth, ein Phlegmatiker die Regsamkeit, um auf immer neuen Wegen „sein Glück zu probiren?"

Wie aber der Bandit mit abgeschossenen Armen nur deshalb nicht mehr mordet, weil ihm die dazu nöthigen Organe fehlen, so unterläßt so mancher nur deshalb greuliche Schandthaten, weil es ihm an Schlauheit dazu gebricht, oder weil sein Jugendleben ihm vielleicht die Mittel vorenthielt, als Fälscher und Schwindler Carrière zu machen. Wer jetzt in seinem Dorfe als verschmitzter Raufbold dem Polizeigericht verfällt, hätte, mit dem nöthigen Unterricht versehen, vielleicht als militärisches Genie geglänzt. So hängt vielfach von Stärke und Ausbildung des Intellects die äußere Kräftigkeit der Handlungen, niemals aber deren ethischer Gehalt ab. Diesem bleibt — wie Schopenhauer in der „Ethik" so unwiderleglich dargethan — das Maß der Erfüllung des Intellects stets ein äußerlich Zufälliges — so gut wie der Nahrungsgehalt der von ihm consumirten Lebensmittel und der Umstand, ob er seine gesunden Gliedmaßen eingebüßt oder behalten hat. Dagegen das Quale dessen, was einer in Gemäßheit der Eigenheit seines Intellects in diesen aufzunehmen und mit ihm zu verarbeiten mehr oder minder sich bereit zeigt, gestattet bereits einen Rückschluß auf die Beschaffenheit seines Charakterkerns selber, der sich dies bestimmte Werkzeug geschaffen, „wie der Büffelwille seine Hörner", und darin also einen seiner unmittelbaren Willensacte sichtbar macht.

Nehmen wir nun auch hierfür die Thatsachen der Gewöhnung und Uebung hinzu, so führen uns diese gleichfalls

darauf, die Möglichkeit einer quantitativen Bereicherung des Individuums anzuerkennen. Wie — was namentlich von Ammon den Müttern so dringend ans Herz legt — schon in den ersten Lebenswochen unverständige Willfährigkeit der Wärterinnen beim Säugling den Eigensinn „systematisch großzieht", so kann überhaupt pädagogisch unvorsichtige Erziehungsweise durch immer neu zugeführten Stoff die Existentia einer Charaktereigenthümlichkeit des Zöglings potenziren; es kann z. B. eine egoistisch geartete Natur durch willkürliche, oder in ihren Motiven von ihr wenigstens nicht verstandene, Hemmungen zum Trotzkopf, die boshafte zum tückischen Rächer herangebildet werden. (Annähernd ein Beispiel dessen gibt die Geschichte vom Schwur des Knaben Hannibal.)

Wenn aber im Bisherigen vorzugsweise erst diejenigen von der Intellectualbildung gelieferten Zuthaten betrachtet wurden, welche ihren rein quantitativen Charakter so sehr behielten, daß sie unter die Gegensätze: Vertiefung und Verflachung könnten gebracht werden, so fordert zuletzt noch dies unsere Aufmerksamkeit, daß mit dem Kennenlernen neuer Motive dem Charakter eine ganz neue Welt sich zu erschließen scheinen kann, und so erst Strebungen bei ihm zu Tage treten, welche ihm selber bisher völlig fremd, d. h. unbekannt, geblieben waren. Dann erst recht meint die Oberflächlichkeit berechtigt zu sein, von vorgegangenen Fundamentaländerungen zu sprechen; denn sie sieht ja früher wirksame Motive jetzt paralysirt oder wenigstens schwächer geworden — übersieht aber, daß bis dahin keine intellectuelle Freiheit vorhanden war, also der analoge Fall vorliegt, wie bei Handlungen, welche im Affect, Rausch, in Schlaftrunkenheit oder Seelenkrankheiten ausgeführt werden. Dies ist das Maß, in welchem es eine Veredlung oder Verschlechterung des empirischen, aber nimmermehr des intelligibeln, Charakters geben kann.

Damit sind wir abermals an einem Punkte angelangt, wo wir uns einerseits nicht getrauen dürfen, mit Schopen-

hauer's Classicität in der Behandlung dieser Fragen zu wetteifern (man lese nur z. B. seine Abschnitte über die Reue nach), andererseits jedoch durch die Widersprüche, welche gerade gegen diese Consequenzen vom Standpunkt eines, sei es naiven, sei es systematisch sein wollenden, „Indeterminismus" fort und fort mit alter Hartnäckigkeit erhoben werden, uns gedrängt sehen, der mit obigen Behauptungen provocirten Discussion nicht aus dem Wege zu gehen. Das möge es denn auch rechtfertigen, wenn wir hier einen eigenen Abschnitt einschieben über:

13. Die Ueberschätzung der im engern Sinne pädagogischen Einwirkungen; nebst Parabasen über mancherlei Verkehrtheiten des Schulmeisterthums, didaktische, methodologische und andere Abirrungen.

Gleichweit von Kleinmuth wie von Ueberhebung gedenke ich den Platz aufzusuchen, welcher nach dem Staatskalender des Olymps in dessen Rangordnung der Levana zukommt. Seit den Tagen des Mentor hat Pallas Athene es sich nicht nehmen lassen, das Werk jener weiter zu führen, und als der Römer Mars den Ares der Spartiaten ablöste, geschah es nicht zum letzten male, daß der Kriegsgott sein Ressort überschreitend der Minerva ins Handwerk pfuschte. Vielerorten schwebt noch heute dieser alte Competenzconflict, und man lebte sich vorläufig ein in das beklagenswerthe Compromiß, nach welchem der Gymnastiker des Geistes vom Drillmeister des Exercirplatzes wenigstens die Methode acceptiren mußte, als sollte uns ewig der Fluch des Namens ludi magister anhaften bleiben. Oder war die Levana, wie ihre untersten Tempeldienerinnen auf Erden, selbst nichts weiter als eine Kindsmagd und ließ sie sich darum so bereitwillig als ancilla ecclesiae engagiren und dem nouveau régime einrangiren? Jedenfalls hat man nicht aufgehört, ihr von einer ganz andern

Tribüne aus, als worauf ich hier stehe, wieder und immer wieder Demuth zu predigen, sodaß es befremdlich scheinen könnte, wenn jetzt einer ihrer eigenen Priester sich anschickt, ihr Piedestal zu erniedrigen. Aber „der Diener ist nicht über dem Herrn", und die hehre Göttin Wahrheit steht höher denn alle ihre berufenen und unberufenen Herolde. So ist es nichts weniger als ein vom antiken παιδαγωγός ererbtes Sklavengefühl, was aus uns spricht und selbst Paradoxien nicht scheut, um ein, gerade in der Widerlage gegen mancherlei Druck aufgeschnelltes, Standesgefühl nicht sowol zu reprimiren als zu einem wahren Selbst**bewußtsein** zu erheben.

Da sind wir denn sogleich außer Stande, Chorus zu machen mit denjenigen unserer Berufsgenossen, die vermeinen, sich größere Achtung erzwingen zu können, indem sie statistische Angaben ins Feld führen, welche beweisen sollen, wie Schulbesuch und Verbrecherzahl in umgekehrter Proportion ständen. Wir kennen eine „Civilisation", die dem Verbrechen blos schärfere Waffen schmiedet, raffinirtere Gifte — auch in unsymbolischer Bedeutung — braut, als Hottentotte und Botocude sie ohne Industrie und Chemie mischen können. Doch davon abgesehen, — es scheint uns das ganze angebliche Beweisverfahren auf einem Trugschluß zu beruhen: es ist ein voreiliges juxta hoc, ergo propter hoc, nach welchem allzu gern eine übertriebene Werthschätzung der erziehenden Seite des Unterrichts gefolgert wird. Größere Verbrecherzahl und geringer Schulbesuch sind eben zwei nebeneinander und zunächst unabhängig voneinander bestehende Symptome desselben, energischer Zügelung entbehrenden Naturstandes; und sind die (Gelegenheits-) Ursachen des einen beseitigt, so werden es damit auch meistens die des andern sein; das Verbrechen verfeinert sich nur und tritt weniger an die Oberfläche; wo Schulen, da gibt es ja auch Sicherheitspolizei, die den Frevler zur Vorsicht nöthigt, seine Verschmitztheit in Thätigkeit setzt. Außerdem hat, wer Schulunterricht genossen,

mehr Mittel, sich sein Geld auf ehrliche Weise zu verdienen — und oft genug erklären Aeltern ihre Opferwilligkeit, ihr Letztes an den Unterricht ihrer Kinder zu wenden, mit dem Satz der Volksweisheit: der sicherste Aufbewahrungsort fürs Erbkapital ist doch der Kopf. Ob aber jene Argumentation noch andern Einschränkungen unterliegt, oder ob trotz alledem sonst noch Wahres an ihr bleibt, steht an mehr als einer Stelle charakterologischer Betrachtung, wenigstens zwischen den Zeilen, zu lesen. Von einer der unleugbaren Gefahren, welche sich mit der fortschreitenden „Aufklärung" verbinden, zu reden, dazu führte schon S. 138—140 das Thema gelegentlichen Anlaß herbei; ihrem nähern Zusammenhang mit der viel beklagten Zunahme der Demoralisation ist hernach ein eigener Abschnitt zu widmen. Aber so wenig ans Eine wie ans Andere dachte, glaube ich, im Augenblick jene Mutter, die ihrem Unmuth über die systematische Strenge beim Hauslehrer ihrer Buben Luft machte mit den Worten: „Es sind weit mehr Kinder durch zu viel als durch zu wenig Erziehung zu Grunde gerichtet." Der mochte vielmehr vorschweben, wie es überhaupt als eine Unnatur angesehen werden kann, daß außer der Familie vor sich geht, was ausschließlich der Tradition innerhalb dieser angehören sollte — und es ist wol Sache der posodynischen Eigenthümlichkeit, ob einer leichter oder schwerer mit etwas seinen Frieden macht, was sich als ein „nothwendiges Uebel" introducirt. Der Eukolos beruhigt sich bald bei dem „nothwendig", während das Auge des Dyskolos auf dem „Uebel" wie gebannt bleibt. Danach wird z. B. auch das Urtheil über die sogenannten Kindergärten — diese pikanteste unter den absonderlichen Erfindungen der modernen Pädagogik — ausfallen. — Und wenn einer gar gerade in kritischer Laune ist, wird er vielleicht, ohne jemals Rousseau's „Émile" in Händen gehabt zu haben, und noch weniger willens, auf d i e Seite zu treten, von welcher der Ruf nach „Umkehr der Wissenschaft" erschollen und alles was dem anhängt

an „Regulativen" u. dgl. ausgegangen ist, vielmehr durchaus fern von jedem Parteieifer in völlig objectiver Beobachtung allerlei ehrliche Bedenken erhebend, obzwar von etwas singulärem Standpunkt, sich folgendermaßen vernehmen lassen: „Es hat an sich schon immer etwas Unnatürliches, das Wissen (Veda), Erkenntniß, Gelehrsamkeit zur Basis eines eigenen Standes zu machen: es ist das wie ein Strauch ohne rechte Blätter oder Aeste, blos mit Blüthen — und solche bleiben denn auch meist taub. Auf reich verästetem, blättervollem Baume mit kräftigem Stamme ist das Wissen eine schöne Blumenkrone — denn die Beschäftigung mit der Wahrheit ist ihrem Wesen nach eine ars liberalis, Sklaven können damit niemals betraut werden — nur das freie Auge, der freie Kopf können forschen und denken. — So findet man das reinste wissenschaftliche Interesse bei praktischen Geschäftsleuten, welche «Dilettanten» sind in irgendwelchem Fache. Es fehlt dem Leben der Halt gebende Mittelpunkt, wo nicht ein bestimmter Beruf von praktischer Geltung geübt wird — das ist, was Goethe (Lewes, «Leben Goethe's», 1. Aufl., übersetzt von Frese — 2. Aufl., I, 495) meinte, als er seinem Schützling schrieb: «Glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre.» Daher rührt auch die Unzufriedenheit und Morosität der Fachgelehrten, und im tiefern Grunde ist dies ein Beleg mehr für Schopenhauer's Lehre vom Primat des Willens. Der Mensch ist von Hause aus ein praktisches Wesen. Die Theorie, die Belehrung selber als nahrungschaffendes Handwerkszeug misbrauchen, setzt die Theorie und den Menschen beide gleich sehr herab, und an nichts ist dies deutlicher als an dem nothwendig verschrobenen Wesen der Schulmeister ex professo. Die Theilung der Arbeit hat nirgends das Individuum weiter von der Natur abgeführt, als da in der Pädagogik — in specie Methodik — eine Theorie über die Mittheilung der Theorie nöthig ward — das ist Abstraction der Abstraction. Die Erziehung, naturgemäß nur

das Geschäft der Aeltern, zu einem Handwerk machen, ist das traurigste Opfer, welches im Dienst der Civilisation konnte gebracht werden; — es vollendete die Spaltung der in sich einen Menschennatur; es zertrümmerte die schöne Ganzheit, und es ist ein tiefer Sinn darin, daß bei den antiken, den «ganzen», Menschen dies nur dem Sklaven, d. h. zwar einem Gliede der Familia, aber doch auch einem zufiel, an dem kein Recht der Individualität, keine Selbständigkeit des Individualcharakters anerkannt ward, der blos als Mittel für die homines liberales Werth und Geltung hatte. Demgemäß könnte man es als eine Rache der Natur selber an dieser ihrer Verkehrung ansehen, daß vielfache Erfahrung die Wahrnehmung bestätigt, welche ein landläufiges Wort ausspricht: Kinder von Lehrern pflegen am wenigsten gut erzogen zu sein. — Es gibt ja mancherlei Weisen des Verziehens — und man sollte nicht immer blos an die des Verzärtelns und Verwöhnens denken, die sich mit Mangel an Consequenz zu verbinden pflegt — eine abstract starre Consequenz, die immer und überall nach «Grundsätzen» und «Theoremen» verfährt und so die natürliche Individualität mishandelt, indem sie selbige in ein Prokrustesbett zwingen möchte, ist nicht minder vom Uebel — gerade die Naivetät der Mütter, die sich nicht aufs grüblerische Beobachten verlegen und nicht «dem eigenen Scharfsinn applaudiren, wenn dieser sich bis ins einzelne die Motive des Kindesthuns zurechtgelegt hat — bis er zu seiner Beschämung inne wird, daß solche eigentlich gar nicht vorhanden waren anders als in seiner doctrinären Construction» — gerade diese Naivetät kann den Kindern zum wahren Segen werden — vollends wo der Vater von Amts wegen zur Systematik neigt. Deshalb, meine ich, sollte man am allerwenigsten jene Wahrnehmung aus der geringen Bildung mancher Lehrerfrauen herleiten wollen. Vielmehr ist es das Kindeswesen selber, welches durch sein Sträuben gegen ein widernatürliches unausgesetztes Ueberwachen jedes seiner Schritte und Lenken dieser nach scha-

blonenhaften Regeln die Erfolge solchen Beginnens vereitelt; fühlt es doch einen derartigen Zwang reichlich schon durch die tägliche Schulzeit an sich ausgeübt. Außerdem wirkt hier jenes weiter greifende Gesetz mit, nach welchem sich mit allzu klarem, «reflectirtem» Bewußtsein um das eigene Thun und Lassen auch für den erziehenden Lehrer eine Schwächung der sittlichen Energie einzustellen pflegt: dagegen bleibt das naive Handeln kräftig — «von des Gedankens Blässe angekränkelt» wird auch hier das sichere Fortschreiten gelähmt — gerade wie das physische Gehen, wo jeder Schritt zum berechneten «Pas» wird, und wie der feste Halt der instinctiven Sittlichkeit überall verloren geht, wo die kritische Revision ihres Fundaments aufkommt. Deshalb findet das natürliche Gefühl das Richtige, wenn es sich freut, am Zögling Spuren eines sichern Selbstgefühls, eines gewissen Stolzes, zu bemerken — aber Lehrer und allzu reflectirte Aeltern pflegen diesen Keim lieber auszurotten als zu pflegen. Das Kind soll «ducken» lernen, um lenksamer zu werden — ehrlicher ausgedrückt: um sich bequemer leiten zu lassen — worin abermals eine arge Täuschung steckt: denn richtig entwickeltes Selbstgefühl ist die allerbequemste Handhabe für die führende Weisheit des Erziehers. So läßt die verblendete Theorie am Zögling die sichere Ahnung von den sittlichen Grundforderungen nicht selten so ganz unbeachtet, daß sie selber das Fundament untergraben hilft, auf welchem künftig am selbstgewissesten der sittlich kräftige Charakter sich erbauen würde.

„Andererseits ist's ebenso wahr, daß reine Theorie das Höchste ist, wozu der Mensch sich erheben kann — deß sollen wir uns freuen als der «Würde» des Lehrstandes! Sehr wohl! aber man vergesse nicht, daß so etwas nur Sonntagskindern ungetrübt gegönnt bleibt. — Wird Theorie in ihrer Reinheit durch Willensinteressen besudelt, so wird sie das Schmuzigste, was es gibt; sie erniedrigt, was letzter Zweck sein soll, zum bloßen Mittel, wie der Geiz das

Mittel zum Zweck erhebt. So sollten denn nur anachoretische Asceten oder sorgenfreie Kapitalisten Lehrer sein; von letztern aber wäre zu verlangen, daß sie vorher auch aus der Weisheitsquelle reicher Anschauung und Erfahrung, nicht blos aus den trüben Nothbrunnen und faulen Cisternen der Bücherweisheit geschöpft und geschlürft hätten."

Und weil denn einmal eine Parabase zugelassen ist, so bittet auch gleich eine zweite um die Vergünstigung, daß ihr ein Appendix eingeräumt werde über allerlei charakterologische Eigenheiten, welche gerade durch das professionelle Betreiben der Erziehung gefördert werden — im Meister selber so gut wie im Zögling. Es ist keine üble Bemerkung, daß niemand pedantischer sei als Gouvernanten und (wohlerzogene?) Kinder*) — und das „schul-

*) Wie eine Leuchte, welche geeignet ist, nicht nur eine weite Strecke der Straße, die hier zu betreten wir im Begriff stehen, zu erhellen, sondern auch später noch in manches Seitengäßchen, das wir werden zu durchwandern haben, ihren Schein zu werfen, möchte ich hier einige Sätze aus Jakob Grimm's Vorlesung „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache" („Kleinere Schriften", I, 328 fg.) herstellen: „Das Pedantische, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben. Man versetze sich in einen Kreis von Diplomaten, denen es obliegt in verwickelter Lage die Geschicke der Länder zu wägen, und forsche, von welcher Seite aus in Kleinigkeiten hundert Anstände und Schwierigkeiten erhoben werden, in der Hauptsache der Verhandlungen leichtestes Nachgeben und Ablassen eintrete; es kann keine andere als die der deutschen Gesandten sein. . . . Eben das ist Pedanterei, im Geringfügigen eigensinnig zu widerstreben und nicht zu gewahren, daß uns daneben ein großer Gewinn entschlüpft («presomptueux et opiniastre comme un pedant» — Scarron). . . . Der Pedant hat für das Neue keinen Enthusiasmus, nur Krittelei; für das Hergekommene taube Beschönigungen, ohne allen Trieb ihm auf den Grund zu sehen. — In der Sprache aber heißt pedantisch, sich wie ein Schulmeister auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen; entweder an der Oberfläche jener Regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden Ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungenen Ausnahmen still blickende Regel gar nicht

meisterliche" air steht längst im Geruch der Wohlweisheit; da wird's wol wahr sein: „das Geschäft bringt's halt so mit sich." Wer einen großen Theil seiner Zeit nur mit Unmündigen verkehrt, wird gar zu leicht sich gewöhnen, auch zu Erwachsenen stets im Docirton zu reden, und so in ein Gefühl der Superiorität sich hineinleben, welches ihn überall den Maßstab der Schule anlegen heißt — meinte doch jener Graf, der Reiz, bei schmaler Kost sich dem Lehramt zu widmen, müsse auf das Bewußtsein zurückgeführt werden, in der Schulstube der unbeschränkte Gebieter von so und so viel „Seelen" zu sein. Aber: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen"! — oder wer hätte nicht schon einen naseweisen Rangen aufjubeln hören, wenn dieser seinen Herrn Papa auf einem Donatschnitzer ertappte? — oder wer weiß nicht, wie es für eine ebenso naseweise wie moderne „höhere Tochter" kein größeres Gaudium gibt, als wenn sie sich gar hoch erhaben dünkt über die ehrsame Nachbarin, weil aus deren Munde ein zwar richtig gebrauchtes, doch nicht nach neuester Façon ausgesprochenes Fremdwort gegangen? *) Oder machen es

ahnen .... Die pedantische Ansicht der Grammatik schaut über die Schranke der sie befangenden Gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verstockter Beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der Sprache Veraltende, das sie nicht länger faßt, und wider die Keime einer künftigen Entfaltung, die sie in ihrer seichten Gewohnheit stören."

*) Daß Mädchen zu solchen Ueberhebungen noch ungleich mehr geneigt sind als Knaben, beruht auf einer der Geschlechtseigenthümlichkeiten des Weibes, derselben, welche sich im Pedantismus der Unterrichtsmethode der meisten Lehrerinnen kundgibt. Diese sprechen gern viel von zu vermeidender „Oberflächlichkeit" — aber an was sie dabei denken, ist Unsicherheit im Behalten des Memorirten und dessen Vollständigkeit. Den Schülerinnen imponirt am Lehrer in erster Linie die Masse seines Wissens an einzelnen Notizen — sie staunen das an als vermeintliche Polyhistorie und ein entdeckter Vermiß hierin stellt für sie die gesammte Tüchtigkeit des Lehrers in Frage — weil ihnen die Universalität des Standpunkts abgeht — und so verfallen sie, vermöge der Aeußerlichkeit ihres Lernens, gerade derjenigen Ober-

die meisten meiner Herren Amtsbrüder von echt philologischem Tic anders, wenn sie die ganze Bildung eines dienenden Bruders von der nichtgelehrten Zunft, vulgo Seminaristen, bezweifeln zu dürfen vermeinen, sobald sie diesen einen botanischen Namen oder dergleichen mit falscher Quantität oder gar falschem Genus haben aussprechen hören? Geschieht es „diesem Geschlecht, das in Vocabeln, wie der Ochs' im Joche zieht", nicht ganz recht, wenn die Jugend es ihnen heimgibt und einem wohlgeschulten Ritschlianer zeitlebens das einst entschlüpfte Assentitus sum nachträgt, und zwar nachträgt mit einem gewissen Bewußtsein, berechtigte Vergeltung zu üben? — Denn einem Lehrer, der seine Schüler noch nach andern Dingen als nach der Sicherheit in solchen Gedächtnißsachen taxirt, passirt dergleichen nicht — ein solcher wird selber vom Instinct der

---

flächlichkeit, welcher sie entfliehen möchten. Dagegen ahnt der Knabe bald, daß in der systematischen Einheit der Anschauungen die Superiorität des Lehrers beruht, welcher ein Irrthum in Gedächtnißsachen keinen wesentlichen Abbruch thun kann. Und wie wenig die Weiber, in ihrer „geistigen Myopie" (Schopenhauer, „Paralipomena", 1. Aufl., II, 497) fähig sind, die wahre Universalität recht zu würdigen, verräth sich namentlich darin, daß es ihnen nicht nur langweilig, sondern sogar als triviale Monotonie erscheint, in einer Reihe von Erscheinungen immer wieder auf dasselbe Gesetz, denselben Gesichtspunkt zurückzukommen — sie verstehen dies Zusammenfassen, dies in ein Centrum zurückleitende Anschauen des Systematikers gar nicht — sie hören nur immer wieder dieselben Worte — fast möchte man sagen: Wörter — aus seiner Rede heraus, ohne die Fäden verfolgen zu können, welche von den verschiedensten Punkten der Peripherie dahinführen. So scheint ihnen capriciös einseitig zu sein, was eben zu universal ist, als daß sie es mit ihrem kleinen Denken umspannen könnten — und jenes zerfahrene Hin und Her der seichten Schönredner ohne Einheit gilt ihnen für das eigentlich Universalgenialische — deshalb ist ihnen z. B. ein Herder mit seiner verschwommenen Gefühlsreflexion der rechte Denker — der umspinnt die Wahrheit mit schillernden Farben — und gerade unter den Weibern gibt's viele Naturen, die dem wasserklaren Diamanten bunte Steine vorziehen — sie wollen und suchen auch das Echte und Wahre, aber gefärbt — und das heißt immer auch: getrübt.

Jugend *) ganz anders beurtheilt; wenn er nur in seiner Persönlichkeit überhaupt „taktfest" ist, so heißt's bei ihm gar nicht, er habe sich „eine Blöße gegeben", falls einmal die Schüler entdecken sollten, daß auch er sich in Details zuweilen irren könne — das ist denn bald vergessen und wird nicht weiter beachtet — sollte darum auch von dem Lehrer selbst mit angemessener Legereté, wie ein kleines unschädliches Malheur, hingenommen werden. Statt dessen finden wir, besonders unter den Elementarlehrern, treue, aber unter harter Geringschätzung verzagte Gemüther, die sich noch wochenlang mit Scrupeln darüber abmartern und, um für die Zukunft nicht Aehnlichem ausgesetzt zu sein, mit ängstlichster Sorgfalt sich präpariren — was sie doch leider vor der Wahrheit des „allzu scharf macht schartig" nicht immer schützen kann. Aber der Grund zu solcher Aengstlichkeit liegt freilich im — Zeitgeist. Denn sind wir nicht an Stellen schon so weit, daß für manchen Plato und Sophokles blos dazu scheinen geschrieben zu haben, damit es eine Accentlehre — diese sterilste aller Schulmarotten — gäbe? Schreit aber nicht die dabei schmählich

*) Andererseits wollen wir uns nicht verblenden dagegen, wie trüglich und unzuverlässig in solchen Dingen zuweilen der Masseninstinct sich zeigt. So verdanken gewisse Lehrer ihre sogenannte Beliebtheit dem einzigen Umstande, daß sie stets vorsichtiglich ernstern Conflicten mit Schülern aus dem Wege zu gehen wissen; andere blos der geistreich anregenden Kraft ihres Unterrichts, wobei die Schüler sich gar nicht darum bekümmern, ob diese Geistreichheit sich etwa auch mit „Genialität" im schlimmen Sinne verbinde — wir wissen z. B. von einem Falle, wo eine Prima es ihrem Lieblingslehrer gar nicht übel nahm, daß dieser den Goethe, welchen sie ihm geschenkt hatte, in seiner habituellen Geldverlegenheit alsbald zum Trödler brachte; aber wir kannten freilich auch eine Compagnie Soldaten, welche einen Hauptmann, der hernach, nicht blos wegen Geldschwindels, sondern auch propter ignaviam, infam cassirt wurde, bei seinem Wiedereintritt ins Bataillon mit Acclamation begrüßte, blos weil sie Gefallen fand an seinem „Bummelwitz", obgleich sie ihn „im Feuer" Schutz hatte suchen sehen hinter einem — Backofen.

vergeudete Zeit zum Himmel um Rache? — Doch es wird wieder heißen, daß ich übertreibe und ins Grelle male. Wohl, so greife jeder Lehrer in den eigenen Busen und frage sich Hand aufs Herz, ob er noch niemals ein liebenswürdiges Knabengemüth verkannt habe, blos weil seine eigene unerbittliche Strenge beim Abfragen etwa grammatikalischer Formen den nun einmal für derlei nicht Geschaffenen *) zu Lug und Trug getrieben, vielleicht dadurch getrieben, daß nach vorgeschriebenem Klassenpensum die ganze Menge der Verben selber sollte „bewältigt" werden, statt an einer kleinen Zahl die Operationen rascher Subsumtion unter ein Paradigma zur Geläufigkeit zu bringen.

Und es ist nur eine Anwendung derselben Methode, wenn hernach der ganze sittliche Charakter eines Menschen nach Schülertugenden abgeschätzt wird. Da soll „Bescheidenheit" auch noch den Mann zieren, von dem überhaupt dieselbe selbstlose Unterordnung unter eine Autorität verlangt wird, welche etwa einem A-B-C-Schützen wohl ansteht — da muß das empörte Aufwallen eines edeln Selbstgefühls es sich gefallen lassen, der kindischen Empfindlichkeit — das feste, gewissenhafte Handeln nach Grundsätzen, dem knabenhaften Trotze — die würdevolle Zurückhaltung von würdelosen Collisionen, dem Maulen eines kleinen Mädchens gleichgestellt zu werden. Wer selber keine Principien zu vertreten hat, nennt es gern Rechthaberei, wenn einer von wohlgeprüften Ueberzeugungen nicht ohne Gegengründe abgehen will. Die echten „Schul-

*) Es heißt doch eitel Spott treiben mit dem schönen Begriff „harmonische Ausbildung aller Kräfte", wenn man die Augen dagegen völlig verschließt, daß Einzelnen gewisse Anlagen — z. B. für Zeichnen, Musik, Mathematik — gänzlich fehlen. Sie dennoch mit einem Unterricht darin zu quälen ist wahrlich um nichts weniger grausam, als wenn ein unverständiger Turnmeister einen Krüppel an den Beinen dazu zwingen wollte, sich etwa im Springen zu üben, wogegen es indicirt wäre, die gesunden, tüchtigen Glieder zum erforderlichen Vicariren für die kranken desto mehr zu kräftigen.

meister" dulden ohnehin keinen Widerspruch — ihnen schwebt aus ihrer Praxis immer das despotische „Schweig!" auf den Lippen — und einer von ihnen hat's zu verantworten, daß jene Frau ihrem Manne die Briefe entwandte, welche sie ihm während des Brautstandes geschrieben, um selbige zu verbrennen, weil sie nachträglich Fehler gegen Interpunktion und Orthographie darin gefunden — es war ihr zu spät gesagt, daß derartige Incorrectheit nicht blos zu den Privilegien, sondern selbst zu den Reizen der Correspondenz von Frauenhand gehört. Denn in gewissem Sinne beeinträchtigt alles correcte, d. h. mit Bewußtsein nach „Regeln" sich richtende, Wesen die echte Weiblichkeit — und dafür hat nicht blos Schiller Sinn gehabt, auch einem Jakob Grimm hat derselbe nicht gefehlt, als er die Erfahrung zu Ehren brachte, daß „Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen und natürlicher zu wählen verstehen, weil sie sich mehr nach dem kommenden innern Bedürfniß bilden". Und wer trotzdem am zarten Duft einer Mädchenseele mit plumpem Zutappen sich versündigt, sollte in schwerern Fällen regelmäßig gestraft werden mit — einem Blaustrumpf, in leichterm wenigstens mit einer — „geprüften Lehrerin" aus einer subventionirten Gouvernantenanstalt; denn in seinem Ohr ist fruchtlos die Warnung verklungen:

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Solange aber in Abiturientenzeugnisse ein ausdrücklicher Vermerk über die „Bekanntschaft mit den horazianischen Metren" aufgenommen werden soll, sanctionirt das Gesetz diesen Irrthum, der einen lapsus memoriæ als einen defectus ingenii et eruditionis behandelt und gerade so jene Halbbildung an sich selber documentirt, die er an andern bekämpfen zu wollen vorgibt. Das blos gedächtniß-

mäßige Aneignen von Lernmaterial ist wie das Angefülltwerden eines dichten Sackes oder Schlauches, in den kein Licht dringt. Die sogenannte formale Bildung will krystallinisch das Gefäß durchsichtig machen, damit der Besitzer wisse und benutzen könne, was er „eingepackt" hat, und damit das hineinfallende Licht den Stoff lebendig mache; und wie ein Tropfen Scheidewasser mehr wirkt als Eimer von Regen, so zur wahren „Aufklärung" ein klar beigebrachter Gedanke mehr als Tausende von Notizen. Die Ueberfütterung mit Stoff muß wirklich in etwas umschlagen, was einer „Umkehr der Wissenschaft" nicht so ganz unähnlich sieht. Die zu hoch geschrobenen Prüfungsmaßstäbe in den verschiedensten Fächern kehren auch das Verhältniß von Mittel und Zweck um. Wie der Mensch nicht mehr Staatsbürger sein soll, um Mensch sein zu können, sondern sein Menschenthum aufgeben muß, um den Forderungen an sein Staatsbürgerthum genügen zu können; wie das summum jus summa injuria den modernen Centralisationsstaat dem Untergange zuführt; wie Rücksichtsnahme und Controle auf allen Seiten unter legalen Formen viel größere Opfer fordert, als ein rücksichtsloses absolutistisches Gebieten; wie der Staatsapparat so kostbar geworden, daß nicht einmal der Staat — selber nur ein bloßes Mittel — zum Zweck wird, sondern die Mittel für dieses Mittel: nach innen das alle Kräfte absorbirende bureaukratische Räderwerk, nach außen das Heer, die Wehrhaftigkeit als letzter Selbstzweck betrachtet (— wo es nicht gar blos „zum Staat", statt „für den Staat" gehalten wird —), sodaß man, um sich vertheidigen zu können, es sich unmöglich macht, im Augenblick der Noth sich wirklich zu vertheidigen (ganz wie der Geizige „sein Leben lang darbt, um nicht künftig darben zu müssen"), und wie nirgends etwas anderes abzusehen ist, als ein allseitiges Sichüberschlagen der zu hoch gespannten Anstrengungen; wie man zum Friedensstand zurückkehren muß, wenn endlich einmal die gegenseitige Steigerung im Raffinement des

Erfindens von Zerstörungs- und Täuschungsmitteln sich wird erschöpft haben, und wie dann das controlelose Vertrauen zum ultimum refugium werden muß: — so kann es auch nicht ewig dauern, daß durch das Examiniren das eigentliche Studiren unmöglich gemacht wird; oder jener nordamerikanische Geschichtsphilosoph behält recht, der dem „alten Europa“ eine chinesische Erstarrung vorausgesagt hat. Schon werden die Köpfe ganz als Töpfe behandelt — und das Resultat sind: Tröpfe — der Stoff tritt in Selbstgeltung, statt nur den Stoß daran fortzupflanzen, der in die geistige Bewegung kommen soll. Gedächtnißstärkung wird letztes Ziel, statt Mittel zur geistigen Beherrschung des Materials. Inzwischen geht die Natur ihren Gang — das kindliche Gehirn entwickelt sich trotz alledem nach seinen Gesetzen — aber die Didaktik kommt ihm nicht mehr fördernd entgegen, sondern greift hemmend ein bis zur Aufstauung, „spottet ihrer selbst und weiß nicht wie“ — die griechische Accentuation wird eingepaukt — aber die Silbenquantität kommt dabei zu kurz — also das unterscheidende Merkmal antiker und moderner Rhythmik, und der Barbar verräth sich am selbstgewählten Schibbolet: er erzählt von Archidämus und Aetölern. Da hätte man also doppelt Grund, es gelten zu lassen, wenn einer, der sich etwa in der Prosodie nicht ganz sicher weiß, zu seiner Entschuldigung von sich sagen kann: „Ich habe die Silben immer lieber gewogen, als gemessen oder gezählt“ — und das hätten auch gewisse Recensenten zu beherzigen, die den Spatzen gleich am liebsten die kleinen Errata aufstöbern und aufspicken, um sie triumphirend auf ihr literarisches Leichenfeld zu streuen — sie stellen sich damit nur unter das Ridicule des schulmeisterlichen Handwerks. Und das Kapitel von diesem ist schwer zu erschöpfen — es drängt sich immer neuer und neuer Stoff heran zum Betrachtetwerden. Wie viel der täglichen Schulerfahrung verfällt nicht allein schon der einzigen Formel: „allzu oft wird die bloße Schulordnung über die wahren

Schulzwecke gestellt!" Muß doch selbst der schöne Begriff „Collegialität" in schmählichem Misbrauch als Euphemismus für die von allen pedantischen Dirigenten blindlings erstrebte „Uniformität' dienen! Da verlangt man ein „einheitliches Zusammenwirken", als ob es nicht der beste Segen für die Schüler einer größern Lehranstalt wäre, recht vielen verschiedenen Lehrerindividualitäten gleichzeitig und nacheinander durch die Hände zu gehen — denn was kann dabei herauskommen, wenn derselbe Lehrer seine Klasse bis zum Gipfel hinaufleitet, als im besten Falle eine Einseitigkeit allerbedenklichster Art und im schlimmern ein Verkümmern all der armen Seelen, die an ihm keine homogene Nahrung finden konnten? *) — dagegen eine Anstalt, „die Vieles bringt, wird Allen etwas bringen". — Wer aber gar die Institute unserer pädagogischen Originalgenies und Experimenteurs en gros aus eigener Anschauung kennen lernte, dem mochte e contrario leicht die Erinnerung aufsteigen an den Ausspruch: „Es ist unglaublich, mit wie wenig Weisheit sich die Welt regieren läßt" — denn wenn bei all diesen Einschnürungen und Verrenkungen einer seine

*) Wie Spottlieder römischer Soldaten hinter dem Triumphator her tönt's einem ja zuweilen entgegen aus der Vita der Abiturienten — ein Aufschrei der zertretenen Individualität; und als ein Glück ist's zu preisen, daß es noch hin und wieder einen gibt, der sich nicht zum Heuchler hat demoralisiren lassen und, aufgefordert, seinen „Bildungsgang" zu beschreiben, frank und frei bekennt, unter des einen Führers Hand sich nur gedrückt und gehemmt gefühlt zu haben. Wohl ihm, wenn er gleichzeitig einen zu nennen hat, der ihn trug und förderte und somit auch ermuthigte, seinem Herzen Luft zu machen. Freudiger noch wird freilich die Selbstgewißheit des reinen Autodidakten sein: der steht ja ganz auf eigenen Füßen, hat sich nicht selbstlos etwas einpauken lassen, hat für sich, nicht für andere gelernt. Kann es eine bessere Schule für den Charakter geben? sind nicht Gesinnungslosigkeit und Ueberzeugungslosigkeit Eins? wie aber soll einer zu selbsterarbeiteten Ueberzeugungen (und nur solche sind ja die echten) gelangen, der am Spalier großgezogen ist und nun frei und stützelos dastehen soll? den wirft ja der leiseste Windstoß um.

gesunden Geistesglieder behält, so muß er schon von recht robuster Natur sein. *) Um den sogenannten Einheitsgeist einer Schule ist es zuletzt doch nur eitel Abstraction — soweit die an ihr zusammenwirkenden Individuen lebendig sind, sind sie auch voneinander verschieden, blos sich selbst gleich — also höchstens ein Schein völliger Einerleiheit läßt sich erzwingen. Und um welchen Preis? — entweder sind die Gesellen die ganz selbstlosen Nachbeter und Nachtreter des Meisters, oder sie erheucheln blos eine unbedingte Unterordnung und machen's im stillen doch, wie es ihnen selber am besten dünkt. Man kennt ja ohne Namennennung gewisse Neuerer, die hätten sich, wenn's nur anginge, auf die von ihnen erfundenen ganz absonderlichen Methoden am liebsten gleich ein Patent ertheilen lassen — jetzt verpflichten sie wenigstens jeden, der als Arbeiter in ihre Kinderseelenfabrik eintritt, auf deren keinerlei „Ausschreitungen" duldende Hausordnung. Von solchen Entrepreneurs reitet jeder sein eigen Hobby-horse: der Eine hat's abgesehen auf „philanthropische" Lernerleichterungen, ein Anderer auf „Charakterbildung des künftigen Staatsbürgers", ein Dritter auf „Verwirklichung des christlichen Princips", ein Vierter auf „nationale Erziehung", ein

*) Ueberhaupt verdient Beherzigung, was Carstens (Langbein'sches Pädagogisches Archiv, 1864) dargelegt: die sogenannte Methode sei nur für jüngere Schüler wichtig. Ein Schulwesen also, welches auch auf seinen höhern Stufen alles Heil von der Methode erwartet, bleibt demnach auf dem Standpunkt des Elementarunterrichts stehen, und die Erfahrung bestätigt das an den Früchten dem entsprechender Einrichtungen. Es ist lediglich die Kehrseite desselben Gedankens zu sagen: die Forderung der Individualitätsbildung hat nur bei höhern Bildungszielen einen Sinn. Die Elemente, über welche die niedersten Volksschulen es nicht hinausbringen, sind allen gemeinsam und lassen kein Minus des Durchschnitts bei Einzelnen zu, so verschiedene Dinge auch in deren verschiedenen Klassen unter „Lesen, Schreiben und Rechnen" zu verstehen sind. Hier also, wo es wirklich nur auf ein festes Einüben ankommt, hat in der That die „fördersamste" Methode ein Recht für die beste zu gelten.

Fünfter auf Rousseau'sche „Rückkehr zur Natur" oder „ungehemmte Naturwüchsigkeit", ein Sechster auf „Gemüthsbildung" — und alle müssen — sammt dem nächsten und übernächsten Halbdutzend — zuletzt „es gehen lassen, wie's Gott gefällt". Auch als Wissenschaft gibt ja die Pädagogik wie alle ethischen Disciplinen mehr theoretische Ausbeute für die Psychologie als praktische für die Anwendung. So wenig man aus einem Buche lernen kann, wie man für einen bestimmten Fuß ein Paar Stiefel zu machen habe, ebenso wenig lernt man aus einem pädagogischen System, wie man ein gegebenes Individuum erziehen müsse; denn alles in der Welt ist ein ἅπαξ εἰρημένον, und eben darum erschöpft niemals der Begriff die Anschauung; aber nur diese ist lebendig und belebend, jener der Buchstabe, welcher tödtet. Darum hätte man sich lieber rechtzeitig besinnen sollen auf die Schranken aller Schulerfolge. Wenn das Beste, was die Geschichte uns gibt, nach Goethe der Enthusiasmus ist, den sie erweckt, so hat die Schule ihren Zöglingen das Höchste, dessen sie fähig ist, dargeboten, wenn sie anregt und immer wieder anregt *) (wobei es sich von selbst versteht, daß selber wach sein muß, wer andere wecken will oder wecken soll) — mehr kann zuletzt auch die

*) Die rechte Methode muß wirken wie das optische Verstärkungsmittel, dem Schüler die mikroskopisch erleuchtende Brille aufsetzen, denn „anregen" heißt auffordern, immer genau hinzusehen, was das vorgelegte (concrete oder abstracte) Object wirklich enthält, und dem zu Hülfe zu kommen, indem man es „unter immer neue Gesichtspunkte rückt". Das führt auch zur wahren Gründlichkeit; denn diese besteht beim kritischen Denken wesentlich in einer allseitigen Berücksichtigung und aufrichtigen Würdigung der gegen einen Satz möglichen Einwendungen. Dagegen die verkehrte Methode läßt sich verführen durch eine falsche Norm: statt das Quantum des zu Lehrenden nach der Fähigkeit des Lernenden zu bemessen, soll ein angebliches — und wol gar regulativisch fixirtes — Wissensbedürfniß befriedigt werden — freilich ein gerade für den Gewissenhaften erst recht verführerischer Misgriff, denn schwer ist's, beidem zu genügen: — für jene ein Nichtzuviel, für dieses ein Nichtzuwenig zu finden.

Universität nicht — nur wer diesen Weg nicht selber zurückgelegt hat, kann wähnen, in der Schule werde durchs Gebiet der Wissenschaften die Reise selber gemacht — sie liefert nur Pfadweiser und ein Reisehandbuch — damit muß sich der Lernende selber auf die Wanderschaft begeben. Aber freilich, wie in unserer Zeit auf allen Landstraßen Touristen zu finden sind, die ihre Zeit damit hinbringen, das Gesehene immer nur zu vergleichen mit dem in ihrem Bädeker Beschriebenen, also niemals mit eigenen Augen sehen: so ist die gewöhnliche sogenannte Bildung ein bloßes Vergleichen des Erlernten mit dem Gesehenen, oder sie begnügt sich gar damit, blos das Reisehandbuch zu studiren. So geht es namentlich mit jenem Betreiben der Literaturgeschichte, welches nicht zum Lesen der darin besprochenen Werke selber kommen läßt. Was wunder denn, wenn soviel Leute nie die Schule verlassen und deshalb immer schülerhaft bleiben, weil sie noch fortwährend eines Manuducenten bedürfen, der sie unterrichte — sie lernen nie, geistig auf eigenen Füßen zu stehen, geschweige, allein zu gehen, trauen nicht ihren eigenen Augen, um von denen sich leiten zu lassen — sie sind es, die das Publikum ausmachen in den neuerdings so beliebten öffentlichen Vorlesungen „für Herren und Damen". — Aber wer anders trägt hieran die Schuld, als eine Schule, welche die Pflicht versäumte, dem Arzte gleich, sich selber überflüssig zu machen — Gängelbänder zu leihen, aber nicht den erstarkenden Schultern unablösbar sie einzuklemmen? Für sie ist das Wort:

> Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand;
> Willst du entstehn, entsteh auf eigne Hand!

ganz ebenso umsonst gesprochen wie das andere:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen!

zu welchem die alte Fabel den noch ältern Commentar

liefert. Denn die in der „classischen Literatur" niedergelegten Schätze des Alterthums sind, an der Quelle geschöpft, dem Schatz in jenem Weinberg gleich, nach welchem der sterbende Vater die Söhne graben hieß: der beste Theil ihres Werthes besteht in der Umwühlung des Geistes durch die Arbeit selber, und was gehoben wird, ist allem andern unvergleichlich an Einfachheit und Eindringlichkeit, weil Durchsichtigkeit. Selbstgefundene Wahrheiten, welche uns in tausendjährigen Schriften bei den entlegensten Völkern wieder begegnen, bewähren sich uns dadurch als über momentane Capricen hinausgestellt — sie haben die Garantie der Allgemeingültigkeit, und selbst von diesem Eindruck büßen sie sehr viel ein durch Uebersetzungen, weil sie eben damit doch wieder in einem modernen Gewande auftreten, das ihnen einen Beigeschmack gibt, als wenn sie trotz alledem erst von heute wären. So ahnen — um gleich für das hier in Rede Stehende ein Beispiel herauszugreifen — wol die wenigsten, welche heutzutage eine Lanze für Individualitätsentwickelung einlegen, daß auch dies Kapitel schon bei den Alten seine Behandlung gefunden hat. Aber man schlage Quintilian's „Institutionen" auf und staune, wie der Buch II, Kap. 8, schon Dinge gelehrt hat, von welchen jetzt gerade die Herren Lateiner oft am wenigsten etwas wissen wollen: notare discrimina ingeniorum — nec pauciores animorum paene quam corporum formae.

Statt die Einseitigkeiten auszugleichen, indem man auch in der Erziehung das Gesetz der Polarität walten läßt und ergänzend der Individualität zuführt, womit sie von der Allmutter kärglicher bedacht wurde, also an der „poetischen Natur" den Verstand, an der prosaischen Gemüth und Phantasie anregt — wozu auch Jean Paul's „Levana" so beherzigenswerthe Anweisung gibt — statt dessen verhärtete mancher Orten die Schule lieber darin — hetzte den gelangweilten Kopf athemlos weiter in immer gleicher Richtung — rühmte sich, ihm endlich „Schlag-

fertigkeit" beigebracht zu haben, und vergaß, daß diese höchstens eine militärische oder diplomatische, nicht eine allgemein menschliche Tugend sei; und daß die, durch Certiren und Extemporalien angewöhnte „Kunst doch nicht standhalte vor Wellen und vor Stürmen" und dem deutschen Jünglinge im rechten Augenblick doch nicht die Beschämungen erspare, denen sein „blöder" esprit d'escalier ihn immer von neuem aussetzen wird. Eine Gewandtheit, die nichts ist als Routine, macht noch lange nicht zum Weltmann — im Gegentheil: niemand hat mehr „Routine" als der Fabrikarbeiter, der nach moderner Arbeitstheilung nur auf einen einzigen Handgriff einexercirt und dabei im übrigen ein vollendeter „Tölpel" geblieben ist. Wie dagegen der „Anstellige" überall zurechtkommt, man mag ihn verwenden wobei man will, so muß die wahre Bildungsreife dem Geiste alles Steifleinene ausgezogen haben. Doch das geht eben nicht so schnell, daß nicht der bloße Routinier lange Zeit einen weiten Vorsprung behalten müßte vor demjenigen, welcher sich redlich bemüht, mit Bewußtsein in seine Aufgaben sich hineinzuleben; — aber dafür erntet der eine auch nur Tageserfolge, während der andere sich der Solidität seines innerlich gekräftigten Wesens und Wirkens erfreuen darf — freilich nicht leicht ungekränkt von jenem, denn aus den bloßen Handgrifflern pflegt sich auch das Heer der oberflächlichen Schablonirer im Menschensortiment zu rekrutiren, denen ihre Selbstgefälligkeit ein unleidlich absprecherisches Wesen mitgibt, zumal mit ihnen leicht ein rechter Stiernack vor einem steht. Jene Geradlinigen sind als Pädagogen vortrefflich geeignet zur Dressur der Alltagsmenschen; an jeder frischen ursprünglichen Natur wird ihre — unbewußte und gar unpedantisch sich ausnehmende und gerirende — Pedanterie zu Schanden, und als strenge Zuchtmeister pressen sie die unzerstörbare Spannkraft nur nieder, ohne daß diese dauernd als Feder einem größern Mechanismus sich einordne; vielmehr schnellt sie, vom Drucke befreit, um so

energischer und gefährlicher wieder auf. — Solche Geradlinigkeit bleibt incommensurabel mit jeder Curve im fremden Wesen: immer wieder und wieder mißt sie, meint immer das Maß gefunden zu haben: aber sobald es soll ausgesprochen werden, zeigt sich, daß alles im besten Falle approximativ bleibt: die Quadratur des Cirkels ist eben auch auf psychologischem Gebiet noch nicht vollzogen.

Drum werde auch bei dieser Gelegenheit eine Warnung erhoben, daß das von uns S. 11 fg. zu einer Grundeintheilung der Intellectualanlagen verwendete Intuitivvermögen nicht verwechselt werde mit dem banausischen Sinn für matter of fact, auf den sich Engländer und Engländergenossen so gern übermäßig viel einbilden und auf dessen Ausbildung gewisse Realpädagogen der „Jetztzeit“ mit aller Macht hinarbeiten möchten, als könnten Mädel und Buben nicht früh genug dem Paradies der zwecklos lernenden Kindheit entrissen werden. Umgekehrt: man trage Sorge, daß der trockenen, nüchternen Natur der meisten Lehrstoffe ein phantasiebelebendes Gegengewicht gegeben werde — nur nicht so wie mancher Neuling in der Schule es macht, der selbst den dankbarsten aller Stoffe — die griechische Heldensage — abhören und eventuell mit Zwangsmitteln dabei vorgehen zu müssen vermeint, damit selbst die Faulsten „doch wenigstens etwas“, nämlich die nackten Namen, behalten, und solch Verfahren wol gar noch entschuldigt damit: die „Schulordnung“ dulde es nicht, daß einige Schüler irgendeinen Gegenstand ganz vernachlässigten — was, beiläufig bemerkt, gar nicht zu Tage treten würde, wenn man das ungehörige Examiniren darin unterließe — es mag ein Vorrecht weniger bleiben, das vom Lehrer Vorgetragene im Zusammenhang wiederzuerzählen — dann hält man Lehrer und Schüler gleich weit davon ab, am Blütenduft der herrlichsten Dichtung ein Sacrileg zu begehen. — Wer Caricaturen liebt, findet im Anfang von Boz' „Hard Times“ eine köstliche Satire auf solchen Krieg gegen alles, was „fancy“ heißt. Die

Herren von der Zunft der Consequenzenmacherei (denen Schopenhauer so allerliebst in seinen Fragmenten zu einer Eristik heimgeleuchtet hat) werden hier vielleicht aufschreien: dann willst du deine „zarten Kinderseelen" wol auch nicht mit dem Einprägenlassen von Jahreszahlen abplagen? — und so will ich ihnen mit einer Antwort entgegenkommen, obgleich sie eigentlich keine verdient haben: das chronologische Gerippe ist für den Ueberblick über den pragmatischen Zusammenhang unerlaßlich, also auch soweit wie Einsicht in diesen Zweck des Geschichtsunterrichts ist — d. h. in Mädchenschulen fast gar nicht und für Knaben in einem sehr zu beschränkenden Maße. Am allerwenigsten aber soll sich ein bloßer Einpauker von Geschichtstabellen herausnehmen, einem Schüler den historischen Sinn abzusprechen, wenn dessen Gedächtniß schwächer ist als seine Erinnerung — und falls derselbe infolge dessen einmal ein Factum in das unrechte Jahrhundert verlegt, weil er sich auf den Zusammenhang erst besinnen muß und nicht wie der gedankenlose Memorirer die Zahlen von seiner tabula capiti inscripta blos abliest, so ist das genau ebenso zu beurtheilen wie die oben S. 16 in Schutz genommenen Verstöße gegen grammatikalische Correctheit in Extemporalien. Und glücklicherweise steht uns auch hierbei wieder ein Bundesgenosse zur Seite, dessen Autorität die Philologen selber nicht wagen werden anzutasten: Jakob Grimm, an Sinnigkeit und Humor (man lese nur z. B. den Schluß von „Ueber das Gebet" nach!) die Incarnation des deutschen Gemüths in seiner höchsten Potenz und reinsten Lauterkeit. Der hat in der Gedächtnißrede auf Lachmann wie in „Ueber Schule Universität Akademie" den dünkelhaften Sprachgelehrten manch bittere Wahrheit gesagt; und sucht man nach einem Erklärungsgrunde für das Versessensein gerade dieser Leute auf ihr Fach, so meine ich, der nächste lasse sich darin finden, daß bei heutiger Schuleinrichtung gerade die bornirtesten reinen Extemporaleköpfe zu der Einbildung gelangen müssen, sie seien zum

Gymnasiallehreramt berufen, weil sie unter ihren Mitschülern den „ersten Platz" einnehmen. Ein Stand aber, der sich aus solchen Tironen rekrutirt, hat seine unverschämtesten Absenker auf den Boden der „historischen Kritik" gepflanzt, sodaß es einen freilich nicht wundernehmen kann, wenn solche Leute um die Behauptung von ein paar doctrinären Phrasen die lebenswarme Gegenwart verkaufen wollen an die Chimäre der nebulosen Zukunft, wie sie sich dieselbe nun einmal ausgedacht haben. Im engern Bereich der Schule aber sollte sich doch niemals berechtigt halten, einzustimmen in den trivialen Spott über den Nürnberger Trichter, wem ein solcher im Grunde eine höchst willkommene Erfindung sein würde. Oder hat ein Lehren und Lernen höhern Werth, welches nur den Zweck verfolgt, daß sich etwas vorfinde, was abgezapft werden könne, wenn in einem Examen — gleichviel welcher Art — die Spundlöcher geöffnet und wohlgeaichte Gefäße untergestellt werden, in denen es sich auffangen und messen lasse? Kann irgendwie abfragbarer Lernstoff auch nur für oberflächliche Beurtheilung der wirklich vorhandenen Bildung einen Anhalt geben? oder läßt sich vielmehr solch in den Schüler hineingepumptes Zeug nicht blos „abschätzen" oder „taxiren" wie ein Grundstück nach seinem Ertrage an — leerem Stroh? Ein auf dergleichen abzielender Unterricht dünkt mich so crasser Hohn auf alles was wahrhaft Erziehung sich nennen darf, daß man nur zweifeln kann, ob dabei dem Lehrer oder dem Schüler die klägliche Rolle zugetheilt sei. Und weil jenem selber dabei jeder zuverlässige Maßstab für echten Erfolg seines Wirkens abhanden kommt, so stehen wir hiermit wieder an einer ganzen Klasse von Irrthümern, denen gerade der Lehrer als solcher vorzugsweise ausgesetzt ist, und reihen deshalb hier noch eine Bemerkung an, die allerdings auch auf weiterm Betrachtungsfelde einen Platz verdiente — so mag sie denn zu einem solchen uns zurückleiten. Es gibt eine ganz bestimmte Art von Scheinmodificabilität, bei welcher wir

glauben, ein Mensch habe sich verändert, während in Wahrheit nur unser Verhältniß zu ihm oder seines zu uns ein anderes geworden ist. Und derartiges tritt besonders leicht und häufig zwischen Lehrer und Schüler ein, — sei es, indem ein früher entstandenes Mistrauen beseitigt wurde oder ein früher nicht vorhanden gewesenes sich einstellte — sei es, indem das persönliche Verhältniß zwischen ihm und uns bisher das der relativen Gleichgültigkeit gewesen war und jetzt irgendein Ereigniß, etwa das Zusammentreffen auf einer Reise, die Theilnahme für dem einen von uns beiden widerfahrenes Unglück u. dgl. uns näher zusammenführte: dann konnte gegenseitige Zuneigung aufkommen und zu einem — vielleicht gar mit Wechselwirkung sich bethätigenden — Motiv zu größerm Eifer werden. Sind es doch gerade derartige Vorgänge, in welchen eine Annäherung zwischen „Schule und Haus", d. h., das Concrete an die Stelle der Abstraction gesetzt: zwischen diesem bestimmten Lehrer und diesen bestimmten Aeltern überaus wichtig werden, ja „Wunderdinge wirken" kann.

14. Die Modificabilitätsfrage von der metaphysisch-ethischen Seite.

Zeugung und Tod sind nicht blos die Endpunkte, zwischen denen sich alle Vorgänge des Individuallebens bewegen, sie sind auch die beiden Grundräthsel, auf welche wir allemal zurückgehen müssen, so oft wir bis an die äußersten Grenzen des Erkennbaren und Begreiflichen vordringen wollen. Bei ihrer Besprechung wird deshalb auch Schopenhauer zu Concessionen genöthigt, welche er hartnäckig verweigert, solange es sich um Dinge des Lebens handelt; in ihnen berühren sich eben „Zeit" und „Ewigkeit"; sie sind es, welche zu dem Geständniß drängen: wir wissen nicht, „wie tief, im Wesen an sich der Welt, die Wurzeln der Individualität gehen" (vgl. u. a. „Die Welt als

Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 635; 3. Aufl., II, 734); sie auch führen dazu (ebendas., S. 505, 573), „jedem" eine „Essentia" zuzuerkennen, was wenig vereinbar scheint mit dem Willen als dem All-Einen; sie mildern endlich auch die Schroffheit bei Leugnung jeder Perfectibilität und deren Kehrseite, der Depravabilität. Solche Vordersätze nun heischen die Consequenz, dem Individuellen als solchem mit der Essentia auch die Ewigkeit der Existentia zu vindiciren. Dann aber muß auch jenes Plus ewig, weil wesentlich, sein, welches die Individualität vom Typus der Gattung unterscheidet, es müßte auch ihr „das Dasein ewig gewiß sein", und es wäre sofort damit als unhaltbar dargethan, dem Ding an sich apodiktisch alle Vielheit abzusprechen. Soll der Wille durch die Zugabe des Intellects so fundamental umgestimmt werden können, daß er beim Tode als ein anderer austreten könnte, als wie er bei der Geburt eintrat (vgl. a. a. O., S. 506, 574), so erscheint es als reine Willkür, solche Aenderung aller Stetigkeit, aller stufenmäßigen Allmählichkeit zu entkleiden und selbige für einen schlechthin momentanen, der Causalitätskette entrückten Wunderact auszugeben; und wir können hierin nur die Caprice eines die Folgerungen aus richtigen Prämissen überspannenden Idealismus erkennen, woran die dianoiologische Grundlegung des Systems und dessen ästhetischer Theil viel schlimmer kranken, als das zweite und vierte Buch. Nur so läßt sich der alle diese Fragen bei Schopenhauer durchziehende crasse Dualismus wenigstens abschwächen, vielleicht gar ganz beseitigen.

Freilich ist der Leib — dies Product der Zeugung und dieser Raub des Todes! — die Einheit von Gehirn und Gliedern, und solche Einheit muß auch im individuellen Willen vorhanden sein; — aber wollte man — auch nur phänomenologisch — die dualistische Sonderung von Wille und Vorstellung scharf durchführen, so müßte man folgern, daß die mittels der Conception zusammengeschweißten Factoren im Tode wieder vollständig auseinanderträten. Dies

ist nun aber insofern wieder nicht denkbar, als der Intellect wesentlich das secundäre Product des Willens sein, also in ihm auch ein Ingrediens des mütterlichen Willens vererben soll. Dann aber erhebt sich der neue, von Schopenhauer selber nicht ignorirte, Widerspruch: wie kann ein, durch die väterliche Mitgift individuell präformirter, Wille sich einem, seinem Wesen fremden, Intellect vermählen? — dieser wäre ja nicht sein eigen Werk, sondern etwas, gleichviel ob ein ihm Aufgedrungenes oder Selbstgewähltes, das vor der Vereinigung mit ihm seine Existenz für sich gehabt hätte. Jedenfalls aber ist andererseits der Wille mit dem Intellect zu fest verschmolzen, als daß er (a. a. O.) wie eine bloße „Form" dürfte betrachtet werden, die sich beliebig um- und abhängen ließe gleich einem Mantel. Soll der Individualcharakter ein solches Additionsfacit zweier organischer Monaden — des sperma und ovum — sein, so ist der spätere Ernährungsproceß erst recht mehr als ein bloßes Analogon, er ist, wie Schopenhauer selbst irgendwo sagt, die Fortsetzung der Zeugung; und was der ersten Copulation in dieser an Folgenmöglichkeit zugestanden wird, kann den spätern Erneuerungen nicht bestritten werden, und dieselbe Buntheit, die in der Zeugung entsteht, Familiengeister und Nationalitäten gruppirt, würde ebenso gut bei Lebzeiten durch Klima, Nahrung u. s. w. noch vermannichfaltigt. So ergibt sich auch auf diesem Betrachtungswege als das Consequentere, den Individualwillen aus der Focaleinheit vieler Kraftfäden resultiren zu lassen (S. 164 fg.), und was in der Palingenese wieder zum Vorschein käme, wären die einzelnen Elemente in ganz neuer Mischung; nur ein wunderbarer Zufall könnte einen schon einmal dagewesenen Complex in voller Integrität wieder ans Licht führen, wozu ihm die endlose Zeit allerdings Spielraum genug darböte.

Dabei kann übrigens — der Erfahrung gemäß — zugegeben werden, daß die das Bewußtsein constituirenden Fäden mehr aus dem ovum, die die ethischen Differenzen

herbeiführenden mehr aus dem sperma sich entfalten mögen. Damit wäre aber die ins Esse zurückgeschobene „Freiheit" vollends preisgegeben; es wäre schon „prädestinirt", wie weit der Wille „gebessert" in die Individualexistenz einträte — es wäre alles Naturproduct. Wohin aber würde die Consequenz angeblich fortschreitender „Vervollkommnung" des Menschengeschlechts, die sich bereits historisch documentirt haben müßte, — nur daß allerdings auch eine absteigende Klimax, ein Vermählen mit schlechterm Intellect, möglich bliebe — hinauslaufen? — auf Realisation des diabolischen Princips, dem die Asceten das Feld geräumt hätten — dann wäre die Folge dieses naturgesetzlichen, also rein nothwendigen, Verlaufs der Geschichte: vollständige Herrschaft des Egoismus und der Bosheit, da ja die Heiligen auf die andere Seite der Höhe hinabgestiegen wären. Und selbst solche „Besserung" in der „Succession der Lebensträume" hätte noch eine ihr parallel innerhalb der einzelnen Lebensträume sich vollziehende zur Voraussetzung, schon insofern, als auch jene erst allmählich mit Entfaltung des individuellen Bewußtseins sich bethätigen könnte. — Wie nun aber steht es um die Möglichkeit einer solchen? Von außen hineingebracht kann sie nicht werden — das würde sie werthlos machen, den Begriff eines wahrhaft ethischen Processes aufheben — sie müßte also Product der Selbsterziehung sein — und wie läßt sich eine solche vorstellen? Mit andern Worten: wie kann der erworbene Charakter aus sich selbst heraus zu einer Aenderung gelangen, die dem gleichkommt, was in der Sprache der Allegorie als Wiedergeburt bezeichnet wird? Die bloße Selbstzucht, man möchte sagen: Selbstdressur, kann dahin nicht führen — denn aus dieser geht nur jene Selbstcontrole hervor, welche darüber wacht, daß das blinde Wollen nicht sozusagen einen „dummen Streich begehe", den hernach die kluge, die eigenen Zwecke richtiger beurtheilende, Besonnenheit desavouiren müßte — und sie beweist nichts als eine gewisse Empfänglichkeit für

die Wirksamkeit abstracter Motive, eine Fähigkeit, welche als solche ja ebenso gut der raffinirtesten Schlauheit und Heuchelei wie der Selbstverleugnung dienen kann — und daß was Besserung genannt wird, gemeiniglich nur von dieser Art ist, macht eine unantastbare Wahrheit in der Schopenhauer'schen Darstellung aus — und hier handelt es sich darum, ob nicht neben solcher Scheinbesserung noch eine wirkliche denkbar sei. Und den Stützpunkt für eine solche haben wir wol bereits gefunden in der Doppelheit der in uns nebeneinanderbestehenden Strebungen. Es käme also nur darauf an, einen Act ausfindig zu machen, mittels dessen es gelänge, das zwischen beiden Gegensätzen vorhandene Gleichgewicht aufzuheben und dem „bessern Selbst" zum Uebergewicht zu verhelfen. In der That scheint die sittliche Macht des Christenthums auf diesem Geheimniß zu beruhen.

Wie nämlich Sokrates seine Weisheit darein setzte, daß er wisse, wie er nichts wisse, so setzt der paulinische oder augustinische Christ seinen Vorzug vor der übrigen sündigen Menschheit darein, daß er weiß, ein Sünder zu sein, und nach Heiligkeit begehrt, wie Sokrates nach Erkenntniß. Die sogenannte Besserung, oder genauer: die „bessernde" Erziehung aber verhält sich zur Heiligung, wie die Belehrung zur Erkenntniß — wie das äußerlich Dargereichte (und Angeeignete) zu dem innerlich Erwachsenen. Wie jede Wahrheit muß erfahren, geschaut werden, um wirklich ein Bestandtheil unserer Erkenntniß zu werden, wie die Belehrung nur die Form, die Hülse der Wahrheit, also die Gelegenheit geben kann, diese selber zu erwerben: so muß jede Heiligung in einem spontanen Act von innen heraus entstehen. Die bloße „Bändigung" ist ja doch so wenig schon Besserung, wie die bloße „Verfeinerung" oder „Politur"; und es ist dabei ganz gleichgültig, welcher Art die angewendeten Bändigungsmittel sind: ob Handfesseln, Zwangsjacken, der Stock für den „ungezogenen" Buben oder veränderte Begriffe von Ehre und bessere Einsicht in

den Werth ihrer Bewahrung fürs praktische Fortkommen — ob die allgemeine Ehre des „guten Rufs" oder eine besondere Standesehre (welch letztere ja z. B. beim wohlgeschulten Soldaten Wunderdinge, eingestandenermaßen selbst in Sachen des Muthes erreichen kann, sodaß man sagen konnte, die Lykurgische Verfassung habe es durchgesetzt, daß in Sparta der größte Muth dazu gehört habe — — ein Feigling zu sein, d. h. als solchen sich durch Fahnenflüchtigkeit zu erkennen zu geben). Also muß es um die wahre Heiligung auch ein „Mysterium" sein, wie man es von der Freiheit gesagt hat. *) — Wie eine unvernünftige, unsittliche Gesetzgebung, ja schon die bloße Ueberfülle unmöglich in jedem Falle zu beobachtender Gesetze — plurimæ leges, pessima respublica — den Bürger nöthigt, zum Heuchler zu werden, so demoralisirt auch das zu viele Ge- und Verbieten in der Erziehung allein schon durch den Reiz des Ungehorsams — aber nicht genug daran (denn diese Seite gehört eigentlich schon in einen andern Zusammenhang, und hier geht uns nur Folgendes an): es greift auch allaugenblicklich störend ein in den etwa beginnenden Proceß echter Selbsterziehung — denn es lenkt die Aufmerksamkeit von dem innern Kern des ethischen Gehalts ab auf bloße Aeußerlichkeiten und hindert so geradezu die, sittlich mindestens zweideutige, Legalität daran, sich in ethisch allein geltende Moralität umzuwan-

*) Sowenig — abgesehen von der momentanen, gleichsam auf Elasticität beruhenden Bewegung des Springens — ein Mensch sich selber aus freier Hand (etwa an den Haaren à la Münchhausen) emporheben und so seine eigene Schwere vernichten kann: ebenso wenig vermag jemand, sich auf sich selber zu legen, um sich zu drücken, d. h. seine eigene Schwere zu vervielfachen — und dennoch sieht es wie ein solches Kunststück aus, wenn wir in Acten der Selbstbeherrschung dem Aufquellen unsers ganzen Willens durch den Willen selber Einhalt thun. Das ist doch nur möglich, weil ein Motiv dem andern entgegensteht, wie Starrheit oder Muskelkraft — etwa beim Heben an einer Handhabe — der Schwerkraft.

deln. Wer stets nur darauf Acht geben muß, daß er kein Gesetz übertrete, gelangt darüber niemals zu stiller Einkehr in sich selber, dieser ersten und unerlaßlichen Vorbedingung aller Heiligung. Die stete Rücksichtnahme auf eine positive Heteronomie nimmt nicht nur Zeit und Kraft, sie raubt auch den Muth, es zu derjenigen Autonomie zu bringen, ohne welche jede Selbsterziehung ein Unding bleibt. Nicht darauf, was Welt und Erzieher, sondern darauf, was wir selber aus uns und unserm „Naturell" gemacht haben oder nicht gemacht haben, kommt es an bei der Frage nach wirklich fundamentalen Charakteränderungen. Nennen wir Naturell hier die Constitution als ethische Prädisposition — also etwa als Neigung zur Wollust, — so liegt es nicht gar zu weit ab, dasselbe dem paulinischen Begriff der σάρξ analog zu stellen, und unsere Frage läßt sich dann formuliren als die nach dem realen Verhältniß zwischen σάρξ und πνεῦμα — nur daß uns nicht das πνεῦμα für eine außer dem zur Heiligung schreitenden Individuum, geschweige außer der „diesseitigen" Welt, wirkende Macht gelten kann.

Die bloßen „Grundsätze" als „Reservoir" von Lebensregeln machen's auch noch lange nicht, noch weniger die „guten Vorsätze". Im Gegentheil: die Unmittelbarkeit des Augenblicks muß den Punkt hergeben, auf den der Hebel allein sich stützen kann, mittels dessen das sittliche Wollen seine Kräfte vervielfacht, sich selber emporhebt; wer keinen Boden unter sich hat, wider den er sich stemmen kann, der wird nie und nimmer aus dem bloßen Zappeln herauskommen. Der ganz abstracte — „wie aus dem Aermel geschüttelte" — Wille: ich will mich aufraffen, *kann* gar nicht entstehen aus dem Nichts des liberum arbitrium indifferentiæ: wo ein solches Streben sich thätig zeigt, da ist es eben nur der Ausdruck eines allezeit im Individuum vorhanden gewesenen Grundwollens. Um die sogenannten Grundsätze mancher Menschen richtig zu würdigen, müßte man eben ihr Leben, d. h. ihren Wandel und ihr Erleben

genau kennen; dann würde manches, was mit dem Anspruch auftritt, eine „Maxime“ zu sein, sich ausweisen als Versuch einer nachträglichen Apologie für irgendeine ganz bestimmte Handlungsweise — und zum Theil hieraus ist die Wandelbarkeit dessen herzuleiten, was gewisse Leute ihre „Principien“ nennen; — auch sie sind „sich selber ein Gesetz“ — aber dies Gesetz stammt so wenig „aus dem Geist“ (πνεῦμα) wie „aus der Wahrheit“, — und die „Pflastersteine auf der Straße zur Hölle“ werden anderswo geschlagen als aus dem Fels der sittlichen Energie. — Erst muß man gelernt haben, unbeirrt, die Augen nicht rechts, nicht links werfend, einen geraden festen Weg zu gehen, ehe man anfangen kann, „an sich selber zu arbeiten“. Wer sich alle Morgen von neuem etwas „vornimmt“, der gleicht einem, welcher am Graben immer wieder zu abermaligem Anlaufe umkehrt. Ohne stetiges Fortschreiten ist jede Concentrirung der ethischen Kräfte unmöglich — und dazu anzuhalten, darin zur Uebung und Gewohnheit es zu bringen, das ist der Segen der regelmäßigen Arbeit. (Vgl. „Schiller. Eine Gedächtnißrede von Dr. Julius Bahnsen“ [Anklam 1859], S. 13.) Im Arbeiten lernen wir zunächst, anderes zu unterlassen und so uns selber abzuziehen von den Gefahren, welche je nach unserer Individualität für uns die bedenklichsten sind. Nicht anders als viâ privationis lassen die ersten Schritte zur Heiligung sich zurücklegen. Von der Ur- und Grundsünde, der stets auf der Lauer liegenden Versuchung des „Willens zum Leben“ in seinem mächtigsten Drange, wußten dies schon die alten Kirchenlehrer, als sie den Kanon aufstellten: „Wider alle Sünde mag man fechten, aber die Unkeuschheit muß man fliehen“, und der heilige Franz von Assisi handelte danach, als er niemals die Augen aufschlug, wenn er mit einem Weibe sprach. Es ist so wenig nicht um solch ein „der Sünde aus dem Wege gehen“ — und wer einwenden möchte: wenn die Lust im Herzen ist und nur der Gelegenheit harrt, so — dem antworten wir: so

macht es einen großen Unterschied, ob man sich der Gelegenheit fern hält oder nicht. Und dasselbe bezeugt jedem sein eigenes Gewissen, falls es nicht etwa schon an Heautontimorumenie krankt. Denn die thatsächliche Verübung einer Handlung wirkt eine ungleich tiefere Reue, als die bloße Vorstellung, in welcher wir uns einer solchen That glauben fähig halten zu müssen. In gleichem Sinne sprechen die Theologen von einer Wechselwirkung zwischen der einzelnen Sünde und der allgemeinen Sündhaftigkeit. Und zur Erledigung des damit aufgeworfenen metaphysisch-psychologischen Problems genügt es nicht, das Wesen der Gewohnheit der physikalischen vis inertiæ gleichzustellen, noch die Frage abzuschneiden durch das Decret: die zufällige Zahl der einzelnen Sünden gehöre dem empirischen, blos phänomenalen Charakter und seinem Verhältniß zu noch zufälligern Umständen an und sei für das intelligible Wesen — die eigentliche Sündhaftigkeit — irrelevant. Im Gegentheil: so einfach ist das Verhältniß von Ding an sich und Erscheinung denn doch nicht, mag auch abstracte Consequenz beide zu g ä n z l i c h disparaten Dingen gemacht haben; vielleicht blos in der mehr oder weniger klar bewußten Absicht, der allerdings schwersten aller psychologischen Aufgaben sich überhoben halten zu dürfen: an jedem Punkte und im kleinsten Detail die Beziehung zwischen Einzelerscheinung und Grundwesen nachzuweisen. Denn freilich ist es leichter, sich bei dem Satze zu beruhigen: das gehört nur dem empirischen Charakter an — wogegen immer wieder Herbart und Goethe (in der „Natürlichen Tochter") recht behalten: wo was erscheint, da muß doch auch was sein — und in diesem Sinne wagen wir es, im langsamen Tempo des angetretenen Marsches unsere Analyse der Selbsterziehung fortzusetzen — um die Geduld des Lesers bittend bei immer wieder sich quervorlegenden, aber nicht zu überspringenden, nur zu umschreitenden Retardationen. Wir sehen uns nämlich hier gleich zurückgeworfen auf die Frage: wie ist S e l b s t b e h e r r s c h u n g

nach dem, was oben S. 141 fg. und 145 fg. über das Wesen der Affecte gesagt ist, überhaupt vorstellbar zu machen?

15. Fortsetzung. Die Möglichkeit der sogenannten Selbstbeherrschung, Selbsterziehung, Selbstveredlung und der „Besserung" überhaupt.

Daß bei der Ueberwindung eines Affects Gewohnheit und Uebung gemeiniglich das meiste thun, ist leichter behauptet und anerkannt, als begriffen, d. h. nach seinem Wie? eingesehen. Jedes „Uebung macht den Meister" beruht auf dem „Beharrungsvermögen", d. h. auf dem Beharren in einmal eingeleiteten Zuständen und Functionen, bis eine neu eintretende Ursache dies Beharren aufhebt — und Schopenhauer hat schon in der ersten Auflage seines „Satzes vom zureichenden Grunde" das reproducirende Gedächtniß als Uebung im Reproduciren den Falten verglichen, in welche ein Tuch, das längere Zeit zusammengelegt gewesen, von selbst wieder zurückschlägt oder von welchen es wenigstens die Spuren behält. Und in der That hat das Gedächtniß, genauer: die Erinnerung, an dem Niederhalten eines Affects keinen geringen Antheil. Wir wollen dabei nicht eingehen auf die Frage, wie viel hierbei abhange von der organischen Textur des Gehirns u. dgl., obgleich uns dies dem Grundzusammenhang zwischen Wille und Motiv, jenem Geheimniß, wonach „der Geist es ist, der sich den Körper baut", näher führen könnte; es kann genügen, kurz an einige Analoga aus dem Gebiet der pathologischen Physiologie zu erinnern. So ist der Vorgang, nach welchem man sich das Rauchen erst „angewöhnt", gleich ein Zeugniß, wie der Organismus allmählich sich Einwirkungen fügt, denen er anfangs mit aller Macht widerstanden. Jeder Acclimatisirungsproceß, jede Abstumpfung gegen Nervenreize, im Opiumgenuß, Tabacksschnupfen, Weintrinken (was man bekanntlich auch „lernen"

kann), jede Ueberwindung des Widerwillens gegen gewisse Speisen beweisen gleichfalls, daß solche Dinge nicht blos subjectiv, für das Bewußtsein, sondern auch objectiv von ihrer Wirkung wenigstens etwas einbüßen (es erfolgt resp. kein Erbrechen, Erkranken, Betäuben, Niesen, Rausch, Ekel mehr). Nur vermöge eines analogen Gesetzes lernt das Kind Gehen, der musikalische Zögling das „Spielen vom Blatt weg", jeder Elementarschüler das geläufige Lesen und „mechanische" Schreiben, der Schauspieler die mimische Beweglichkeit, und — Ernst Mahner, zur Weihnachtszeit zwischen den Eisschollen des Rhein hindurchzuschwimmen, aber auch der von Hause aus Weichmüthige sein Gemüth verhärten („abhärten") gegen eigene Trübsal und fremden Jammer — warum also nicht auch der „Hitzige", oder wenigstens „Heftige", das Bezwingen seiner Aufwallungen? Auch der Wille kann „sich gewöhnen", dem Intellect den nöthigen Zufluß nicht vorzuenthalten, beziehungsweise zu lassen und nicht zu entziehen, und der Intellect selber kann seinerseits ihm hierbei — zumal als Erinnerung und durch berichtigtes Urtheil — sehr wohl behülflich sein. Und dies zuzugestehen heißt in keiner Weise dem Determinismus präjudiziren, sondern nur einer abstract deterministischen Consequenzenmacherei das Handwerk legen. Denn allein eine solche könnte uns mit solchen Gemeinplätzen dareinreden, wie: ist der Charakter unveränderlich, so muß es auch das Temperament sein; oder: wenn hierin Veränderungen vorzukommen scheinen, so müssen solche lediglich auf physisch-organische Mischungsmodificationen zurückgeführt werden — welch letzteres eben die Sprache des metaphysiklosen Materialismus ist, dem wir hier mit Analogien aus seinem eigenen Gebiete begegnen können. Wie, schon behufs räumlicher Berührung, mindestens Annäherung, eine mechanische Bewegung vorangehen muß, damit in der Contactwirkung der Chemismus thätig werden könne, und wie Geruchs-, Geschmacks- und Tastnerven ein Bewegtwerden, entweder des zu perci-

pirenden Objects oder des percipirenden Organs, fordern: so bedarf das Gehirn, wenn es nicht in Stumpfsinn erschlaffen soll, einer fortwährenden Aufrüttelung durch Denkthätigkeit, um lebhafter zu functioniren und für Aufnahme reichern Stoffes, wie zu größerer Versatilität befähigt zu sein, resp. zu bleiben oder zu werden. Und wer die Gelegenheit versäumt, auf solchem Wege gewissermaßen den Willen zu zwingen, daß er dem Intellect sein gehöriges Kraftquantum zu jeder Stunde belasse — oder wer es unterläßt, die Capacität des Gehirns für solchen Zufluß zu erweitern — der macht sich in demselben Maße dafür verantwortlich, wenn ihn dann die Affecte überwältigen, wie es dem Trunkenbold imputirt wird, daß er sich durch sein Trinken der Gefahr ausgesetzt hat, in der Trunkenheit etwas zu begehen, was er hernach nicht gethan haben möchte.

Die immerhin eine Veredlung des Charakters auf dem Wege des Intellects zu nennende Aenderung des Wollensinhalts machen wir uns näher in folgender Weise vorstellig: der Wille wird vermittels des Intellects der Aeußerungen seines eigenen Inhalts mit Abscheu gewahr; dann kann die in diesem Abscheu sich kundgebende Neigung zum Guten, sei sie auch für den Augenblick noch so schwach, doch so viel wirken, daß der Wille den Intellect beordert, nach Formen sich umzusehen, in welchen seine Zwecke auf weniger „anstößige“, auf eine sittlich mindestens nicht so rohe Weise sich erreichen ließen, und zwar dies nicht blos um der Meinung anderer willen, sondern aus innerer, sittlicher Misbilligung der Ausbrüche der eigenen Selbstsucht oder Bosheit. Selbstverständlich müßte allerdings auch dieser Grad der Liebe zum Guten im Willen schon ursprünglich prädisponirend gelegen haben und bewiese demnach an sich nichts weniger als das liberum arbitrium indifferentiæ. Sofern aber solcher Tribut an das Bessere nur durch *gewollte* Ausbildung des Intellects zu garantiren stände — und sofern solche Ausbildung weniger Kraft

erfordert — oder vielmehr nicht so unmöglich ist, als das radicale plötzliche Aufgeben der Zwecke selber, so implicirt ein derartiger Vorgang bereits einen Act eigentlicher Selbsterziehung, moralischer Besserung, an welchem das Wirksame sozusagen das auf intellectuell-ethisches Gebiet übertragene Princip der Hebelkraft wäre — oder will man das nicht als ein Identisches, sondern nur als ein Analoges gelten lassen, so liegt das tertium comparationis darin, daß ein kleinerer Aufwand von Kraft ganz wie beim Hebel eine multiple Wirkung hervorbringen könnte — der Intellect, specieller: die durch diesen vermittelte Abscheuerregung vor dem eigenen Willen, wäre das ὑπομόχλιον, der Wille stände am längern Hebelarm, die Last wäre das auszuführende Gute von einer Schwere, wie sie bis dahin nicht zu überwältigen gewesen wäre. Wir hätten in solchem Falle eine Besserung im äußern Lebenswandel, welche auf andern als den blos egoistischen Motiven der Klugheit und Accommodation an die Gesetze der Coexistenzmöglichkeit beruhte. Ob sie zu Stande käme, bliebe freilich insofern von „zufälligen Umständen" abhängig, als diese mit entscheiden, ob die seitens der intellectuellen Kraft geleisteten potenziellen Bedingungen zur Actualität gelangten mittels Zuführens der äußern Bildungs*mittel*, ohne welche jene sittliche Unterscheidungsgabe der nöthigen Verfeinerung untheilhaftig bliebe. — Es ist an sich klar, daß der ganze Vorgang sich als bestimmte Form dem subsumirt, was wir die Ausbildung des „erworbenen Charakters" nennen, und auch dieser Specialfall derselben seinen Schwerpunkt in den Intellectfunctionen behält; aber darum bleibt doch nicht die Verdienstlichkeit solcher Selbsterziehung gänzlich außerhalb des Willens selber bestehen; schon deshalb nicht, weil der Intellect als reines „willenloses" Subject überall keine praktische Bedeutung hat. Und das Eigenthümliche liegt eben darin, daß auch der consequente Determinismus einen Bereich behält, worin das moralische *Sollen* von ihm nicht gänzlich braucht perhorrescirt zu werden. Auf den

Intellect läßt sich, vermöge seiner Bildungsfähigkeit, wirken, — deshalb verlangt man von ihm, daß er eine Bereitwilligkeit, sich bilden zu lassen, entgegenbringe — so heißt es: „nichts wissen ist keine Schande, aber eine um so größere, nichts lernen wollen"; denn es bedarf, um zu solchem Vorsatz zu gelangen, nur eines relativ so leichten Entschlusses, nur eines so geringen Aufwandes von Willensenergie, daß die Fähigkeit hierzu bei jedem sich voraussetzen läßt. Also auch von dieser Seite bestätigt sich, daß die erziehende Seite jedes Unterrichts im „Anregen" besteht, sofern sie, um jenen Willensact vorzubereiten, Interesse erweckt am Lernen und Erkennen, „Geschmack daran beibringt", — vielleicht, indem sie den Schwimmschüler unversehens ins Wasser wirft, gemäß dem:

> Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand;
> Willst du entstehn, entsteh' auf eigne Hand.

Sie stellt kein unausführbares Postulat auf, sagt nicht: wälze jenen Felsblock aus freier Faust weiter, sondern nur: lerne die Hebelkraft gebrauchen, mittels deren du das sonst zu Schwere bewältigen, das sonst Unausführbare bewerkstelligen kannst. Damit stimmt — um mich auch einmal auf eine sogenannte Thatsache des Bewußtseins zu berufen — jener moralische Instinct überein, welcher nichts verächtlicher findet, als ein Sichgehenlassen aus bloßer Trägheit, weil an sich der Wille in jedem stark genug ist, um das zur Selbsterhaltung Nöthige zu wollen, aber der Intellect es zu sein pflegt, der in fauler Bequemlichkeit sich nicht anstrengen mag, um dem Willen die Mittel dazu aufzusuchen, und es vorzieht, in nie aufgehobener Unmündigkeit andere für sich sorgen zu lassen. Den Verächtern des Wissens fehlt es gemeinhin gar nicht an intellectuellen Anlagen — im Dienste des Egoismus ist der Sklave ihres Willens pfiffig genug — aber er verschmäht es, auf eine Staffel zu treten, wo er über sich selbst hinausblicken und so einen indirect-moralischen Gewinn für seinen Herrn,

den Willen, erspähen und nutzbar machen könnte. Kurz: das ultra posse nemo obligatur kann ein die Selbsterziehung vernachlässigender Intellect kaum jemals für sich geltend machen. — Und mit einer ganz kleinen Seitenwendung stellt sich uns hier sogar ein Beispiel dessen dar, was die Moralsysteme als „Pflichten gegen uns selbst" aufzuführen pflegen. In das Verhältniß zwischen Wille und Motiv drängt sich — und zwar nicht blos bei Affecthandlungen, sondern bei jeder „Unbesonnenheit" — leicht ein Irrthum ein, nach welchem wir uns selber zu nützen vermeinen, wo unsere Handlungsweise in Wahrheit uns schadet. Um nun vor solcher Gefahr möglichst gesichert zu bleiben, muß der Wille den Intellect nöthigen, jede sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um über das eigene wahre Interesse sich zu unterrichten; und wenn der Wille diese Nöthigung unterläßt, begeht er ein Unrecht gegen sich selber, wovon freigesprochen zu werden auch eine Berufung auf das volenti non fit injuria nicht helfen könnte — denn in seiner Unbesonnenheit thut er ja eben, was er im Grunde nicht will oder wenigstens nicht allemal was er — wirklich — will. Mit andern Worten: weil die Einsicht in das Verhältniß eines Motivs zu unserm eigentlichen Wollen sich ändern kann, so „darf" (— über die Antinomie dieser Verbotsformel folgt weiter unten eine ausführliche Erörterung —) nämlich eben im eigenen Interesse — der Weg nicht versperrt werden, welcher zu solcher Aenderung der Einsicht hinführen kann. — Ebenfalls können wir uns ja irren in Hinsicht auf das Maß des Vortheils, welchen wir einem andern durch Opfer unsererseits zuwenden — steht dieses außer allem Verhältniß zu jenem (setzen wir z. B. bei einer kleinen Gefälligkeit, beim Willfahren einer bloßen Caprice gegenüber, unser Leben aufs Spiel, wie Schiller's Taucher und Ritter Delorges), so ließe sich von einer Pflicht der Selbsterhaltung (vollends beim concurrirenden Interesse anderer an unserer Fortexistenz) sprechen. Denn so wenig wie das Gewissen

es ungeahndet läßt, wenn seine Kräfte nutzlos vergeudet, wer „zu großen Dingen berufen ist“, so wenig wird es dazu schweigen, wenn einer sich aufreibt in schwerer, niedriger Arbeit, die niedere Kräfte ebenso gut, ja besser verrichten können (Pegasus im Joche) — oder wenn man aus abstractem Pflichtgefühl auf einem verlorenen Posten ausharrt, dessen Behaupten niemand in entsprechendem Maße frommt.

Ein in der angegebenen Weise gestärkter Intellect wird allmählich mehr und mehr Gewandtheit bekommen in der Uebung, dem Willen, ehe dieser in Affect geräth, das richtige Verhältniß zu den Motiven vorzulegen, sodaß der Wille — namentlich auch nach frühern Erfahrungen — bereits, rechtzeitig avertirt, weiß, es sei nicht der Mühe werth, sich zu ereifern. Man denke z. B. an einen Erziehenden, welchem kleine Ungehörigkeiten bei den Zöglingen mit der Zeit gleichgültig werden, die ihn anfänglich sehr stark indignirten, weil er noch kein richtiges Urtheil darüber hatte, inwieweit sie wirklich Symptom bedenklicher Charaktereigenschaften waren oder nicht. Wie mancher Lehrer hat blos dadurch für seine ganze Lebenszeit seine Autorität eingebüßt, weil er harmlose Kindereien für auf seine Person gemünzte Bosheiten hielt und solchem Wahn entsprechend sie bestrafte; weil er sich das erste mal „aufbringen“ ließ, wo ein argloses Mitlachen das einzig Gescheite gewesen wäre, wie es der machte, dem vor dem Aufbrausen der Intellect den wahren Werth der Thatsachen vorgehalten.

Und mittels einer Verallgemeinerung eines derartigen Specialfalls können wir zurücklenken zur Betrachtung der tiefstgehenden Processe innerhalb dessen, was der Begriff Selbsterziehung umfaßt.

Die Erhaltung und in noch höherm Maße die Kräftigung des *Selbstvertrauens* sind die Zauberstäbe, an denen selbst ein in tiefes sittliches Elend Versunkener sich emporranken kann: wer das verlorene Selbstvertrauen

wiederfindet, kann sich selber retten. Das Selbstvertrauen aber erstarkt nur in der sittlichen That und Wirksamkeit selber — niemals im Angesichte der strengen Miene des unerbittlichen Gesetzes; nur in der unmittelbaren Verwirklichung seiner nächsten concreten Aufgaben. Die bloße Contemplation, das bloße Bewußtsein von der Pflicht, das Vergegenwärtigen ihres abstracten Inhalts dagegen vertieft sich in den bodenlosen Abgrund des gnadelosen Sollens; in diesen stürzt unaufhaltsam wie in eine unausfüllbare Leere hinab, wem es nicht gelingt im schwindelnden Fallen unterwegs mit seinem Fuße auf einen Haltpunkt zu treten, der ihm zum ποῦ στῶ seiner sittlichen Praxis werden könne. Mislingt dies, so zerschellt unten die sittliche Kraft — und das Ende ist Wahnsinn oder Selbstvernichtung. — Jedes Sollen als solches wird, sobald es in die Reflexion des Bewußtseins aufgenommen ist (ein Bewußtwerden, welches eben der Verlust des Paradieses, der Unschuld, ist) zur Unseligkeit — und das nicht etwa blos, sofern es die Freiheit hemmen will, sondern weil es als unverbrüchliche „Regel", als illusionsloser Spiegel — wie Paulus in den ersten Kapiteln des Römerbriefs mit so großartigem Blicke ausführt — als Forderung eines Gesetzes ein Allgemeines hinstellt, dem von keinem volles Genüge kann geleistet werden, sodaß in dessen Anschauen der Muth sinken, die Kraft erlahmen muß, während es viel leichter ist, die Pflicht des Augenblicks zu erfüllen, ohne ihrer als eines Postulats sich bewußt zu werden — und in dieser unbewußten Erfüllung rückt die blos negative Verdammlichkeit des tiefsten Wesenkerns uns zeitweilig aus den Augen, während die quietistische Contemplation sich immer tiefer einwühlt in die Trostlosigkeit der Beschaffenheit des intelligibeln Charakters und darüber die Gelegenheit zu derjenigen sittlichen Thätigkeit verpaßt, für welche die charakterologischen Bedingungen sonst noch vorhanden sein würden. In jenem Innewerden der eigenen Kraft stärkt sich aber auch der Glaube, nicht ganz

verloren zu sein, noch einen Rest von sittlichem „Fonds“ in sich zu tragen, der zu einem Platze innerhalb der sittlichen Gemeinschaft berechtigt, — und wovon einer so „erlöst“ wird, das ist eben die moralische Muthlosigkeit, und der Glaube an die „Vergebung der Sünden“ besagt dann dies: es wird der Bannfluch gebrochen und zerrissen, nach welchem vergangene Schuld „fortzeugend neue muß gebären“. Es kann alsdann ein Weg eingeschlagen werden, der, in entgegengesetzter Richtung laufend, abführt von den Sünden der Vergangenheit — diese zwar nicht tilgt (— das kann auch keine göttliche Gnade und Allmacht: das Geschehene ungeschehen machen!) — auch das rein intelligible Wesen nicht ändert, wohl aber die Willensrichtungen berechtigter Art in Action setzt, welche bis dahin über sündliche nicht zur Geltung kamen. *) — So wird zwar die potenzielle Schuld nicht vermindert, noch das potenzielle Ver-

---

*) Aus einer Anschauung, welche der hier dargelegten wenigstens nahe verwandt ist, finden wir die Worte entsprungen, die Hamlet gewissermaßen wie einen abstringirenden Balsam auf die Wunden seiner Rededolche träufelt (III, 4):

> **Repent what's past;** *avoid what is to come;*
> *And do not spread the compost on the weeds,*
> **To make them ranker —**

und dazu der locus classicus, der etwas weniger trocken als die Herbart'sche mechanische Seelenstatik das Wesen der sittlichen Gewöhnung darlegt — also auch zu dem zu ziehen ist, was oben von dieser, ihren Hebelarmen und ihrem Stützpunkte, gesagt wurde (ebendaselbst):

> **go not to my uncle's bed;**
> **Assume a virtue, if you have it not.**
> **That monster, custom, who all sense does eat**
> **Of habit's devil, is angel yet in this,**
> **That to the use of actions fair and good**
> **He likewise gives a frock, or livery,**
> **That aptly is put on: Refrain to-night;**
> **And that shall lend a kind of easiness**
> **To the next abstinence: the next more easy:**
> *For use almost can change the stamp of nature,*
> **And either curb the devil,** *or throw him out*
> *With wondrous potency.*

dienst erhöht — aber es gewährt doch Befriedigung, d. h. relative Sicherung des innern Friedens, wenn die actuelle Schuld sich sozusagen ein Aequivalent actuellen Verdienstes zur Compensation gegenübergestellt findet. Und solcher Segen der Arbeit ist etwas ganz anderes als bloße Betäubung des Schuldbewußtseins in rast- und besinnungsloser Geschäftigkeit aufzusuchen. Wohl aber läßt er sich vergleichen mit dem Vergessen körperlicher Krankheit über geistige Thätigkeit — wie Schleiermacher gern sagte: „ich habe keine Zeit, krank zu sein" — glücklich wem bei chronischen Uebeln keine Muße bleibt, über seinen Zustand nachzudenken — der wird dann auch die acuten Einzelschmerzen schon viel leichter ertragen.

Ehe nun der Inhalt der den Imputabilitäts- und Modificabilitätsproblemen bisher gewidmeten Betrachtungen in einem eigenen Kapitel behufs leichterer Uebersicht über die gewonnenen Resultate kann resumirt werden, ist noch als ganz sui generis jene Fundamentalumstimmung des Wollens zu erwähnen, für welche sich Schopenhauer der Bezeichnung des δεύτερος πλοῦς zur Selbstverneinung bedient. Dieser ist, was Schopenhauer sehr anfechtbarerweise von jedem Vorgang sittlicher Selbsterneuerung behauptet, wirklich wesentlich ein plötzlicher Vorgang: da vergeht einem auf einmal aller Appetit am Dasein, weil einem das große „Haar", von dem jeder sein Theil bekommt, in den Mund gefahren. — Allein der eine ist feiner organisirt und darum auch mehr dem radicalen Ekel ausgesetzt als der andere. Es gibt solche „gesunde" Naturen, die ficht so ein „Haar" weiter nicht an — sie spucken 'nmal aus, damit ist's abgemacht, und sie essen ihre Suppe ruhig weiter, bis der Teller leer ist. — Der gründlich Angeekelte läßt sie stehen, und fortan schweigen für ihn alle Motive — es sei denn, daß auch er sich's würgend „hineinquält", weil er vor Abend noch was zu thun hat, wobei er vor Hunger nicht schwach werden darf — aber wer den so weiter speisen sieht, der merkt's ihm bald an:

„er mag nicht mehr" — und die andern Tischgenossen an der Lebensmahlzeit nennen den stummen Gast, dem nichts mehr schmecken will — einen Resignirten.

16. Recapitulation, nebst Formulirung weiterer Consequenzen.

Die Skepsis zeigte nicht übel Lust zu parodiren und zu höhnen: ja wohl: „die Freiheit liegt im Esse — übersetzet es nur richtig — nämlich: im Essen! — und wenn der Mensch auch nicht gleich ist, was er ißt, so wird er doch was er ißt — und deswegen ist's auch lange nicht gleichgültig, ob einer einen Bier- oder Weinrausch hat — den einen macht jener „unangenehm" (nach eigenem Geständniß) und dieser „liebenswürdig" — während ein anderer nur bei Kohlensäure in Münchener, nicht in Rheimser Verbindung „gemüthlich" sein kann. Woher anders käme das alles, wenn nicht daher, daß eines jeden Leib als „objectivirter Wille" ein Concrement aus vielen Elementarwillen darstellt und diese als Nahrungsstoffe in ihn eingegangen sind und den jetzt vor uns stehenden Individualcharakter constituiren? und warum spricht man also nicht ebenso gut von einem anernährten, sozusagen angewachsenen, wie von einem angeborenen Individualcharakter?

Und wer will's zuletzt auch einem skeptischen Empiriker verdenken, wenn er sich nicht mag abspeisen lassen mit der Entgegnung: jede Nahrung wirke dem Willen gegenüber nur als Reiz — da weiß denn doch die Volksnaivetät zu wohl, daß sie daneben auch „Leib und Seele zusammenhält" — oder, wie's gelehrter sich anhört: conditio sine qua non der Fortführung jeder Individualexistenz ist. Sie wird denn doch „assimilirt" und wird zum integrirenden Theil des lebendigen Organismus — ist selbst ihrem Kern und Wesen an sich nach ja auch eitel Wille — und selbst wer nichts davon wissen will, daß Nationalgerichte

in einigem Zusammenhang mit den Nationalcharakteren stehen, wer es in Betreff der moralischen Eigenschaften eines Volks für ganz einerlei hält, ob es von vegetabilischen oder animalischen Stoffen sich nährt, wird zuletzt doch einräumen müssen, daß Irritabilität und Muskelkraft danach sich modificiren, und wenn das alles auch keine „qualitative" Wesensdifferenz des Willens herbeiführen kann, so wenig wie die vom Klima abhängige Erregbarkeit oder Indolenz der Bewohner gewisser Erdstriche, so bleibt doch so viel bestehen, daß dauernde, habituelle Veränderungen der ganzen „Leiblichkeit" (— um ganz in der, die allerabstractesten Wortbildungen am liebsten verwendenden, Sprache der spiritualistischen Systeme zu sprechen —) danach eintreten, was ohne eine Modificabilität des Erscheinenden i. e. des Willens doch nicht wohl gedenkbar scheint. Kurz: diese argumentatio ad hominem chicanirt etwas mit dem Satze: ist der Leib der Wille selbst qua erscheinender, so muß sich auch der Wille ändern, wenn sich der Leib ändert, und zwar ändert nicht blos in seiner Eigenschaft als „unmittelbares Object", sondern auch als „Objectität des Willens". — Und zu ganz analoger Consequenz führt die Betrachtung der Krankheitsprocesse: wenn nicht Krankheiten mit dem Körper den Individualwillen selber beeinträchtigten, alterirten, so müßte auch ein abstractes eigenes Wollen im Stande sein, gesund zu machen, und es bedürfte nicht der Magie eines fremden Willens (in sympathetischen Curen u. dgl.). *) — Aber genau ebenso, wie die stofflichen Atome zur Gesammtheit des Körpers,

*) Gerade ein Versuch, die Medicin auf Schopenhauer'sche Philosophie zu gründen, hat, wie ich nachträglich sehe (aus einem Bericht des Literarischen Centralblatt über Neumann, Grundzüge einer vergleichenden Therapie, Berlin 1863), zum Zeugniß dienen müssen, daß hier ein revisionsbedürftiger Punkt des Systems befriedigenderer Behandlung noch harrt, weil es nicht weiter bringt, alles auf ein „Wunder" zurückzuführen.

verhalten sich die einzelnen Thaten zur Einheit des Charakters — und es ist nur eine andere Application desselben skeptischen τρόπος, wenn man entweder alles oder nichts aus der empirischen That, wie sie gerade vorliegt, folgern will. Nach den Consequenzen einer ganz abstracten Phänomenologie muß das Einzelne als „bloße Erscheinung“ für etwas an sich sittlich durchaus Irrelevantes gelten — und andererseits besitzen wir doch kein anderes Material zu Rückschlüssen auf das intelligible Wesen als eben die Reihe der Thaten. Ein banales: „die Wahrheit wird wol in der Mitte liegen“, hilft uns nicht vorwärts — und bei der Frage, wie der Kern aus seinen Hülsen sich schälen lasse, muß sich endlich unser Zerlegungsprincip als fruchtbar erweisen; denn dieses ergibt die einfache Regel: laßt euch niemals irremachen durch das Wie? der einzelnen Handlung, sondern dringet mit euerer Prüfung sofort vor zum einzig rein qualitativen Was? dann muß sich allemal eins der vier ethischen Grundmotive als das Durchschlagende ermitteln lassen — und dessen Identität mit sich wird so leicht nicht zweifelhaft bleiben — nicht einer heute als niedrig eigensüchtig und morgen als erhaben hochherzig sich geben. In diesem Sinne warnten wir wiederholt vor Verwechselung der charakterologischen mit der blos factischen Verwendung eines Attributs. Aber eben hierzwischen richtig zu unterscheiden, erfordert die Berücksichtigung gar mancher Mittelglieder des Urtheils — und weil gewöhnlich auch dabei ein Rest bleibt, den die bewußte Analyse nicht in abstracte Begriffe umzusetzen vermag, sondern die Intuition, das „Gefühl“ entscheiden muß: so gilt selbst von dem criminalistischen Verdict, so gut des fachgelehrten Richters wie des nach seinem common sense auf Schuldig oder Nichtschuldig erkennenden Geschworenen, daß es zuletzt unmöglich sein wird, ein abgegebenes Urtheil erschöpfend zu motiviren, alles in Worten zu fixiren und mitzutheilen, alles zu begründen und zu beweisen, worauf das Schlußurtheil sich stützt.

Warum? weil jeder Richtende seine eigene Psychologie mit hinzubringt, seine feststehenden, nie geprüften, nur irgendwie in ihn hineingekommenen Meinungen und Ansichten über psychische Vorgänge, gewisse Glaubenssätze über psychologisch Wahrscheinliches, Mögliches und Unmögliches, gewisse Methoden der Schlußfolgerung aus bestimmten physiognomischen, pathognomischen und ähnlichen Indicien — und man hat bei der cause célèbre des Franz Müller mit Recht darauf hingewiesen, daß ein Engländer schon das ganze Benehmen eines Angeklagten deutscher Herkunft vor Gericht nicht richtig zu deuten verstehe — dasselbe nach sich und seinen Landesgewohnheiten auslegen werde — und schon aus diesem Grunde die Bestimmung des englischen Verfahrens sich rechtfertige, einem foreigner zu gestatten, daß er die Zuziehung von Landsleuten in die Zahl der Geschworenen beantrage. — Man sehe auch nur die Reihe der „In Erwägung, daß" bei den Ausfertigungen einmal darauf an und man wird neben denjenigen Punkten, die rein Thatsächliches hervorkehren, und andern, die streng logische Conclusionen machen, allemal den einen oder andern Passus finden, der solche Dinge birgt, bei denen der Richtende auf seine Anschauungen recurrirt und an die ebenso intuitive Zustimmung des Lesers appellirt — und diese Bestandtheile jedes Urtheils kann man den sogenannten Extractivstoffen vergleichen, auf die zuletzt der Chemiker stößt und die jeder weitern Analysirung trotzen. Wie immer, so sind es auch hierbei die Grenzgebiete, welche dergleichen Verlegenheiten bereiten. Da ist z. B. gleich das Axiom (so nennen wir es, weil eine metaphysische Deduction dafür wol noch nicht geliefert ist und sich auch wol nur aus dem nähern Zusammenhang der sinnlichen Anschauung, mittels der sensitiven Nerven, und der sinnlichen Begehrungen nebst ihrer Befriedigung, mittels der motorischen, würde geben lassen — wenigstens habe ich in dem, was aus Schopenhauer's „Nachlaß", S. 392—394, hierfür noch beigebracht ist, nichts als den Beweis entnommen,

daß der Meister sich in diesem Stücke selber nie genug gethan habe —), daß anschauliche Motive stärker, d. h. unmittelbarer wirksam und schwerer zu beseitigen sind und insofern mächtiger wirken als abstracte, und demgemäß insbesondere die Strafwürdigkeit einer gegebenen Handlung zu bemessen sei. Aber auch dies wieder complicirt sich gar mannichfaltig; es können ja z. B. abstracte Vorstellungen selber wieder (innerliche Nerven-) Reize nach sich ziehen und so von innen heraus die Kraft eines ursprünglich von außen gekommenen Antriebs steigern; und in wie wenig Fällen läßt sich klar und bestimmt entscheiden, wo die Wirksamkeit eines anschaulichen Motivs aufhörte und die eines abstracten anfing; nicht einmal der Unterschied von Reiz und Motiv ist ja ein absolut feststehender (Schopenhauer selbst führt hierfür die zweifelhafte Natur der Erection an). Denn wenn z. B. einer sich durch den Hunger seiner Kinder bestimmen läßt, ein Brot zu stehlen, oder ein Schüler durch den Anblick der zur Züchtigung bereits emporgehobenen Hand dazu, eine Unwahrheit zu sagen: so müssen die angeschauten Dinge doch auch bereits in die abstracte Vorstellung eingegangen sein, ehe sie als Motiv wirken können, weil hierzu noch verschiedene Zwischenglieder und Schlußfolgerungen nöthig sind. Und dennoch besinnt sich niemand einen Augenblick, dem Impuls zu folgen, der ihn heißt einen Gauner, welcher behufs seines eigenen Wohllebens und dessen seiner Familie andere beschwindelt, härter zu bestrafen als jenen Brotdieb, oder es strenger zu ahnden, wenn daheim ein Bube in aller Ruhe schriftlich ein Falsum begeht, weil ihm ganz in abstracto eine drohende Gefahr vorschwebte. Was angesichts eines gegenwärtigen Drohnisses peccirt wird, unterliegt auch schon deshalb einer gelindern Anrechnung, weil es unter die Kategorie der Affecthandlungen fällt — und ein gut Theil von dem, was das Strafrecht als Milderungs- und Minderungsgründe anerkennt, beruht auf einer ganz analogen Abschätzungsmethode, die bewußt oder unbewußt die Er-

wägung zur Richtschnur nimmt: wer auf ganz oder theilweise anschauliche Motive hin oder unter der Macht eines Affects (in welchen niemals ein ganz abstractes Motiv versetzen wird, sodaß schon um deswillen es erlaubt sein muß, beide Fälle als gleichartige zu behandeln) sofort zur Handlung schreitet, will wenigstens nur einen Theil von dem, was er thut — nämlich nicht auch alle die Folgen, die sich direct oder indirect daran knüpfen können. Er will vielleicht nur sich retten oder seinen Vortheil wahren, nicht aber zugleich andere verletzen oder deren Vortheil schädigen — und sieht erst hinterher, daß er mehr und anderes ins Werk gesetzt als er gewollt. So will das eigensinnige Kind zunächst nur seine Absicht durchsetzen, sich eines unbequemen Zwanges entledigen — und erst später wird sich zeigen, ob es auch boshaft ist und absichtlich und bewußt den Erziehern Betrübniß oder doch Aerger bereitet. Aber man meine nicht etwa, solches gelte allein von Motiven des Egoismus. Auch das Mitleid kann ja in Form einer Affectregung auftreten und Maximen andern Inhalts zu Schanden machen; z. B. kann jemand sich den Grundsatz angeeignet haben, seiner Mildthätigkeit nur in „Anleitung zur Selbsthülfe" genug zu thun — aber der Jammeranblick eines Darbenden ist mächtiger als solche Klugheit der Reflexion — und es bedarf vielleicht nur eines geschickten Simulirens, um uns von der selbst auferlegten Regel zu einer Ausnahme gerade da zu verleiten, wo sie am allerwenigsten angebracht wäre, weil sie den Beschenkten nur in seiner trägen Verkommenheit verharren läßt. Ein anderer besinnt sich, wenn seine Rührung verflogen: er hätte den weggegebenen Thaler doch sehr wohl selber brauchen können zu etwas, das er nun entbehren werde. Und auf solche nicht gewollte Folgen geht ja die Reue, wie Schopenhauer sie charakterisirt im Unterschied von der Gewissensangst. Nur an die Fersen der wirklich vollführten That aber heften sich die Folgen — nur an sie also auch der Schmerz über Leiden, die wir andern durch

unser Thun bereitet — und insofern liegt in dem „Führe uns nicht in Versuchung!“ nicht blos das „Laß uns nicht sehen, wie schlecht wir sind!“ (dazu bedarf es nicht immer erst der That!) sondern auch: „und bewahre uns vor dem Unglück, andern ein Leiden zu bereiten, das wir ihnen nicht zufügen wollen.“

17. Fortsetzung. Reue, Gewissen, Gewissensangst, Gewissenhaftigkeit, Handeln nach Grundsätzen und Idealen.

Damit sind denn zugleich die Grenzen der versöhnenden Kraft der Reue festgestellt. Den Zorn des Verletzten kann sie abschwächen — ward er verletzt in seinem Rechte, so ist der Sinn der Reue: es war so bös nicht gemeint, du hast also auch von mir so leicht nicht der Wiederholung einer ähnlichen Handlungsweise dich zu versehen — und auf dem theistischen Standpunkt sagt die Reue gegenüber der verletzten göttlichen Majestät: ich erkenne es ja an, an dir habe ich gesündigt, und diese Anerkennung verbürgt und implicirt die Bereitwilligkeit zur Wiederunterwerfung. Anders steht es ums eigene Gewissen, — dem drängt sich auch an der Affecthandlung der Charakter ihrer unentrinnbaren Nothwendigkeit („Necessitation“) auf, und dieses läßt sich nur beschwichtigen durch restitutio in integrum, und, wo diese nicht mehr im buchstäblichen Sinne ausführbar ist, durch einen Grad von Selbstverneinung, der adäquat ist dem Grade des Uebermaßes von Selbstbejahung, in welchem das begangene Unrecht bestanden — und sofern die Beichte ein Act solcher Selbstverleugnung ist, konnte schon der Buddhismus derselben eine entsühnende, reinigende Kraft beilegen, ungleich wirksamer als das viel kleinere Selbstüberwindung heischende Sühnopfer — und der ethische Werth der Beichte ist wesentlich auch nach dem Verhältniß zu dem zu bemessen, welchem sie abgelegt wird. Dem fremden, fern stehenden Priester zu beichten ist viel leichter

als wie einem Näherstehenden, an dessen Liebe und Achtung uns am allermeisten gelegen ist — das schienen die Herrnhuter zu erwägen, als sie gegenseitiges Beichten und Absolviren zuließen. Dagegen nach blos äußerlichem Bußwerk, blos aus „dem Amt der Schlüssel" hergeleiteter Absolution bleibt das Schuldgefühl und die Furien heulen weiter ihr entsetzliches:

Versöhnen kann uns keine Reu'.

Wohl aber kann die Gewissensangst selber aus einem Irrthum entsprungen sein, nämlich einem Irrthum über den eigentlichen Inhalt unsers Wollens — wir können uns solcher Dinge anklagen, welche wir im Grunde gar nicht gewollt haben — der Gedanke an die eingetretenen Folgen quält uns so sehr, daß wir uns einbilden, diese Folgen selber hätten im Bereich des von uns Beabsichtigten gelegen — und erst das beruhigte Gemüth kehrt zu der Einsicht zurück, daß wir nur zur Reue Grund haben; so können Reue und Gewissensangst kaum unterscheidbar ineinander übergehen. Aber umgekehrt läßt sich das Gewissen auch einlullen: man redet sich ein, man habe die Folgen nicht gewollt, um nach solchen Vorspiegelungen nur die leichtere und leichter zu beseitigende Pein der bloßen Reue zu ertragen zu haben — doch das gelingt nur so lange, bis eine ähnliche Gelegenheit uns verräth, wie wir trotz der uns nicht mehr unbekannten Folgen (sodaß solche Unkenntniß uns nicht mehr zur Entschuldigung gereicht) bereit sind, nochmals unter ganz gleichen Umständen ganz dieselbe Handlung zu begehen — darauf beruht zum Theil die Schärfung des Gewissens im „Rückfall" — darauf auch das Recht, solchen mit schwererer Strafe zu belegen.

Aber Reue und Gewissensangst selber sind — je nachdem sie überhaupt vorhanden sind oder gänzlich fehlen — ein Kriterium des ethischen Charakters — der Ausdruck eines im Individualcharakter selber bestehenden dualistischen Zwiespalts — jenes „doppelten Gesetzes", auf welches

S. 205 und 213 fg. die Möglichkeit der sittlichen Selbstförderung, der Selbsterziehung gebaut wurde. Der Kannibale verzehrt ohn' alle Scrupel das Fleisch des erlegten menschlichen Wildprets — und auch unter sogenannten civilisirten Völkern gibt es ja Mörder genug, die ohne die leiseste Gewissensregung auf dem Schaffot sterben — sich mit ihrer Unthat als einem Heldenstücke brüsten — nicht blos aus renommistischem Trotz, sondern weil ihnen eine absolute Einheit des Wollens innewohnt, oder eine ethische Differenz der Handlungen für sie überall nicht existirt. So rühmen sich die „Gesunden“ auch gern, nie etwas bereut zu haben, und nennen „Reue“ (soll bei ihnen dasselbe besagen wie „Gewissensangst“) das „albernste Gefühl von der Welt“. Solche Leute sind mit sich selber durchaus zufrieden, wollen durchaus nichts anderes als was sie gethan haben — sei dies gut oder böse. Wenn dieses Wollen in seiner Einheit sich auch auf fremdes Wohl richtet, so nennt man es nicht gerade „gewissenlos“ — sondern spricht von einer „in sich ungebrochenen Natur“ — und „gewissenlos“ ist durch den Sprachgebrauch auf jenen Egoismus beschränkt worden, der nach fremdem Wohl und Wehe, nach Recht und Unrecht, nicht fragt, wenn er nur seine Zwecke erreicht. — Es liegt jedoch auf der Hand, daß jene Gesunden und diese Gewissenlosen einer sittlichen Selbstzucht in gleicher Weise schlechthin unzugänglich sind — denn das ὑπομόχλιον für jedes derartige Emporstreben kann doch einzig in der Unzufriedenheit mit sich selber liegen. Jede Unzufriedenheit mit sich ist ja schon ein Nichtwollen des eigenen Wollens — also eine „Verneinung“ des Willens durch den Willen, welche aber zum „realen Widerspruch“ wird, solange beide Wollensweisen nebeneinander fortbestehen. Solche Verneinung ist also noch lange keine Aufhebung der einen Willensstrebung durch die andere — und das Gesetz des „Geistes“, des Intellects, der Verneinung ist es, von dem es heißt, ihm fehle die Vollendung. „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute, finde

ich nicht" (Römer 7, 18). — So ist jeder Gewissensbiß eine theoretische Verneinung des Willens, weil sie der im Intellect abgespiegelte Widerstreit des Willens mit sich selber ist.

Aber eben darum garantirt auch die „Gewissenhaftigkeit" eines „pflichtmäßigen" Handelns mehr ethischen Werth, als ihr nach der blos phänomenologischen Auffassung zugestanden werden könnte. Wer sich z. B. nach Kantischer Vorschrift eine antiegoistische Maxime zur Richtschnur für sein Handeln wählt und sein Handeln wirklich danach einrichtet: der geht eben damit einen Kampf ein wider alle entgegenstehenden Gelüste des Augenblicks — und sein Gewissen wird wie eine Barometerscala die Siege und Niederlagen in diesem Kampfe verzeichnen nach den Graden seiner Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit sich selber. Und — wohl zu merken die Abwesenheit jeder eudämonistischen arrière-pensée vorausgesetzt! — es indicirt allemal schon einen bestimmten Grad sittlichen Werthes, wenn der Charakter sich der Einwirkung eines Pflichtbegriffs (mag dieser selber auch noch so abstract sein) nicht ganz unzugänglich zeigt — und es bleibt dafür sogar gleichgültig, ob solche Maxime eine entlehnte, angelernte, irgendeinem religiösen oder ethischen System auf Treu und „Glauben" entnommene ist, wenn nur nicht irgendwie doch wieder eudämonistische, also indirect egoistische, Perspectiven durchblicken, was sich vielleicht erst kundgibt, wenn über kurz oder lang eine „egoistische Reue" nachfolgt. Hiernach ist denn auch zu präcisiren, was Schopenhauer über theologische Dogmen als „Wahnmotive" sagt; denn wer solchen einen Einfluß auf sein Thun und Lassen einräumt, ist doch immer noch anders zu beurtheilen wie derjenige, welcher einen ebenso starken Glauben an ihre Wahrheit hat und sich doch nicht an ihre Ge- und Verbote kehrt. Wer überhaupt einen „erworbenen" Charakter aufweisen kann, ist, auch ethisch angesehen, doch, selbst ceteris paribus, eine ganz andere Persönlichkeit, als wer jedem Impuls des

Moments kampflos nachgibt. Zwar ist es ein ungenauer, buchstäblich gefaßt sogar ein sich selbst aufhebender Ausdruck, wenn Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., I, 343; 3. Aufl., I, 359) sagt: einer könne, ehe er zur richtigen Selbstbeurtheilung gelangt sei, seinem „Charakter im einzelnen Gewalt anthun"; aber cum grano salis verstanden drückt es doch eben nur die Möglichkeit aus, eine mit besonders starkem Streben sich vordrängende Hauptrichtung des Wollens könne von momentan präponderirenden Nebenrichtungen „bemeistert" werden — jedoch hüte man sich, vorschnell darüber abzusprechen, ob nicht in solchen vermeintlichen Nebenrichtungen nur die eigentliche und wirkliche Grundrichtung verschleiert ihren Sieg feiere. Beispiele hierzu liefern vielleicht am häufigsten jene räthselhaften und auf keinem andern Wege zu begreifenden Capricen des Eigensinnigen, die im Stande sind, all sein „besseres Wollen" über den Haufen zu werfen — lediglich weil sie au fond es sind, die aus dem πάθος ἡγεμονικόν stammen. Wirft doch manchem die Stimme der eigenen Klugheit Eigensinn vor, weil er nicht weichen will von lebenslang behaupteten Ueberzeugungen, die ihm noch niemals Vortheil eingebracht: da kann es denn einen selber bedünken, er bleibe sozusagen „wider Willen" sich selbst getreu. Es kann also z. B. jemandes Grundpathos der Wissenstrieb sein — aber daneben eine „Hauptrichtung" die Wollust — und dieser geht er, als seiner vermeintlichen — wie er selber glaubt — Grundtriebfeder nach, bis irgendein Collisionsfall ihn belehrt, daß er die kleinste Bereicherung seines Wissens einer Befriedigung des Geschlechtstriebes vorzieht. Oder umgekehrt: jahrelang kann sich einer gebrüstet haben mit der Selbsttäuschung: meine Braut, meine Liebe ist die Wahrheit! — bis endlich „die Rechte kommt" und nun alles Forschen hintangesetzt wird dem Trachten nach dem Besitz dieser Einzigen. — Einen schwunghaftern Anstrich als das „Handeln nach Grundsätzen" hat das „Wirken nach einem Ideal,

einem Musterbilde", welches sich das Ziel setzt, eine „Idee in die Wirklichkeit einzuführen" — sei es von einer Schule, einem Staate oder sonst einer Genossenschaft. Da heißt es: das Leben gestalte sich zum Kunstwerk. — Aber charakterologisch betrachtet, läuft es mit jenem so ziemlich auf eins hinaus — was als „reine Freude des künstlerischen Schaffens" dabei hinzukommen soll, ist kaum mehr als ein vornehmerer Ausdruck für das Lustgefühl des Kraftbewußtseins, desselben, welches auch Knaben jubelnd toben und das Lämmchen auf der Weide springen macht — und daß es damit nicht alsbald ein Ende nehme, wenn der brüchige Marmor spröde dem Meißel des Bildners widerstrebt und diesen so aus seinen Illusionen reißt — dazu muß eine Mitgift von Eukolie das gute Beste thun.

18. Fortsetzung. Die Instanzen des ethischen Fatalismus.

Wie nun aber — um auch dieser Frage nicht scheu auszuweichen — stellen sich Gesinnung und Selbstzucht zu dem, was man am einfachsten als ethischen Fatalismus bezeichnet, zur letzten Consequenz der deterministischen Necessitation?

Wir sehen Schopenhauer beim Bekämpfen der Anwendung des ἀργὸς λόγος auf die Nothwendigkeit der einzelnen Aeußerungen des ethischen Charakters eine sonst ungewohnte Sprache führen: es hat sich da der „Standpunkt des Sollens" bei ihm eingeschlichen, während er sonst den intuitiv-descriptiven auch im ethischen Theil seines Werkes so rein durchführt. Seine Erwägungen („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., I, 340 fg.; 3. Aufl., S. 355 fg.) gipfeln in der Abmahnung: man möge niemals „der Entscheidung des Charakters vorgreifen"; und so stellt er das „Arbeiten an der eigenen Besserung", kurz den sittlichen „Kampf wider böse Neigungen" als eine Forderung hin, welche mit seiner übrigen Auffassung und Darstellung wenig

vereinbar scheint.*) — Wie von den Voraussetzungen seines Systems aus ein solcher Kampf allerdings immerhin noch einigen Spielraum behält, glaube ich im Obigen gezeigt zu haben, wo ich denselben auf diejenigen Naturen einschränkte, welche mit Faust von sich klagen:

> Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen;
> Die eine hält, in derber Liebeslust,
> Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefilden hoher Ahnen —

und dann die Entscheidung zum Bessern oder Schlechtern dem Ausschlage identisch nannte, welchen von zwei entgegengesetzten, doch gleichwiegenden Strebungen irgendwoher die eine empfange. Ausgeschlossen von solcher Selbst-„Vervollkommnung" sind also alle diejenigen, deren Willenskern als ein in sich nirgends getheilter erscheint; und zur Förderung eines solchen Processes können somit auch diejenigen Vorgänge nichts beitragen, in welchen der schwankende Wille zuletzt sich für ein Drittes entscheidet, das so wenig die Mitte zwischen den Extremen wie eines dieser selbst ist, sondern ein Motiv, welches sich hinter den vom Intellect vorgehaltenen versteckt gehalten hatte. Wo aber vollends die vermeintliche Wahlentscheidung zuletzt auf das Mittlere fällt, da haben wir äußerst wenig von charakterologischer Bedeutung — da ist das ganze Schwanken kaum mehr als ein rein phänomenales Blendwerk gewesen und eine Wahl

---

*) Obige Erörterung war längst ausgearbeitet, ehe ich bei R. Haym, Arthur Schopenhauer, S. 34, das harte Wort fand, welches den hier besprochenen Versuch Schopenhauer's kurzweg als „Geschwätz" abfertigt. Dem gegenüber möchte ich diese Episode noch weniger unterdrücken — sie mag als Beispiel dienen, welches zeigt, wie verschieden die Kritik sich geberdet, je nachdem sie hämischer Tendenz oder dem Streben entspringt, auch da mit einem dankbar verehrten Lehrer zurechtzukommen, wo uns seine Auffassung unbefriedigt läßt.

im Grunde gar nicht getroffen: der Pendel ist einfach zur Ruhe gekommen. — Die — nach dem Schopenhauer'schen Bilde (a. a. O., 2. Aufl., S. 328; 3. Aufl., S. 343) — rechts und links sich bewegende Stange gibt, wo sie am Ende weder nach dieser oder jener Seite fällt, noch auch in der Mitte stehen bleibt, sondern vorn- oder hintenüber stürzt, uns für ersteres das Symbol, nämlich für den endlichen Sieg eines bis dahin unbeachtet oder unbemerkt gebliebenen Motivs. Was bei dem im Mittelpunkt ruhenden Pendel die Schwere, im andern Beispiel für die Stange ein von hinten oder vorn erfolgter neuer Anstoß bewirkte: das ist für das Freiheitsproblem, als ein neuer Beleg für die hallucinatorische Natur des unmittelbaren Freiheitsbewußtseins, zu verwerthen, und hier nun fragt es sich eben, ob auch die angebliche Möglichkeit, „der Charakterentscheidung vorzugreifen", auf einen solchen bloßen Schein hinauslaufe. — Wenn nicht, so gewänne es danach den Anschein, als ob jene Willensschwäche, der es besonders schwer wird, zu einem Entschlusse sich „aufzuraffen", der Schopenhauer'schen Forderung, dem Charakter niemals zu präjudiziren, am besten, in zerrbildlicher Weise wenigstens, entspräche. Denn wie soll ausgemacht werden, wann wirklich der Charakter selbst sein letztes Wort gesprochen? neue und immer neue Erwägungen könnten dies ja in infinitum hinausschieben und inzwischen bald genug diese Verzögerung selber, als Versäumniß, zu einer ethisch imputabeln Thatsache werden. — Dem vorsichtigen Ausdruck Schopenhauer's, es sei nicht „gerathen", der ersten der schlechtesten Neigung sofort nachzugeben, ließe sich also, vom gleichen Standpunkt der bloßen Rathsamkeit, d. h. des Utilitätsprincips, mit demselben Rechte das Bedenken entgegenhalten: ein aposteriorisches Abwarten des durchschlagenden Motivs setze der Gefahr des Zu spät! aus — denn leicht genug sind Verhältnisse denkbar, unter welchen ein völlig unüberlegtes Handeln zu günstigern Folgen führt als ein thatloses Zaudern; — und am wenigsten

bedarf noch der Deutsche der Aufforderung, erst jedes Pro und Contra sorgsam abzuwägen — sein Temperament läßt ihn nur zu oft und lange, die Hände im Schos, principielle Debatten führen, währenddeß der ohne viel Grübeln zugreifende Nachbar ihn überholt. Es ist also keine leichtsinnige Ethik, welche auch jene Schopenhauer'sche Warnung nicht ungeprüft als in abstracto für alle Fälle unbedingt gültig anerkennen will, vielmehr deren eigentlich ethischen Charakter in Zweifel zieht. Man muß nämlich das überlegungslose Handeln selber in den Kreis der Nothwendigkeit mit hineinziehen, um diesen wirklich zu schließen — der abstracte Türkenfatalismus ist nur halb consequent — beschreibt jenen Kreis nur zur Hälfte — er bedenkt nicht, daß jedes spontane Mitwirken des Individuums selber ein Glied der in sich zurückkehrenden Kette der Nothwendigkeit wird, also allerdings an der Gestaltung der Causalfolge etwas ändert, aber freilich nur weil dies Mitwirken selber zu dem unabänderlichen Sicherfüllen der εἱμαρμένη mitgehört. Allein hierauf aufmerksam zu machen und demgemäß sich nicht rein passiv zu verhalten, setzt nur dem Halbkreis ein drittes Kreisviertel an — das letzte bleibt noch offen. Und so steht es auch um den Cirkel, welchen, jenem parallel, Schopenhauer im ethischen Gebiete beschreibt: er hat halt gemacht bei dem Gedanken: die ungehemmte Necessitation der Willensacte würde ein anderes Motiv zum entscheidenden gemacht haben. Allein darüber hinaus liegt eine den Kreis erst in sich zurückleitende Erwägung: das Gehemmtwerden selber steht ja unter dem Gesetz der Necessitation und indicirt somit selber eine bestimmte Qualität des danach handelnden Charakters. Wen die Reflexion: ein Kampf gegen die böse Neigung hilft doch nichts! dahin bringt, diesen Kampf gar nicht erst aufzunehmen, der hat eben an sich einen andern Charakter, als wer zu dem Schlusse kommt: das wollen wir doch erst einmal darauf ankommen lassen und abwarten, ob Neigung oder Grundsatz den Sieg behält. Oder noch

genauer: wer jene Warnung Schopenhauer's auf sich wirken läßt, der steht mit seinem Intellect und Grundwollen zu allen seinen Neigungen und Affecten anders, als wer sich ihr gegenüber auf das Velle non discitur steift. Kurz: jene Reflexion und diese Erwägung sind selber eventuell als Motive wirksam, und weil das Reagiren auf dieses oder jenes Motiv die Wesensdifferenz der Individualwillen ausmacht, so ist auch das Verhalten zu diesen ein nach dem allgemeinen Gesetze nothwendiges.*)

Ueberdies kann sich, wer seine Neigungen frei walten

*) Auf einen ähnlichen Gedanken kommt Steinthal, wo er in seinem Vortrag über das Verhältniß von Philologie und Geschichte die Aeußerung thut, er möchte es doch nicht erleben, daß Quetelet's statistisches Gesetz der Verbrecherzahl in die Massen bringe und hier den ethischen Fatalismus entfessele — aber auch ihm entgeht die weitere Consequenz, daß ein Entfesseln des bösen Willens nicht gleichbedeutend sei mit dessen quantitativer Vermehrung oder intensiver Steigerung, und die Unkunde über jenes Gesetz wohl unter die Bändigungsmittel, aber das Bekanntwerden desselben nur unter die äußerlich verschlechternden (die in einem später zu erörternden Sinne „demoralisirenden") Factoren zu zählen sei. Uebrigens berührt sich ja dies Gesetz der Moralstatistik, aus welchem dem Moralisten so große Verlegenheiten erwachsen, aufs allerinnigste mit dem hier in Rede stehenden Problem, und wenn auch noch die Wagner'sche Schrift: „Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkt der Geschichte", es nicht über eine ἐποχή hinausbringt, so bestätigt dies nur, wie die Metaphysik hierfür das einzige competente Tribunal ist; und dies weist uns an, dabei das physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kräfte auszudehnen auf die Gesammtheit der ethischen Factoren. In diesem Sinne spricht ja auch Schopenhauer selber wiederholt von einer Palingenesie: es bleiben in der Totalität immer dieselben ethischen Kräfte, welche in der jedesmaligen Gesammtheit der lebenden Menschen zur Erscheinung gelangen: jeder, der von der Bühne getreten ist, erscheint in anderer Maske wieder — vielleicht aber erst nach einer Pause — auf solche Meinung könnten wenigstens die geheimnißvollen Thatsachen leiten, welche man neuerdings unter dem Namen Atavismus begreift. Eine Ahnung hiervon blickt schon durch in den Worten des Tacitus (Ann., III, 55): nisi forte rebus cunctis inest quidam velut orbis, ut quemadmodum temporum vices, ita morum vertantur.

lassen will, auch darauf berufen, daß es in thesi oder potentiâ allemal bereits zum voraus ausgemacht sei, ob ihm die Beherrschung der Neigungen gelingen werde oder nicht — und wer nicht zum ersten mal vor der, blos subjectiven, Ungewißheit der Entscheidung, vor einem blos subjectiven „Kann“ von zweierlei (a. a. O., 2. Aufl., S. 328; 3. Aufl., S. 343) steht, sondern aus frühern Erfahrungen sich schon hinlänglich kennt, um zu wissen, daß die Maxime gegen das Gelüste unterliegen wird: der wird sich um so weniger veranlaßt glauben, eine nochmalige Bestätigung dessen abzuwarten, vielmehr den Proceß abkürzen und sofort der Neigung folgen. Doch fällt dies allerdings schon unter die Handlungsweise nach erworbenem Charakter und läßt den Einwurf zu: ganz congruent sind die äußern und innern Umstände, unter denen man zweimal handelt, niemals, und insofern kann die angebliche Voraussicht sehr wohl trügen — allein dann gilt wieder die obige Einrede: das Anstellen solcher Berechnung und das Einrichten des Handelns danach ist selber ein Charakterzeichen und ein so vollgültiges wie irgendein anderes. Ganz streng genommen ist es demnach eine Unmöglichkeit, der Entscheidung des eigenen Charakters jemals vorzugreifen. Nur muß man dabei Charakter im vollsten Sinne, als den Inbegriff aller charakterologischen Elemente der Individualität, nehmen. Denn daß der Charakter von seiner blos ethischen Seite allerdings insoweit einem Fehlgreifen ausgesetzt ist, als man nur einen Theil des thatsächlich Bewirkten kann beabsichtigt haben, ist ja schon sattsam dargethan. Hätten nicht auch Temperament, Stimmung, Einsicht, Urtheil und Phantasie ihren Antheil an jeder That als einem Factum, so wäre ja Reue im Sinne Schopenhauer's ein Unding.

Aber an einer Stelle, wo ich beim Meister ein feines und verwickeltes Sophisma aufdecken zu sollen meine, kann ich meinem theoretischen Gewissen mit obiger, mehr compendiöser Polemik nicht genugthun; darum möge man es

mir zugute halten, wenn ich dieselbe hier zu einer detaillirten argumentatio ad hominem erweitere. — Im Sinne Schopenhauer's trifft nicht einmal die Analogie mit dem Türkenfatum als solche zu: denn nach ihm gehört das Schicksal ganz der Erscheinung an, jede wirkliche Besserung aber müßte im intelligibeln Wesen selber vor sich gehen. Gesetzt, es habe bisher jemand in dem Glauben gehandelt, mit Erfolg seine Neigungen bekämpfen zu können, so war dieser Glaube für seinen empirischen Charakter ein ihm äußerliches, weil vom Intellect vorgehaltenes, Motiv, nicht jeder Neigung ohne weiteres zu folgen. Nun aber geht in diesen Intellect die fatalistische Theorie ein und wird ihm ein Anlaß, von Stund' an, um Grundsätze anderer Art (die Theorie selber nimmt ja dann die Stelle eines Grundsatzes ein) unbekümmert, seinen Neigungen sich widerstandslos zu ergeben, jedem schlimmen „Hange" „nachzuhängen": so lag vor der actuellen Verwirklichung dieses neuen Grundsatzes in ihm bereits die potenzielle Fähigkeit, diesen Grundsatz sich zu eigen zu machen und demselben nachzuleben — dann hat sich das Aussehen seines Handelns, das Empirische an seinem Charakter, geändert, aber der intelligible Charakter muß doch hier wie überall derselbe geblieben sein — denn die Rücksichten, welche die Neigungen im Zaume hielten, gehörten auch nur dem Intellect an; und häufig genug finden sich bei Schopenhauer die Stellen, in welchen er darauf zurückkommt: die veränderte Erkenntniß ändert nur die Erscheinung, nicht das Wesen des Charakters. So wie so bleibt der schließliche (nicht der vorläufige) Ausgang unvermeidlich, und die widerstrebenden Möglichkeiten ergeben sich als bloßer Schein, und ethisch angesehen bleibt es gleichgültig, ob eine Thatsache erfolgt, die rein factisch am Maßstab des fremden Wohlergehens gemessen von uns gut genannt wird, oder das Gegentheil, — da das Ansich nicht vom Erfolg berührt wird. Wie in die Kette der eigentlichen Ursachen eingeht, was das Individuum

unternimmt, um einem scheinbar unentrinnbaren Schicksal zu entgehen (nach beliebtester Exemplification also die Anwendung ärztlicher Mittel in hoffnungsloser Krankheit), so tritt in die Reihe der Motive die Erkenntniß ein, daß ein Kampf wider die böse Neigung vielleicht gelingen werde. Das Sicheinlassen in solchen Kampf erfolgt also formaliter angesehen nur aus Zweckmäßigkeitsrücksichten — wenngleich materialiter das treibende τέλος der an sich ethisch bedeutsame Wunsch sein kann, nicht gegen die ethischen Formen menschlicher Gemeinsamkeit zu verstoßen — ein Wunsch, dessen Natur das oben über den Werth der abstracten Gewissenhaftigkeit Gesagte erhärtet und zugleich bestätigt, daß es vom intelligibel-ethischen Charakter mit abhängt, ob die fatalistische Theorie Macht über unser Wollen erlange oder nicht. — Wie also die Bekämpfung der sozusagen quietistischen Folgerungen aus dem Türkenglauben sich gegen eine praktische Thorheit richtet, welche auf einem theoretischen Irrthum beruht, der eine tiefe Wahrheit (die von der Nothwendigkeit alles Geschehenden) in oberflächlicher, halbwahrer Auffassung unvernünftig zu appliciren anräth: so läßt sich in dem Betonen der Möglichkeit eines erfolgreichen Ankämpfens gegen die bösen Gelüste auch nichts anderes, noch mehr erkennen, als die praktische Warnung: nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und wirklich alles, mithin auch die eventuelle Bekämpfung der Neigung, für nothwendig zu erkennen. — Aber andererseits bleibt auch dies bestehen: so gut wie es zum nothwendigen Causalitätsverlauf gehört, wenn der Türkenfatalismus dahin führt, daß einer in völliger Passivität alles über sich ergehen läßt, so ist es eine nicht minder unentrinnbare Nothwendigkeit, was einen abhalten würde, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit jeder einzelnen seiner Handlungen, an der „Besserung seines Charakters" (ein an dieser Stelle von Schopenhauer nur ganz uneigentlich, nämlich rein phänomenologisch, gebrauchter Ausdruck) zu arbeiten, — genauer: was ihn an dem

Erfolge eines Kampfes wider seine bösen Neigungen verzweifeln ließe; denn es gibt nicht zweierlei Nothwendigkeiten, eine lose, lockere, zerreißbare und eine unerbittliche: die Necessitation der Willensacte kann nicht für schwächer gelten als die unzerreißbare Kette der Werdensgründe im engern Sinne, mit der sie in der äußersten Consequenz des Schopenhauer'schen Systems sogar für direct identisch gelten muß.

Ebenso wenig stichhaltig ist der weitere Grund Schopenhauer's: wir lernen auch unsern eigenen Charakter nur a posteriori kennen und „dürfen" (sic!) daher nicht handeln, als ob wir ihn a priori kennten. Denn es ist ja auch ein Stück unserer Erfahrung, wenn wir gewahr werden, wie unser Charakter von der Art sei, daß er sich von der Einsicht in die Nothwendigkeit seiner einzelnen Acte und die Unveränderlichkeit seines Wesens „verleiten" läßt, nicht erst den Ausfall eines etwaigen innern Kampfes abzuwarten — denn diese Einsicht mag Wahn oder Wahrheit sein: in ihrer Wirksamkeit als Motiv muß sie so wie so der Selbstoffenbarung des Willens dienen. Wer ein solcher — man mag immerhin sagen: „so schwach" — ist, daß ihn solche Einsicht zu solcher Handlungsweise bestimmt, der wäre ja an sich — ethisch angesehen — nicht „besser", wenn er ohne diese Einsicht einen Kampf gegen die böse Neigung versuchte — und selbst der Erfolg solches Kämpfens wäre ethisch gleichgültig, so gleichgültig, wie wenn der Geizhals Almosen spendet in Hoffnung auf hundertfache Wiedervergeltung.

Demnach ist das Nächste an dieser Frage eine praktische, d. h. die Lebensklugheit angehende, Seite: es erscheint als thöricht in Hinsicht auf die Zukunft und als bequemer nur für den Augenblick, einen innern Kampf gar nicht erst aufzunehmen — aber ob so oder so auf jene Einsicht hin verfahren werde, darüber entscheidet in letzter Instanz nicht der Intellect allein, sondern der Charakter selbst in seinem Ansich und in seiner Totalität, vermöge welcher

er danach angethan ist, mit oder ohne Kampf sei es zu siegen, sei es zu unterliegen. Denn die Besonnenheit (σωφροσύνη) als Fähigkeit der Selbstbeherrschung enthält ja Momente, die nicht in den Intellect aufgehen: zu der rein intellectuellen Fähigkeit, abstracte Motive zu verstehen, muß ja eine andere — zumeist von der Temperamentseigenthümlichkeit abhängige — hinzukommen, nämlich die: diese Motive auch auf sich wirken zu lassen. Sonst wäre ja die Vernunft an sich ein praktisches Vermögen, was sie doch eben nicht ist: denn ein überaus „gescheiter", die Dinge richtig auffassender und beurtheilender Mensch kann doch in eigenen Angelegenheiten höchst leichtsinnig zu Werke gehen — sonst könnten ja die überaus vernünftigen Doctrinäre nicht gewöhnlich ganz unbrauchbare Staatskünstler sein, die in praxi regelmäßig Fiasco machten. Und auch die posodynische Bestimmtheit wird dabei ein Wort mitzureden haben: der Dyskolos wird nicht so leicht einen „dummen Streich" begehen, wie der Eukolos — diesem liegt schon der Gedanke an mögliche schlimme Folgen seines Thuns viel ferner als jenem — er lebt, zumal als Sanguiniker, in den Tag hinein und denkt: was nicht ist, ist nicht! Wohl ist es Sache der bloßen Einsicht — also etwas rein Intellectuales — die Halbheit des Türkenglaubens in thesi zu verwerfen; desgleichen, das letzte Viertel des Kreises in abstracto auch noch mit zu beschreiben — aber wie nach dieser oder jener Einsicht das Handeln sich gestalte, darüber entscheiden auch die andern charakterologischen Factoren. Praktisch wird der Besonnene auch nach Zurücklegung des letzten Viertels handeln, als ob er am dritten stehen geblieben wäre; aber was er vor dem Dreiviertelsstandpunkt voraushat, ist das Bewußtsein, daß sein intelligibler Charakter kein anderer geworden, weil er sich durch die unbeschränkte Erkenntniß der Nothwendigkeit nicht abhalten ließ zu handeln, als besäße er diese Einsicht gar nicht oder nur unvollständig, d. h. mit dem Bekämpfen schlimmer Anwandlungen fortzufahren;

er wird sich höchstens sagen: mein Charakter ist vielleicht von Hause aus stets ein anderer gewesen als der desjenigen, der den entgegengesetzten Weg einschlägt: denn denkbar bleibt es in thesi immer, daß letzterm überhaupt nur die Schärfe und Energie des abstracten Denkens gefehlt hat, um zu jener letzten Consequenz vorzudringen. Also je weiter die charakterologische Zerlegung fortschreitet in einer sozusagen atomistisch fortgesetzten Spaltung der einzelnen Willensacte, desto empfänglicher macht sie für Beherzigung des „Richtet nicht!" die freilich wie jedes „Beherzigen" zuletzt auch nicht blos Sache des Kopfes, sondern des Herzens ist — nämlich in diesem die Bereitwilligkeit zu einer billigen Beurtheilung voraussetzt.

Sehen wir uns jetzt die Sache noch vom umgekehrten Ende und unter Isolirung des direct ethischen Gesichtspunkts an! Dann ergibt sich Folgendes: ein reiner Egoist, dem die Einsicht in die Nothwendigkeit seines Handelns weder ganz noch halb aufgegangen wäre, würde deshalb nicht mehr noch weniger egoistisch handeln als mit jener Einsicht — sehr wohl jedoch könnte die Erscheinungsweise seines Egoismus eine andere sein, solange er in dem unbefangenen Glauben bliebe, daß es „gerathen" sei, jede That zuvor erst recht zu überlegen; denn, danach geneigt, Gegenvorstellungen des eigenen Verstandes oder „guter Freunde" Gehör zu geben, würde er seine egoistischen Zwecke per ambages verfolgen, die er vielleicht, nachdem jene Unbefangenheit zerstört wäre, viâ directâ zu verwirklichen trachten möchte; er will also nach wie vor dasselbe, was er immer gewollt hat. Nicht anders der Edelgesinnte: der wird bei halber Einsicht so wenig viâ directâ wie bei ganzer per ambages egoistisch handeln.

Das Verhältniß der drei dargelegten Standpunkte zueinander läßt sich auch unter einem Bilde klar machen (zu welchem die den ersten und zweiten, obzwar in verschiedenem Grade, bestimmende „Kurzsichtigkeit" den leitenden Begriff hergibt). Der vulgäre Fatalist gleicht einem

Kinde, das vor einer Allee stehend es nicht der Mühe werth hält, hineinzuwandeln, weil die Perspective ihm die Täuschung beibringt, die Baumreihe sei doch bald zu Ende; die Dreiviertelsweisheit einem Knaben, der schon weiß, daß das Täuschung ist, und sich muthig auf den Weg macht; die den Kreis in sich zurückleitende Consequenz eben demselben Knaben, wenn er sich am Ziele befindet und hier gewahr wird, daß wirklich am Ende die Bäume nicht mehr parallel stehen, sondern in einen Winkel (oder etwa eine Laube) zusammenlaufen — gerade so wie es das Kind geglaubt hatte, nur daß es viel später wirklich der Fall ist, als nach dessen Meinung; — in objectivem Irrthum (dem Glauben an Freiheit der That im Sinne des gewöhnlichen gedankenlosen Indeterminismus und an einfache, unter allen charakterologischen Bedingungen gleiche Perfectibilität) befindet sich eigentlich also nur der zweite Standpunkt. — Oder nach einem noch strictern Gleichniß: wie die Alten glaubten, die Sonne bewege sich um die Erde, und die Kopernicaner: sie stehe still — so hat man jetzt erkannt, daß sie wirklich auch ihre Bahnen beschreibe, nur so viel weitere als die Alten meinten, — daß sie wirklich nicht der Herrscher im Mittelpunkt des Universums, sondern selbst ein beherrschtes Glied im Ganzen ist — nur nicht um die kleine Erde (das augenblicklich anschauliche Motiv) sich drehe; aber ebenso wenig in sich selbst ruhe (liberum arbitrium indifferentiæ oder Determinismus in Schopenhauer'scher Nuancirung, statt Anerkenntniß der auch danach noch bestehenden unausweichbaren Nothwendigkeit), sondern um eine Centralsonne (bis zur äußersten Consequenz vorgeschrittene Einsicht), sei es direct oder als Glied eines höhern Systems um ein noch höheres und höchstes (jenes entsprechend einem rein intellectualen, dieses einem der charakterologischen Totalität angehörenden Unterschiede der eventuellen Handlungsweise).

Der schuldige Respect vor dem hohen Geiste Schopenhauer's verbietet uns, zu Mitschuldigen seiner schadenfrohen

Gegner uns zu machen, die sich auf Wortklaubereien verlegen und geflissentlich den Glauben verbreiten möchten, es ständen bei ihm die unzulänglichen Gedankenreihen so nackt und platt da, wie es nach obiger Herausschälung scheinen könnte. Und weil solche Leute noch lieber die Stellen ignoriren, wo er selber alle Momente zu seiner eigenen Berichtigung implicite darbietet, so bekennen wir uns ausdrückich dazu, auch die hier geführte Polemik nur mit Rüstzeug aus seinem eigenen Arsenal ausfechten zu können, und dasselbe dem aliquando dormitanti entlehnt zu haben, soll uns nicht übermüthig, geschweige pietätslos machen. Wenn wir es auf chicanöse Silbenstecherei abgesehen hätten, könnten wir uns ja anstellen, als wüßten wir nicht zu unterscheiden zwischen uns als Handelnden und uns als Wollenden, und bei dem Satze (a. a. O., 2. Aufl., S. 341; 3. Aufl., S. 356 fg.): „Die Reflexion .... darf uns nicht verleiten .... der Entscheidung des Charakters vorzugreifen", fragen: wer ist denn das Wir in diesem Uns anders als eben nur unser Wille, unser Charakter? wie kann der Charakter sich selber vorgreifen, er müßte denn ja über seinen Schatten springen, oder vielmehr der Schatten (sein „Spiegelbild in der Welt als Vorstellung") über ihn, über sein Ansich, — etwa wie bei veränderter Stellung zum Lichte der Schatten bald vorn bald hinten ist, aber über uns hinweg nur geht, indem er ganz verschwindet, weil das Licht gerade vom Scheitelpunkt fällt — so müßte der Wille erst vor dem Intellect zu nichts verschwunden sein, ehe dieser ihn anders zeigen könnte als er ist; denn das liegt in: seiner Entscheidung vorgreifen —? Nicht also! Trugschlüsse mit Sophistereien zu bekämpfen, davor möge uns stets die hehre Göttin Wahrheit bewahren! Aber nicht gegen Windmühlen, sondern mit guter Wehr und Waffe des Meisters selber getrösten wir uns vorzugehen, indem wir schließlich noch folgenden Einwand gegen ihn erheben: wenn wir es nur einer, stets mehr oder weniger zufällig an uns herangelangten, Einsicht

verdanken, ob „das Bild, welches wir durch unsere Thaten wirken, so ausfalle, daß sein Anblick uns möglichst beruhige, nicht beängstige“ (a. a. O., 2. Aufl., S. 342; 3. Aufl., S. 357), dann ist, was uns eventualiter erspart bleibt, im Sinne Schopenhauer's nicht Gewissensangst, sondern blos Reue. Denn thun wir infolge einer Reflexion etwas anderes, als was unserm Charakter eigentlich gemäß ist, so haben wir nur die Manifestationsweise unsers Charakters als solche, nicht dessen Wesen an sich zu beklagen — und wenn uns die Thaten (von ihrer blos factischen Seite angesehen und ohne Rücksicht auf das, vielleicht dennoch sie, weil ihre Voraussetzung, die Selbstbeherrschung, bewirkende, intelligibel-ethische Element unsers Wesens) nach der Beherrschung momentaner Aufwallungen ein günstigeres „Spiegelbild“ unsers Charakters vorhielten, so wäre das ja eitel Trug und Wahn, und der innere Werth unsers innersten Selbst nicht höher als wie wenn wir es in einem andern, vielleicht nur planeren, Spiegel geschaut hätten. Insofern durften wir behaupten: das ganze hier vorgetragene Resultat Schopenhauer's stamme im letzten Grunde aus (freilich sehr verfeinerten, man möchte sagen: hochveredelten) eudämonistischen Absichten.

Die Summe ziehend aber wiederholen wir: auf dem hier von Schopenhauer angegebenen Wege ist ohne weiteres Selbstzucht noch nicht möglich; diese fordert noch andere — früher dargelegte — Voraussetzungen, unter welchen freilich auch der Intellect insofern mit obenansteht, als nur vermittels seiner uns das Bewußtsein kommt um eine gleichwiegende Doppelheit unsers Wollens, und er allein im Stande ist, die Stellen zu beleuchten, von wannen ein Ausschlag zur „bessern“ Schale sich gewinnen läßt und wo der anzusetzende Hebel zu dem Behuf sein ὑπομόχλιον haben müsse. Da wird sich denn ergeben — und das ist der Zusammenhang, in welchem trotz alledem diese beiden Fragen miteinander stehen und sich das zuletzt behandelte Problem aufs engste mit unserm nächsten, der

Modificabilitätsfrage, berührt, —: das besonnenheitslose Handeln, gleichviel ob mit ob ohne Reflexion auf die Nothwendigkeit, stößt den Boden unter den eigenen Füßen weg, ohne welchen es für den sittlichen Hebel gar keinen Stützpunkt geben kann; und ferner: keine bessere Gelegenheit gibt es, das in der Selbstzucht bereits Erreichte zu erproben, als die Stellung, welche unser Wollen praktisch einnimmt, nachdem ihm die letzten Consequenzen des Determinismus klar geworden, nachdem er auch noch das letzte Viertel des besagten Kreises beschrieben.

Und nun noch ein ganz kurzes Wort an die, welche es bedünken möchte, wir hätten mit übel angebrachter, unfruchtbarer Breite uns bei einer Einzelfrage aufgehalten, deren Beziehung zur Charakterologie höchstens eine indirecte und die an sich als eine res domestica der Schopenhauerianer zu betrachten sei. Mutatis mutandis kann sich keine Ethik, die theistische sowenig wie die „immanente", der Erörterung dieses Problems ganz entziehen: Paulus und Augustin haben mit ihm gerungen; der Calvinismus krankt noch heute an seiner gewaltsamen Behandlung desselben. Und wer wollte sich nicht den ironischen Triumph gönnen, auch solchen, die von den Prämissen des Schopenhauer'schen Systems so weit abstehen wie die Anhänger der unbedingten Prädestinationslehre, allerlei zu beliebiger „Nutzanwendung" dargeboten zu haben?

19. Fortsetzung. Autonomie als Voraussetzung jeder Imputabilität.

Wer den Satz Schopenhauer's gelten läßt, daß Selbstbewußtsein die Voraussetzung jeder Schuld sei, der muß auch einen Schritt weiter gehen und anerkennen: erst die Freiheit, das Sichfreigemachthaben von jeder Autorität führt zur vollen Zurechenbarkeit. Wem die Fallibilität einer bis dahin für untrüglich gehaltenen Autorität (sei es

menschlicher, sei es vorgeblich göttlicher) klar geworden ist, der hat fortan als ethisches Wesen die Pflicht, jeden ihrer Aussprüche zu prüfen; — sich ihr dennoch blindlings weiter unterwerfen, heißt nichts anderes, als die eigene Verantwortlichkeit auf fremde Schultern wälzen, — nicht mehr der Thäter seiner eigenen Thaten sein wollen, und ist ethisch angesehen jener Selbstlosigkeit gleichzuachten, welche im Beichtvater das Gewissen selber, nicht einen bloßen Berather oder Aufheller des Gewissens befragen will (wie auch in der Politik die sogenannte Parteidisciplin im Grunde darauf hinausläuft, daß der einzelne sich dessen begibt, dem eigenen Rechtsgefühl und der eigenen Klugheit zu folgen, und beides fortan in die Entscheidung der „Führer" verlegt). — Also: ohne Autonomie ist ein Gefühl wahrhafter Selbstverantwortlichkeit undenkbar. Denn was heißt „autonom" handeln anders als: das was man thut auch wirklich wollen? oder: sein Handeln durch nichts anderes bestimmen lassen als durch das eigene Wollen? Es bleibt dann freilich nur eine uneigentliche Redeweise, den Willen sein eigenes „Gesetz" und das Vorausbestimmen der eigenen Handlungen eine „Selbstgesetzgebung" zu nennen — aber cum grano salis verstanden hilft doch dieser Ausdruck, um uns der sonst unvermeidlichen Trüglichkeit des Imputabilitätsgefühls zu entheben; denn er besagt eben nur dies: das Bewußtsein um den Inhalt unserer Handlungen muß ein so klares und vollständiges sein, als ob dieser Inhalt wie ein von außen gegebenes Gesetz vor uns stände.*) Man wende

*) Vollen Ernst macht hiermit der Pelagianismus, der die „Sündhaftigkeit" des Menschen ganz äußerlich messen möchte nach der Zahl der einzelnen Fälle von Gesetzesübertretungen, und ihm schließt sich vielfach, auch in der protestantischen Welt, das Volk an, wenn es sich mit einer gewissen Naivetät auf sein „gutes Gewissen" beruft. Denn dies eigentlich antichristliche Fehlen jedes Schuldgefühls, dies Sichdabeiberuhigen, daß man keine schwere Sünde begangen (höchstens werden allgemein menschliche „Schwächen" zugestanden und alles

nicht ein: danach wäre jede auf Heteronomie fundirte Ethik keine Ethik mehr, sondern eine bloße Legislatur. Denn selbst eine so ganz auf fremde Autorität gestellte Moral

---

weitere beschwichtigt durch die Entschuldigung: sie seien eben menschlich!), setzt eine blos juristische Moral voraus, für welche es sogenannte „Unterlassungssünden" nicht gibt. Man kommt damit nicht weiter als zu dem, was selbst noch vom materialistischen Standpunkt als bloße Statik der Relationen gegen die Mitmenschen kann deducirt werden: neminem laede, ne ipse laedaris. Dagegen aber protestirt — als das eigentliche Fundament der ethischen Bedeutsamkeit unserer Handlungen — eine innere Thatsache: das Gefühl des Unbefriedigtseins, wo wir eine Handlung unterlassen, zu welcher keine Rechtspflicht uns hätte nöthigen können. (Schade, daß wir hierfür kein zutreffendes Wort haben, sofern „Liebespflicht" eine contradictio in adjecto enthält, weil „Pflicht" nur einen Sinn hat als Correlat zu „Recht".) So kann eine Rechtsverbindlichkeit durch beiderseitige Zustimmung total gelöst sein, und doch bleibt ein Drang zu Liebeswerken gegen die Person, welcher wir früher ebendasselbe als Rechts- oder Vertragspflicht schuldig waren. Darin offenbart sich denn eben, daß das eigentlich ethische Pathos das Mitleid ist, d. h. der Drang, den Leiden anderer zu wehren oder abzuhelfen, und wohl hat es einen guten Sinn, hierin das unmittelbare (mystische) Innesein von der Identität aller Wesen untereinander zu erkennen. (Beiläufig: schließt nicht der Begriff „Wesen" schon selber einen Grad lebendiger Individualität, individueller Substantialität, also auch Willensnatur, in sich ein?) Gerade aber in der bloßen Staatsmoral hat dies schlechthin antiegoistische Motiv durchaus keine Stelle: der über Grausamkeiten seitens der Gewalthaber ergrimmte Patriot kämpft nur gegen implicite auch ihn selber bedrohende Rechtsunsicherheit an, und dem entsprechend finden wir bei Materialisten als höchstes, jedoch blos juristisches, Pathos den Demokratismus, niemals aber Begeisternng für rein selbstverleugnende Liebeswerke (die ihnen wol gar nur eine Thorheit der Schwärmerei heißen) — schon deshalb nicht, weil diesem Standpunkt das Individuum eine unbedingte, absolute, intensiv unendliche Geltung hat, was freilich durch den Tod jenes schmerzlichste aller Dementis erfährt, weshalb Schopenhauer den Tod den Vater der Religionen nennt; — und eben daher mag es rühren, daß so mancher, nicht etwa blos aus eingetretener Nervenschwäche, angesichts des Todes noch bekehrt, d. h. zur Anerkennung einer sittlichen Weltordnung — als für welche es keines persönlichen Gottes bedarf — gedrängt worden ist.

wie die des Katholicismus enthält ein Moment, welches sie über die Stufe bloßer Legalität hinausstellt; insofern nämlich der Begriff des opus operatum (nach welchem das rein Factische ohne alle Rücksicht auf die beiwohnende Gesinnung schon das „Verdienstliche" einer Handlung ausmachen soll) mit dialektischer Nothwendigkeit auf seinen Gegensatz hintreibt. Es ist richtig: die starre Consequenz des heteronomen Standpunkts fragt gar nicht nach dem Wollen, sondern blos nach dem Thun, nach dem Gethanen als einem Geschehenen, kurz: nach dem factum — und dieser Consequenz zufolge sind alle Thaten, gute wie schlimme, bloße opera operata. Aber glücklicherweise zieht keine Religion als solche, sondern höchstens die Theologie oder der Scholasticismus die letzten abstract-logischen Consequenzen aus solchen Prämissen: eine rein legislatorisch-heteronome Moral läßt sich in Wirklichkeit so wenig festhalten wie der ethiklose Standpunkt der „absoluten Physik" des Materialismus — beide kämen ja im letzten Resultat auf eins hinaus — und jede Heteronomie ist irgendwie genöthigt, wenigstens indirect, das Princip der Autonomie in sich aufzunehmen. Denn bei diesem kommt es ja weniger auf den Ursprung, als auf die Aneignung des Gesetzes an. Jede Anerkennung eines von andern gegebenen Gesetzes als für uns bindend ist schon eine Art Aneignung desselben — jede Anerkennung ist im letzten Grunde nur denkbar als ein autonomer Act — und die durchgeführte Autonomie unterscheidet sich nur dadurch von der gewöhnlichen Heteronomie, daß jene bei jeder einzelnen That auf ein Selbstgewolltes zurückgeht, dagegen diese sich ein für allemal fernerer Wahlentscheidung begibt; jene prüft in jedem einzelnen Falle das eigene Wollen, diese nur einmal mit der Frage: bist du bereit, den Willen des andern als für dich bestimmend anzuerkennen und demgemäß alle von dort ausgehenden (emanirenden) Einzelforderungen (Gebote und Verbote) als Inhalt deines eigenen Wollens zu betrachten? Dies ist die „sittliche Freiheit", von welcher die

Rationalisten so viel Wesens machten als sie wähnten, mit einem Worte (wie es „sich zur rechten Zeit einstellt, wo Begriffe fehlen") den Widerspruch zwischen der auf theistischem Standpunkt unentrinnbaren Selbstlosigkeit des „Geschöpfes" und dem absoluten göttlichen Gesetze gelöst zu haben. Dieser einmalige Selbstverpflichtungsact, dies nicht unpassend als eine Generalrenunciation des individuellen Wollens, als ein Verzicht desselben auf sich selber zu bezeichnende sacramentum läßt sich einerseits in Parallele stellen zu dem Satze Schopenhauer's: dem in die Erscheinung getretenen Willen blieb nur eine Möglichkeit, seine intelligible Freiheit zu bethätigen: die Selbstverneinung — macht es andererseits aber auch erklärlich, warum die in der Heteronomie am weitesten gehende Confession, die katholische, dem Gelübde in ihrem Moralsystem eine so hervorragende Stelle einräumte; denn jedes Gelübde ist die Wiederholung eines, jenem ganz gleichartigen, Renunciationsactes auf die Selbstbestimmung in der Zukunft: der Erfüllung des Gelübdes muß jede andere Rücksicht nachstehen, zum voraus soll jede Collision der Neigungen abgeschnitten: ein für allemal soll der Kampf wider die Unkeuschheit oder die Trunksucht oder die Erwerblust abgethan sein. Der Zweck ist leicht zu erkennen: derjenige, der ein Gelübde leistet, will sich gegen sich selber gewissermaßen sicherstellen: das Gewissen, fürchtet er, würde der Einzelsünde nicht widerstehen können, so soll ein mächtigeres Motiv es in Bande legen: die Furcht vor der Todsünde des Eidbruchs. Dasselbe ist die Intention eines jeden, der sich einen promissorischen Eid ablegen läßt: er traut der Kraft der Treue für sich allein nicht recht; ihr soll ein wirksamerer Zwang angelegt werden, der Eid als ein Bändigungsmittel für alle Gelüste des Ungehorsams dienen.*)

*) Wenn aber von dieser Seite betrachtet jener Baron recht zu haben scheint, der seinen Katholicismus als die „bequemere" Religion nicht aufgeben mochte, so fragt es sich doch auch wieder, ob in ihrer

Was Ethik und Erfahrung hierzu sagen, geht uns nur an, sofern die Charakterologie einer ungerechten Ver-

---

Rechtfertigungslehre es die Katholiken nicht strenger nehmen als die Lutheraner, welche in jedem Augenblick der Anfechtung recurriren auf den bloßen Glaubensact, der „die Gnade sich aneignen" soll; diese fürchten allzu ängstlich, es könne eine „Selbstgerechtigkeit" aufkommen in dem Wohlgefallen an den eigenen Werken (vgl. für diese Auffassung z. B. Tholuck, Lehre von der Sünde, 6. Aufl., S. 134). Aber ein solches wird schon ausbleiben, wenn wirklich einmal tiefes Schuldbewußtsein lebendig geworden ist; da muß vielmehr, damit die Gewißheit von der „Versöhnung" nicht allzu bequemen Kaufes zum Ruhepolster gemisbraucht werde, wirklich immer wieder von neuem bis zur verzagtesten Zerknirschung das Innesein einer Selbstbejahung erwachen. Nur so, d. h. aller mythischen Decoration entkleidet, hat die Versöhnungslehre — als Verheißung, daß das Arbeiten an sich selber nicht vergeblich bleiben solle — einen Sinn, und mit dieser mythologischen Maschinerie fällt jenes bequeme Sichbeschwichtigen, welches sich von der Forderung „guter Werke" am liebsten ganz entbinden möchte. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind" sagt Goethe; das paulinisch-lutherische Christenthum kehrt das um: der Vater des Glaubens ist das Wunder — denn der Glaube selbst ist ein Wunder (oder wie Ernst von Feuchtersleben es ausdrückt:

Der Glaube ist des Glaubens Preis —
Der Zweifel selbst ist sein Beweis),

ein Hinausspringen über allen Causalzusammenhang, ein Negiren der Nothwendigkeit alles Geschehenden — denn ohne ein Wunder im Innern glaubt man nicht an Wunder — auch nicht an die Möglichkeit der Willensverneinung und der damit gegebenen Tilgung der Schuld und der Sünde; — der Glaube hieran aber ist das eigentliche Senfkorn der Erlösung und Selbstversöhnung, worin allein der Friede ist. Jeder muß schließlich *in* und — es sei kühn herausgesagt! — auch *durch* sich selber selig werden, d. h. seinen Seelenfrieden finden — es kann ihm niemand das vormachen, und Recepte lassen sich dafür auch nicht geben. Wenn aber zur Erlösung nur die consequente Selbstverneinung führt, so ist jede Selbstbejahung, durch welche jene unterbrochen wird, ein Rückschritt, welcher von schon erobertem Terrain wieder etwas einbüßt. Freilich fragt sich's, ob nicht das „härene Hemd der Gerechtigkeit" mancherlei Schnitt hat — ob es uniform sein müsse für alle, oder auch von ihm gelte:

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe!

— und dabei kann doch gar wohl bestehen bleiben: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist!"

urtheilung vorzubeugen hat: die eine spricht von unwürdiger Ueberlistung, die andere constatirt die Förderung, welche aus solchen Ueberspannungen einem der Laxheit nahe kommenden, wegen der öffentlichen Demoralisation höchst bedenklichen, Latitudinarismus zuwächst; denn das „es kann ja so genau nicht darauf ankommen", und „buchstäblich läßt es sich ja unmöglich halten" ist nirgends mehr zu Hause als in Sachen der Gelübde und promissorischen Eide. Dem entsprechend rechnet es die immanent-autonome Ethik einem Friedrich dem Schönen so hoch als „Deutsche Treue" an, daß er sich seiner Verpflichtung nicht durch den Papst wollte entbinden lassen. An sich dagegen ist es die folgerichtige Auffassung der sittlichen Verpflichtung als einer bloßen Contractspflicht, daß eine Zusage selbst oder durch seinen Bevollmächtigten („Stellvertreter") der lösen kann, welchem sie gegeben ist — und wo alles als „Gehorsam gegen Gott" gefordert wird, da hört das Recht, welches Menschen als Menschen von Menschen erworben haben, auf, eine andere als indirecte, abgeleitete Geltung zu haben. So geht es bei Dante zu, und so verhält sich der katholische Laie zu seinem Kleriker, wenn er alle seine Scrupel diesem vorträgt, wie der juristische Laie als Client seinem Anwalt: er beauftragt diesen — weil er selber des Gesetzes und seiner Formeln unkundig ist — mit der Bereinigung seiner Angelegenheit vor dem höchsten Tribunal, wofür er dann seine Gebühren erlegt — die fließen in den Fiscus jenes Staats, der in Inquisitoren und Ketzerrichtern auch des Apparats der Sykophanten und geheimen Polizei nicht entbehrt.

Die besondere Anwendung aber auf die Imputabilitätsfrage ist leicht gemacht: wer ein Gelübde hält, oder wer sonst irgendeine von außen stammende Gesetzgebung auf sich anwenden zu lassen sozusagen en bloc sich bereit erklärt, der hat fortan nur einen Willensinhalt, und jede seiner Handlungen steht allein noch zu jenem obersten Gesetze in einer directen Beziehung; alle seine einzelnen

Pflichten erkennt er nur an als secundäre Derivationen aus jener einen Urpflicht, und ausschließlich nach der Treue gegen diese ist all sein Thun und Lassen zu bemessen. — Damit wäre consequentermaßen dem Interesse an jeder individualisirenden Charakterologie der Garaus gemacht, denn es gäbe nur ein schwarz=weißes Aut-Aut, in das alle ethischen Differenzen spurlos versänken. Also schon nach der Autonomie unserer Wissenschaft müssen wir zurücktreten auf den Standpunkt der reinen Autonomie — eben um die ethische Bedeutsamkeit der Handlungen und ihre Zurechenbarkeit zu retten. Denn nur so entgehen wir auch jener Skepsis, welche es mit der ethischen Bedeutung der Handlungen macht wie jener Fürst mit dem Adel, der ihn dadurch in seinen Reichen abschaffte, daß er alle seine Unterthanen adelte. — So nämlich verfährt jene Consequenzenmacherei, die sich in einer Schlußfolge wie dieser ergeht: die ethische Bedeutung der Handlungen liegt in ihrer metaphysischen Realität im Willen — irgendwie stammt nach Schopenhauer Alles was ist und geschieht aus dem Willen — also existirt kein Unterschied zwischen Naturereignissen (wohlthätigen oder verderblichen), Wirkungen aus der Pflanzenwelt (nährenden oder giftigen), dem Thun der Thiere, der Säuglinge, der Wahnsinnigen, der Unbesonnenen, der mit klarstem Selbstbewußtsein Handelnden: diese sämmtlichen Vorgänge sind in Ansehung des All=Einen, des Urwillens, gleich imputabel und zwar in utramque partem, — entweder sind sie alle ethisch bedeutsam, oder keine! Und man merkt schon, für welche dieser Alternativen ein so argumentirender Skepticismus sich im stillen längst entschieden: er adelt alle aus antiaristokratischen Tendenzen.

Solcher Nivellirung gegenüber nun wollen wir danach forschen, was es für einen Sinn habe, von der „Unschuld" der Thiere und Kinder zu reden, mit dem Volksmunde zu sagen: wer schläft, sündigt nicht — oder mit dem Criminalrichter: der Inculpat befand sich im Zustande beschränkter

Zurechnungsfähigkeit, oder: das geschehene Unglück war durchaus nicht seine Schuld, ein bloßer Zufall, daß es gerade ihm passiren mußte (etwa einem Eisenbahnzugführer, daß sich gerade während seiner Dienstzeit einer auf die Schienen warf).

Wie nahe Schopenhauer selber an jenes Verwischen aller Unterschiede streift, zeigt unter andern die Stelle in „Die beiden Grundprobleme der Ethik" (2. Aufl., S. 60 fg.), wo er das „der Schuld verwandte Gefühl des Piaculum" in Zusammenhang bringt mit der präexistentiellen Urschuld, statt es unter den Beispielen von der Trüglichkeit des Gewissens aufzuführen; denn liegt die Freiheit in dem Sinne ganz im intelligibeln Esse, daß es nur eine, die präexistentielle Schuld gibt, so sind die Handlungen der Wahnsinnigen mindestens ebenso vollgültige Charaktersymptome wie piacula der erwähnten Art, und dann gibt es keine Rettung vor dem in delirio veritas nach seiner haarsträubendsten Schärfe.

Wollen wir demnach an dem andern Satze festhalten: die Schuld reicht nicht weiter als das Bewußtsein, so müssen wir jenen neuern Lehrern der Psychiatrie beitreten, welche das einzige stichhaltige, aber auch völlig ausreichende Kriterium der sanitas mentis in die Fähigkeit setzen, „auf das eigene Denken zu reflectiren und so dessen Inhalt zu prüfen", somit auch des eigenen Krankseins oder Krankgewesenseins bewußt zu werden und den Unterschied zwischen der normalen und gestörten Functionirungsweise des Denkens sich vorhalten zu können — (nicht anders, wie einer „bei kaltem Blute" weiß, wann er im Affect gehandelt hat, während niemand in dem Augenblick, wo er von einem Affect beherrscht wird, sich sagen lassen will, daß seine „intellectuelle Freiheit" momentan gehemmt sei). Im Grunde fällt das ja zusammen mit Schopenhauer's Definition von der Vernunft als dem Vermögen der Begriffe und von den Begriffen als den Vorstellungen von Vorstellungen. Aber nur ein Intellect, der so gewisser-

maßen hinter sich selber zu treten vermag, wird auch fähig sein, den Inhalt seines bewußten Wollens objectiv vor sich hinzustellen — und von dieser Fähigkeit machte ja die obige Bestimmung des Wesens der Autonomie die Imputabilität abhängig. Wie man gesagt hat: auch das Thier denkt, aber nur der Mensch weiß denkend, daß er denkt, und: auch das Thier will essen, aber nur der Mensch weiß, daß er essen will; so kann man gleichfalls sagen: auch das Thier handelt egoistisch, boshaft oder mitleidig, aber nur der Mensch weiß, wie er handelt — und dieser Unterschied zwischen Thier und Mensch ist sozusagen der Sitz der Autonomie, der Selbstverantwortlichkeit, und damit der Verantwortlichkeit vor andern, i. e. der Imputabilität.

So bleibt's denn wahr: das Thier ist unschuldig und der Mensch nicht schuldig, soweit theilweise (wie im Schlaf, Rausch und Wahnsinn) oder ganz (beim Piaculum) das Bewußtsein um den wirklichen Inhalt seines Thuns gebunden ist.

20. Fortsetzung. Wunsch, Velleität, Stimmung (mit nochmaliger Berücksichtigung des posodynischen Elements).

Was es dann andererseits mit dem Satze für eine Bewandtniß habe: nur aus unserm Thun lernen wir unser Wollen kennen — ist so schwer nicht auszumachen. Das Dilemma scheint unlösbarer, als es ist. Schon vor der Ausführung einer That können wir sehr wohl wissen, was wir eigentlich wollen, ob eigenes oder fremdes Wohl oder Wehe; nur die Grenzen der einzelnen Strebungen im Collisionsfalle lernen wir erst im Handeln, beziehungsweise nach demselben kennen. Deshalb legt z. B. Schopenhauer dem bloßen Wunsche nur eine so geringe Bedeutung für die ethische Beurtheilung bei, ohne jedoch in der Begründung dieser Einschränkung zu genügen. Wenn z. B. ein Patriot den lebhaften Wunsch hegt, der Bedrücker

seines Vaterlandes möge bald so oder so seinen Tod finden: so steht ein solcher Wunsch zu dem etwaigen Entschluß, selber diesen Tod herbeizuführen, nicht einmal im Verhältniß der sogenannten Velleität. Diese nämlich bleibt im innern Anlauf stehen und wird durch Energielosigkeit, Feigheit oder dergleichen abgehalten, weiter zu gehen — sie faß tauch schon die Mittel ins Auge: der bloße Wunsch dagegen zielt nur auf das Ende. Deshalb bestehen Wünsche fort beim vollen Bewußtsein um die Unmöglichkeit ihres Erfülltwerdens, wie in der Sehnsucht nach Verstorbenen.

Ferner beruht die Unsicherheit der Selbsterkenntniß in ethischer Hinsicht auf dem Wechsel der Stimmung: identische Motive wirken zu verschiedenen Zeiten mit ungleichem Machtgrade auf dasselbe Individuum — und was mich heute ziemlich kalt läßt, kann mich morgen in heftigen Zorn versetzen.

Jenes vielverschlungene Ineinander von Gefühlen, Willensstrebungen, Nervenzuständen, Erinnerungsmomenten u. s. f., welches wir „Stimmung" nennen, hat ja seine Synonyma an Begriffen wie „Gemüthsverfassung" und „Gemüthszustände", und gehört insofern in unsere monographische Erörterung der „Antinomien des Gemüths"; aber die Beziehung desselben zu Imputabilität und Modificabilität ist eine so directe, daß wir uns schon hier dem nicht entziehen können, dasselbe in Betrachtung zu ziehen. Zuerst schon deshalb nicht, weil gerade Merkmale der Stimmung gern ohne weiteres charakterologisch verwendet werden. Wer z. B. zufällig einmal einen Eukolos „bei schlechter Laune" findet und ihn sonst nicht kennt, kann dem „fidelen Haus" groß Unrecht thun und in dem Anakreontiker wol gar einen Byronsjünger vermuthen. Oder wer bei einem Dyskolos gerade in dem Augenblick eintrat, wo eben eine schwer lastende Sorge von ihm genommen, der erzählt vielleicht, er habe eine sanguinische „Frohnatur" kennen gelernt. Aber nicht blos in posodynischer Hinsicht kann die „Stimmung" irreleiten. Wer sich

unter unheimlichen Verhältnissen, die gerade seinem offenen, freimüthigen Wesen gründlichst zuwider sind, beengt fühlt und deshalb bis oben „zugeknöpft" dasteht: der läuft Gefahr, für einen Heimtücker angesehen zu werden. Und umgekehrt: der sonst Verschlossene kann zu wahrer Redseligkeit „aufthauen" im Kreise „gleichgestimmter" Freunde, weil aus seiner Stimmung das düstere Mistrauen gewichen. Wer gegen gewisse Personen eine idiosynkratische Aversion hat, der wird schon durch deren bloße Anwesenheit „verstimmt", und sein ganzes Wesen wird in ihrer Nähe eine gewisse Herbigkeit annehmen, ganz entgegen sonstiger Milde und Freundlichkeit; — ja, so sehr kann es ihm widerstehen, mit ihnen „an demselben Strang zu ziehen", daß er selbst den Schein des Eigensinns nicht meidet, um nur mit ihnen „nichts zu thun zu haben", mit ihnen nicht „Hand in Hand gehen zu müssen". Nicht minder können bestimmte Localverhältnisse eine derartige Momentan- oder Specialcaprice provociren, ohne daß daraus auf Eigensinn als constantes Charaktermerkmal zu schließen wäre. Das bloße Bewußtsein, sich irgendwie „gebunden" zu haben, kann drückend genug auf einem lasten, um zum beständigen Reiz zu werden, daß einer „wider den Stachel lecke". Mancher fing erst an, „nach den Weiblein umherzuschauen", seitdem er selbst eins hatte. — Der ist noch kein heuchlerischer Schleicher, wer sich im besondern Falle aus ganz bestimmten Motiven eine vorsichtige Zurückhaltung auferlegt — denn diese besondern Motive, nicht die aus ihrem Causalzusammenhange herausgerissenen Thatsachen müssen das Kennzeichen hergeben für seinen Charakter. Und misgünstig, oder auch nur neidisch, dürfen wir nicht gleich einen schelten, wenn er in Momenten erwachender Bitterkeit ob selbsterfahrener stiefmütterlicher Behandlung seitens des Schicksals oder der irdischen Gewalthaber sich verletzt äußert durch den Anblick des „Glücks" oder der Bevorzugung, die andern zutheil geworden.

Fast noch leichter und öfter aber wird, wie gesagt,

die Stimmung zu einer Quelle der Täuschung über uns selbst — in Momenten einer „gehobenen", „begeisterten" Stimmung, wie der Anblick eines hohen Vorbildes sie herbeiführen kann, wo der Edle selber wähnt, edler geworden zu sein, weil er seinem edeln Streben, es an einem Ideal emporrankend, höhere Ziele gesteckt hat, — dünkt es uns so leicht, jeder Versuchung Widerstand zu leisten — die Vorstellung unmittelbarer Reize ist aus unserm Bewußtsein gedrängt, wir spüren nichts von ihrer verlockenden Kraft — es scheint so selbstverständlich, daß wir ihnen fortan weit aus dem Wege gehen*); — allein:

> Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit.
> Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Und in deren Gedränge können wir den eigenen Werth wie zerquetscht fühlen — mit nicht kleinerm Irrthum als jenes. In solch „schwarzen Stunden", wo Dämonen der Hölle krächzend das Haupt umflattern, scheint jede edlere Regung erstorben, und wieder ist's die Stimmung, die „den Riesenschatten unsrer eigenen Schrecken im hohlen Spiegel der Gewissensangst" uns vorhält. Und was auch als constituirendes Element in die Stimmung mag eingegangen sein an Bedingungen des physischen Befindens, an narkotischen oder stimulirenden, an dämpfenden oder excitirenden Mitteln: immer bleibt sie doch in Ansehung ihrer Bedeutsamkeit für die Imputabilität und Verantwortlichkeit zu unterscheiden vom bloßen „gegenwärtigen Eindruck",

---

*) Auch jener Lieblingsgedanke Schiller's, den er am ausführlichsten in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" entwickelt hat, beruht ja auf dieser Wahrnehmung, wie nicht minder die Deutung, welche man dem aristotelischen Begriff der κάϑαρσις gegeben, bis es in unsern Tagen dem Scharfsinn eines Semiten (Bernays) vorbehalten war, den Streit zu erwecken, ob dabei nicht blos an einen physisch-therapeutischen Vorgang zu denken sei.

welchem sie Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, 354; 2. Aufl., S. 338) einfach subsumirt. Noch weniger als von Dyskrasien im Organismus oder von Veränderungen der Muskeltextur läßt sich von ihr bestreiten, daß sie ein Zustand des Wollens selber sei. Offenbar hat auch die Scheu, der Behauptung von der unbedingten Immodificabilität der ethischen Eigenschaften etwas zu vergeben, Schopenhauer davon zurückgehalten, in posodynischer Beziehung mit gleicher Entschiedenheit für die Unveränderlichkeit einzutreten; deshalb spricht er (a. a. O., S. 372 fg.; 2. Aufl., S. 356 fg.) nur von einer temporär feststehenden Capacität, nicht von einer absoluten Constanz derselben. Aber es ist reine Willkür, dem einen charakterologischen Element mehr vom intelligibeln Wesen beizulegen als dem andern — denn nach der Phänomenologie des Idealismus ist auch die ethische Seite des empirischen Charakters bloße Erscheinung (— ein Satz, dessen anderweitige Consequenzen nicht in diesen Zusammenhang gehören). — Und wenn „der fremde Tropfen im Blute", von dem Egmont wünscht, daß die „gute Natur ihn wieder herauswerfen" möge, die Erscheinung der posodynischen Eigenheit entstellen kann, so auch die Aeußerungen des ethischen Charakters; wenn aber an jener mehr als das Erscheinungs**maß**, so auch an diesem mehr als die Aeußerungs**form**. Mit gutem Vorbedacht habe ich die Posodynik in den die „Grundzüge" liefernden allgemeinen Theil aufgenommen und mich hinweggesetzt über die Unentschiedenheit des Meisters, welche auf theoretischem Felde eine Unbestimmtheit zur Folge haben würde, die für das posodynische Element blos beim Modificabilitätsproblem einen Platz einräumen könnte, wogegen ich dasselbe von Anfang an in seiner Selbständigkeit herausgestellt habe.

Das ist ja gerade der Unterschied zwischen der „vorübergehenden" Stimmung und dem sich gleich bleibenden Maß der Dyskolie oder Eukolie, daß dieses, nach jedem Wechsel in jener, stets wieder hervortritt. Temporäre

„Steigerungen" der heitern oder trüben Stimmung stellen ja nicht die posodynische Constanz in Frage, wenn diese nur richtig verstanden wird. Wie je nach dem Affinitätsgrade ein chemisches Element sich mit einem andern lebhafter oder träger verbindet, so wird der Individualwille die Intensität des voraufgegangenen Verlangens in dem Maße seiner Freude beim Erlangen, die des voraufgegangenen Befriedigt- und Gesättigtseins durch ein mit starker Wahlverwandtschaft von ihm Festgehaltenes in dem Grade seiner Trauer beim Verlieren kundgeben — aber ceteris paribus, d. h. unter sonst gleichen Umständen wird eben der Eukolos sich anders benehmen als der Dyskolos. Und nur dasselbe Misverständniß könnte zu der Annahme verleiten, die höchste Freude des Dyskolos sei allemal weniger intensiv als das höchste Ergötzen des Eukolos — oder der tiefste Schmerz eines Eukolos matter als der jedes beliebigen Dyskolos. — Letzteres richtet sich vielmehr nach dem Grade seiner Willensenergie überhaupt in Verbindung mit seiner Temperamentsbeschaffenheit im ganzen, wie insbesondere seiner Impressionabilität, die ja bei einzelnen δυςκόλοις ganz flach sein kann. Also gerade die schärfere und consequentere Fassung des posodynischen Gegensatzes enthebt uns der Schwierigkeit, ein unbegreifliches Plus statuiren zu müssen, das für einen Augenblick wie ein chemisches Agens wirken und doch nachher wie ein blos mechanisches Gemengselstück ausgestoßen werden könnte. Denn die Frage nach dem Woher? des Temporären läßt sich nur dann im monistischen Sinne beantworten, wenn wir dasjenige, was als absolute Steigerung erscheint, aus einer ganz im Innern vor sich gehenden Aenderung der Proportionalverhältnisse zwischen den einzelnen Organfunctionen zu erklären suchen — sowie eine solche oben als Zu- und Abfluß, insbesondere beim Affect, von uns bestimmt ist. Die Annahme eines von außen kommenden Moments einer Aenderung hält freilich solche vorübergehende Störungen („Perturbationen") des Gleichgewichts

dem Ansich scheinbar ferner — aber nur, um andererseits in desto größere Unerklärlichkeit zu verwickeln. Gerade wenn wir dem nächsten Anschein folgen, sieht es aus, als ob unser ganzes Wesen zeitweilig in Form der Stimmung eine radicale Veränderung erfahren hätte, und zwar durch ein Accidentelles, das sich wieder ausstoßen, ausscheiden ließe. Also immer wieder haben wir uns vor den Misverständnissen zu hüten, die aus jener Homonymie entstehen können, nach welcher Modificabilität bald eine rein phänomenale Veränderlichkeit, bald eine grundwesentliche Aenderungsmöglichkeit ausdrückt — denn je nach der einen oder andern Bedeutung des Worts ist die Frage zu bejahen oder zu verneinen, ob der Stimmungswechsel für die Modificabilität zeuge. Auch wir leugnen, dies verneinend, nicht, daß die äußern Motive, unter deren Herrschaft die Stimmung steht, im Willen selber Veränderungen hervorrufen — wir stellen nur in Abrede, daß der Wille damit sozusagen ein materielles Quantum in sich aufnehme; der Zorn kommt nicht in den Menschen hinein, auch die Liebe nicht, oder die Verdrießlichkeit, sondern nur der Anlaß, welcher in dem Getriebe der so vielfach ineinandergreifenden Willensrichtungen eins oder mehrere Räder anders zueinander stellt und so die ganze Druckvertheilung alterirt, etwa wie beim Verschieben der Walze in einer Drehorgel nicht blos die Reihenfolge und die relative Zeitdauer der Töne, sondern auch das Forte und Piano ein anderes wird. (Wenn man also auch wirklich, wie das Motiv der Maschinerie, mittels deren die Walze sich stellen läßt, so den Erzieher dem regulirenden Orgeldreher vergleichen will: so berührt das doch die Wahrheit des Satzes nicht, daß dieser sein Instrument nehmen muß wie er es vorfindet und ihm nicht jede beliebige Melodie entlocken kann; davon gar nicht zu reden, daß die Walze auch zuweilen eigensinnig in die alte Lage zurückspringt.) Und im Grunde war es ja auch nichts anderes, was wir oben bei Besprechung der Modificabilität der posodynischen Bestimmtheit

als die Wahrheit erkannten in dem nimium quod dixit Hegel über die mit den Lebensaltern wechselnden Temperamente. Denn die Melancholie, welcher von Hause aus heitere Naturen — εὔκολοι — infolge von Kummer und Gram verfallen können, ist ja von echter Dyskolie so verschieden, wie die Scheineukolie, welcher unter momentaner Gunst des Schicksals oder unter der Einwirkung des Blödsinns wir einen früher als Dyskolos uns Bekannten zugewandt finden, verschieden ist von dem unzerstörbaren Frohsinn eines gesunden Eukolos. Bei den edlern Formen des phlegmatischen, anämatischen und cholerischen Temperaments wird nicht einmal solcher Schein entstehen; weil in diesen der Bestand des Gleichgewichts vermöge der ihnen überhaupt innewohnenden Festigkeit, selbst Störungen der intellectualen und physiologischen Functionen gegenüber, besser garantirt ist. — Jede Wage aber schwankt am stärksten, wann das Gleichgewicht im Begriff ist sich wieder herzustellen; deswegen sind auch die Oscillationen der Stimmung kaum je lebhafter als in den Perioden der Reconvalescenz (so sieht man Trübsinnige aus schwerer Krankheit mit einer an ihnen ganz ungewohnten Heiterkeit erstehen) — und selbst die verschiedene Reizbarkeit in den verschiedenen Stunden des Tages ist aus diesem Gesetze herzuleiten. Kurz: Schopenhauer hat recht: durch Stimmungswechsel wird die Constanz von Eukolie und Dyskolie nicht in Frage gestellt — aber diese Constanz ist nicht eine zeitweilige, also an sich doch variable, sondern nur das Verhältniß des posodynischen zu andern charakterologischen Elementen ist Wandlungen unterworfen — und auch dafür läßt sich Schopenhauer's Vergleichung mit einem Vesicatorium (a.a.O., S. 374; 2. Aufl., S. 358) verwerthen: die „bösen Säfte" können sich aus bloßen Dyskrasien der im Körper längst vorhanden gewesenen Substanzen, also ohne Hinzutritt eines Aeußern, gebildet haben — und nur eins bleibt räthselhaft: der Tod! Ist auch dieser nur eine Proportionsänderung zwischen den Individualitätsfunctionen? — oder

ist zu seiner Denkbarkeit die Annahme erforderlich, es sei ein fremdes Ansich in unser Ansich eingedrungen? Oder sind, schon vom Zeugungsmomente an, jeder Individualität feindliche Ingredienzen mitgegeben und einverleibt als integrirende Bestandtheile, und ist das Sterbenmüssen nichts anderes als das Lebensgesetz, daß „fort und fort sich fremder Stoff uns andrängt", bis er, jenen feindlichen Elementen zuwachsend, die Oberhand gewinnt? Dann ließe sich, ein Wort Schopenhauer's verengernd, sagen: jeder Stimmungswechsel, jeder Affect, jede Veränderung unsers physischen Befindens in deteriorem, ja, schon einem unerfüllbaren Wunsche nachhängen, sei ein momentaner Sterbeact unserer Individualität. (Man möge dazu das Kapitel zur Pathologie in „Der Wille in der Natur" vergleichen und in Erwägung ziehen, ob danach das Dogma von der Einheitlichkeit unsers Leibes qua individueller Willenserscheinung als gerettet oder als gestürzt erscheint.)

21. Fortsetzung. Die Einwürfe des Materialismus in retrospectiver Abschätzung.

So bringt uns jede Specialerörterung innerhalb dieses an Einzelproblemen so reichen Abschnitts zuletzt immer zurück auf die beiden Grundfragen nach dem Verhältniß von Speise und Leib und nach der „Wahrheit im Wahnsinn." Und es wird die Untersuchung sich für nicht ganz ergebnißlos halten dürfen, wenn ihr langsamer Fortgang auf jeder weitern Stufe auch einen höhern Standpunkt und damit ein Umschaufeld von längern Radien erreicht. Denn bei den Aufgaben, welche das Unterscheidende zwischen moderner und antiker Philosophie ausmachen, ist jede solche Erweiterung des Gesichtskreises schon an sich für einen Gewinn zu achten.

Wir erkannten bei Betrachtung der Stimmung die psychischen Reize für etwas, das nur die Proportionen

zwischen den einzelnen Functionen ändert; und die Frage liegt nahe, ob nicht Speisen, Spirituosa, Narkotika und Stimulantia ganz ebenso anzusehen sind. — Wenn es sich nachweisen ließe, daß all diese Dinge niemals zu integrirenden Theilen des Leibes werden, sondern nur als Passanten durch ihn hindurchgehen, so wäre damit eine bejahende Antwort auf diese Frage gegeben. — Allein schon die Unterscheidung der Physiologen zwischen eigentlichen Nutrimenten und bloßen Incitamenten mahnt hier zur Vorsicht — und daß selbst die Agriculturchemie die Grenze zwischen diesen beiden Wirkungsweisen zugeführter Düngstoffe festzuziehen noch nicht im Stande gewesen ist, sagt dem Laien: adhuc sub judice lis est. Daß es aber auch nicht statthaft ist, der Schwierigkeit etwa mit der Hypothese ein Ende zu machen: jedes Nutriment wirke im Grunde blos als Incitament, das wird schon bewiesen durch die einfache Thatsache des organischen Wachsthums, welches über das bloße Erhalten des Bestandes weit hinausgeht. — Und diesem so ziemlich gleichzusetzen scheint zunächst die dauernde Wirkung, sei es der Kräftigung oder Zerrüttung des Muskel- und Nervensystems, welche die Aufnahme für reine Incitamente angesehener Stoffe im Körper zur Folge hat. Mäßiger Weingenuß läßt Stärkung, fortgesetztes Opiumessen Entnervung zurück. Aber, ließe sich einwenden, einfache Bäder haben ja nach der Dauer ihrer Application oder der Temperatur des Wassers auch schon so entgegengesetzte Wirkungen zur Folge, und in ihnen geht doch kein Stoff in den Körper ein — sondern nur die innern Bewegungsverhältnisse sind es, welche eine Veränderung ihrer Schwingungsfolge erleiden — es vollzieht sich also auch hier nur dasselbe Gesetz wie in der Stimmung. Auf dem Wege dieser Consequenz behielte es also sein Bewenden bei der Anschauung Schopenhauer's, nach welcher all jene Dinge nicht in die Objectität des Individualwillens selber eingehen, sondern, außer und neben diesem stehen bleibend, seine ihm immanenten Functionen blos nach deren

gegenseitiger Proportion verändern — sie ließen sich den zeitweiligen Bewohnern einer Herberge vergleichen, welche in deren Innern wol manche Umstellung des Hausgeräths vornähmen, jedoch an dem Mobiliarbestande selber sowenig wie an den Gebäulichkeiten als solchen etwas änderten. — Aber der Empirie physiologisch-pathologischer Beobachtung ist doch das letzte Wort vorzubehalten darüber, wie weit der Assimilationsproceß dem Organismus wirklich neuen Stoff als integrirenden Theil incorporirt, beziehungsweise darüber, wieweit die Decrescenz (die „Involution" im Sinne der Physiologen) auch in einer materiellen Einbuße solcher Theile besteht. Und eine wirklich objective Betrachtungsweise darf sowenig die Thatsache des Hinschwindens in Krankheit und Alter, wie die „strotzende Fülle" der Gesundheit für leicht beiseitezuschiebende Phänomene, denn das hieße: für bloßen Schein, nicht für Erscheinung, nehmen. Bei aller Bescheidenheit in Anerkennung unserer Wissensschranke betreffs des Geheimnisses der Befruchtung können wir doch der Bedeutung des Chemismus innerhalb der organisch-vitalen Functionen nicht jeden Spielraum verschließen; denn organische Moleculen (Zellen) mögen immerhin toto genere vom rein chemischen Atom verschieden sein, sie sind doch nicht denkbar, ohne in diesem ihr Substrat zu haben — und bleiben, wenn auch durch die Vitalität grundwesentlich umgewandelt, doch immer die constituirenden Elemente des lebenden Organismus. Also diese Umwandlung des todten Stoffes in den organisch-lebendigen würde auch zur Drehungsachse für das uns hier beschäftigende Problem: denn die Willensmetaphysik muß sich vermöge ihres monistischen Charakters an diesem Punkte immer und immer wieder mit der materialistischen Doctrin berühren. Und auf denselben Berührungspunkt werden wir zurückgeführt, wenn wir uns nochmals auf die physisch-pathologischen „Reflexe" besinnen, welche bei Gemüthsbewegungen erfolgen. Diese waren es ja, die in schlagendster Weise die Identität moralischer und vegetativer

oder animalischer Mächte darthun. Auf ganz abstracten Vorstellungen beruhende „Seelenzustände“, wie Sehnsucht, Gram, Zorn, äußern ja ihre Einwirkung auf organisch-chemische Vorgänge, indem sie insbesondere das Verdauungsgeschäft alteriren. So greifen sie fördernd (Trauer macht bekanntlich hungerig, während Freude sättigt) oder hemmend in die vitalen Umwandlungsprocesse ein und bestätigen ihrerseits unsere Affluxtheorie. Demnach braucht am wenigsten die Naturphilosophie abzuweisen, was die Erfahrung von gewissen Ausgleichungen zwischen körperlicher und geistiger Entwickelung behauptet; wird vielmehr gern auch aus dem Munde eines Jakob Grimm (in „Rede über das Alter“, „Kleinere Schriften“, I, 198) eine Anerkennung dessen vernehmen: „Bei Verwachsenen oder schon bei Hinkenden mag der auf ihre innere Gliederung durch das theilweise Hemmniß ausgeübte Druck wol in Zusammenhang stehen mit einer angestrengten und gestärkten Geisteskraft, die sich häufig an ihnen gewahren läßt.“ Verkrüppelungen nach Amputationen zeigen ja Erscheinungen, welche ebenfalls das Streben nach Wiederherstellung des aufgehobenen Gleichgewichts der Functionen nicht verkennen lassen, und rein mechanische Insulte, wie Schnitt, Quetschung, Gefäßzerreißung, modificiren ja, selbst wo sie dem Gehirn ganz fern bleiben, zuweilen die Nerventhätigkeit so gründlich, wie nur irgendein in chemischen Rapport zum Säfteleben getretenes Ingrediens (— der Name Trismus traumaticus genüge als Erinnerung an die in diesen finstern Abgründen hausenden Schrecken). — Was die Pathologen Atrophie und Hypertrophie nennen, ist eine Gleichgewichtsstörung derselben Art, wie sie schon das alte: ubi irritatio ibi confluxus ausspricht. — Nirgends läßt sich in all diesen Fällen die feste Grenze zwischen rein intensiver Aenderung der Functionirungsverhältnisse und extensiv materiellem Zuwachs ziehen; um so weniger als auch letzterer, wo er unzweifelhaft vorliegt, ohne eine vorausgegangene Steigerung der Affinitätskräfte nicht zu begreifen ist. — Ohne

die grundweſentliche Gleichartigkeit mechaniſcher, chemiſcher und organiſcher Kräfte wären letale Verletzungen ohne Blutverluſt, Vergiftungen und apoplektiſche — als ſpontane Stockungen der Lebensfunctionen ausſehende — Todesurſachen ebenſo viele Démentis für alles auf dem Boden der Cauſalität fortſchreitende Denken.

Sogar das omne animal triste post coitum iſt hierher zu ziehen und von dem Standpunkt aus, der Schuld und Bewußtſein zu gegenſeitigen Correlaten macht, nicht als Beleg für das Princip aſcetiſcher Abſtinenz zu verwerthen — denn ſolche Ahnung vom Lebensſchmerz in der „ſeufzenden Creatur“ läßt ſich nicht aus dem Inſtinct herleiten, weil es keine „widernatürlichen“, d. h. keine der Lebensbejahung widerſtrebenden Inſtincte gibt. Wo nicht die Reflexion es iſt, die ſich ſagt, daß es ein beklagenswerthes Ereigniß ſei, „dem Teufel Handgeld gegeben“, den das Daſein perpetuirenden Knoten noch einmal wieder geſchürzt zu haben: da kann jene Depreſſion nur der ſubjective Reflex derſelben Depotenzirung der Individualkraft ſein, welche in der ſenilen Decrepitudo zu einer habituellen wird. (Deshalb wird auch nicht jeder Samenerguß als eine „Schwächung“ empfunden; die beneficia lunae können als eine „den Kopf frei machende Erleichterung“, nämlich eben als eine wohlthätige Ausgleichung, wirken.) Und die ſo beachtenswerthe Aeußerung Schopenhauer's im Briefe an Roſenkranz (welchen dieſer in der Vorrede zur Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft“ mittheilt) über die beim alternden Kant eingetretene Charakterſchwäche hat mir von jeher ein — man möchte ſagen: halb unwillkürlich erfloſſenes — Correctiv ſo mancher ſtarren Conſequenzſätze ſeines Syſtems geſchienen. Aber ich getraue mir auch, ſie in Einklang ſetzen zu können mit deſſen unverlierbarer Grundwahrheit. Gerade wem das Leben, die „Seele“, nichts anderes iſt als — im Sinne des Ariſtoteles — die Form — oder — des Spinoza — die Idee des Leibes, wird es für blos verſchiedene Aeu-

ßerungsweisen desselben Gesetzes halten, daß der Greis sich andere Leibgerichte aussucht als der Mann, und daß jener andern Grundmotiven folgt als dieser. Wer vor der Thatsache, daß im höhern Alter der Geiz überhandnimmt, nicht rathlos die Hände in den Schos legt, dem kann es auch keine unentwirrbare Aporie sein, daß mit den Jahren der Muth schwindet. Der den Leib bauende oder erhaltende und an seinem Theil an der Gestaltung des Individualschicksals mitarbeitende Wille hat je nach den verschiedenen Lebensaltern andere ihm zunächst obliegende Aufgaben. Aber sowenig der Mann ein anderer ist, der jetzt sich Motion am Sägeblock macht und vor einer Stunde grübelnd am Pult stand: sowenig wird der Wille an sich ein anderer, wenn er im achten Jahrzehnt sich andern Beschäftigungen und Mühewaltungen inner- und außerhalb seines Organismus zuwendet als etwa im vierten. Da wie dort ist, was anders geworden, nur die Vertheilung der Functionen. Damit löst sich denn auch der Widerspruch, den die starre Consequenz der Verneinungslehre nicht zu heben vermag: die Möglichkeit der Recidive bei begonnener „Abwendung vom Leben", welche Schopenhauer mit gewohnter Ehrlichkeit (z. B. beim Benvenuto Cellini) nicht verschweigt. Der durch die Einsicht in das dem Leben wesentliche Leiden übermächtig gewordene Intellect kann so gut wie jede andere Willensrichtung durch anderweitige Motive einen Abfluß erleiden, infolge dessen ihm jene Uebermacht zeitweilig oder dauernd wieder entzogen wird.

Der „entnervte" Lüstling hat so viel mit der Regeneration der „vergeudeten" Kraft zu thun, daß ihm kein Ueberschuß disponibel bleibt, mit welchem er in ungeschwächter Spontaneität nach außen zu wirken vermöchte — so sehen wir aus dem einst beherzten Jüngling eine feige, „wehleidige" Memme geworden. Dasselbe gilt von jedem in Ueppigkeit verweichlichten Volke, sei es daß Schlemmerei, Aphrodisien oder der „Luxus des Geistes"

seine Kräfte verzehrten. Wer umgekehrt der freien Entfaltung seiner physischen Irritabilität durch Uebung und angemessene Nahrung nachhilft, sammelt sozusagen ein Kapital an, das ihn im Augenblick der Noth nicht im Stiche läßt — dann erscheint das Wollen als „gestählt", blos weil es das Gegentheil von diffus ist, unbeschadet natürlich der Differenzen angeborener Energiegrade. Ein „concentrirtes" Wollen gibt ja sogar momentan den Anschein vermehrten Kraftquantums — das die Wahrheit des Sprichworts: „Noth bricht Eisen", wie der ihm ähnlichen! Deswegen hat man sich gewöhnt, „vielerlei, aber nichts ordentlich und mit ganzer Seele wollen" für einen Wechselbegriff von „Charakterschwäche" zu nehmen — und ist erstaunt, wenn solch ein vermeintlicher Schwächling, einmal herausgetrieben aus der Zersplitterung, unvermuthet eine beträchtliche Energie an den Tag legt. Jene „Schwäche" sollte also richtiger: leichte Verrückbarkeit der Functionirungsproportionen heißen — und gerade eine gewisse absolute Unverrückbarkeit einzelner Willensrichtungen kann mit dem zusammenfallen, was als sittliche Schwäche, d. h. als Unfähigkeit, sich durch Maximen bestimmen zu lassen, bezeichnet wird.

22. Fortsetzung. Die dämonische Macht sittlicher „Verkommenheit".

Das deteriora sequor hat man ja von jeher auf etwas wie eine äußere Macht zurückgeführt; das „Dämonische", „Besessensein" u. dgl. sind Begriffe, deren Ursprung hier zu suchen. (Der Eigensinn wird uns als etwas dem Gleichartiges noch an seinem Orte beschäftigen.) Der Spieler, der Trunkenbold, der gänzlich verkommene Asot fühlt sich wie unter einem Bann. Der Dämon wirft jedes Hemmniß vor sich nieder — nur dem äußern Zwang physischen Gebundenseins weicht er voll Ingrimms. Jeden,

der ihn auf seinem Wege aufhalten will, trifft zuletzt sein Haß — was ursprünglich Scham war, kann sich in satanischen Neid umsetzen. — Der Gedanke, daß andere nicht der gleichen Gravitation erlegen sind, wird unerträglich — die Selbstbehauptung kann sich nur noch genugthun in Herabdrücken anderer auf dasselbe Niveau — die eigene verlorene Ehre will auch anderer Ehre vernichtet sehen — Verführung, oder, wo die nicht anschlägt, schändlichste Verleumdung müssen dazu helfen — und weil die Vergleichung mit Angehörigen der eigenen Familie die nächste ist, so pflegen diese das erste Opfer solcher grausenhaften Verwüstung zu werden: Dankbarkeit und Vergeltung sind auf den Kopf gestellt: der Wohlthäter vor allem muß „daran glauben", daß er nichts vorausshatte — es ist das nach außen wüthende Gewissen — irgendwo muß die Ausgleichung vollzogen werden.

Es sind ja in der Regel von Hause aus „nicht schlechte Menschen", um derentwillen die sogenannten Besserungsanstalten erbaut werden; und deshalb kann es auch nicht denselben Makel auf die Ehre einer Familie werfen, ein solches Mitglied zu den Ihrigen zu zählen, wie es etwa die ganze Moralität eines Familiengeistes in Frage stellt, wenn ein sogenannter gemeiner Verbrecher zur Blutsverwandtschaft gehört. — Das mauvais sujet gilt sogar gewöhnlich für ein „verunglücktes Genie" — und irgendwelche einseitig hervorragende Begabung wird ihn auch meistens auszeichnen — wol am öftesten musikalische Anlage. Die hinter den Zäunen verendenden Landstreicher vom Gewerbe der Bänkelsänger, die in den Gossen sich wälzenden Dichter, die in der Kneipe zu Grunde gegangenen Schauspieler, die das Handwerk grüßenden „abgebrochenen Candidaten" — und wie die Kategorien von Unglücklichen alle heißen, für die sich, auch aus dem weiblichen Geschlecht, sogar „namhafte" Beispiele anführen ließen, wenn nicht gerade über dies Elend den Mantel der Liebe noch mit seinem äußersten Zipfel zu spreiten tausendfacher Anlaß geböte: sie bilden

ja eine eigene Species, deren Familienmal eben die dämonische Natur des Motivs ist, das ihnen auf der abschüssigen Straße den ersten verhängnißvollen Stoß gegeben, und das heißt: die starre Unverschiebbarkeit dieser einen Willensrichtung gegenüber allen andern.*) Das Starrmachende in der Wirkung des Dämonischen erinnert an die Macht des Magnetiseurs über den fremden Willen, und der Verfolg dieser Betrachtung müßte weit hineinführen in das „magische Geistesleben“, über welches das Schindler'sche Buch dieses Titels und nach diesem ein Werk Perty's („Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“) das Material zusammengetragen haben. Als „Paradoxie des Willens“ kommt es beim Eigensinn und bei den Antinomien des Gemüths zur Sprache — und ich verlasse hier diesen Gegenstand, um endlich wieder auf festern Boden zu treten.

23. Schlußbemerkung mit Uebergang.

Es mag sich nämlich ein Leser, der mich bis hierher geleitet hat, gesagt sein lassen, daß nicht weniger als ihm dem Schreibenden selber in diesem Abschnitt oft zu Muthe

*) Im kleinen erfährt jeder ein solches Starrwerden gewisser psychischer Thätigkeiten — denn nichts anderes ist es, wenn gewisse Vorstellungen oder Gedankenfolgen sich gleichsam darauf steifen, ihren Platz im Gehirn nicht aufzugeben, was ihnen bekanntlich in der Stille und im Dunkel der Nacht am leichtesten gelingt, wann kein äußerer Eindruck das Streben unterstützt, die Gedanken „abzulenken“ auf etwas anderes. Selbst das Geklingel einer bestimmten Melodie, das uns tagelang summsend durch den Kopf schwirrt, ist von derselben Natur, die nur deutlicher in den sogenannten „fixen Ideen“ sich kundgibt. Also auch in dieser Beziehung trägt jeder die Anlage zum Wahnsinn in sich, und ein Vorgefühl desselben scheint dabei fast so wesentlich zu sein wie die einzelne seiner Formen unterbrechenden lucida intervalla, die eben als solche wol für das sublimirteste Höllenbewußtsein gelten müssen.

gewesen ist, als müßten wir uns auf einem sumpfigen Terrain bewegen, wo jeder Schritt vorwärts die Gefahr mit sich führt, tiefer ins Bodenlose zu gerathen. Da entsteht von selber eine Zickzackbewegung, die in ziellosen Kreuz= und Quergängen eigene wie fremde Kraft vergebens abzumartern scheint, und mit der Geradlinigkeit des Vorschreitens scheint jede feste Disposition aus der Erwägung zu verschwinden — so sehr, daß selbst die Ueberschriften dieser letzten Kapitel zum Theil hinter Unbestimmtheiten sich flüchten mußten. Dennoch glaube ich, im Hin und Her dialektischer Thesen und Antithesen dem intelligenti i. e. inter lineas legenti auch die Synthesen nicht vorenthalten zu haben, und die objective Seite an den Asoten, an denen wir als das Subjective die dämonische Kraft der Motive erkannten, stellt uns wieder in den Bereich concreterer Mächte, sofern es die Gesellschaft mit ihrer Sitte ist, deren Weichbild jene „Unrettbarverlorenen" verlassen haben. (Deswegen richtet der Staat als der Hüter des Gesellschaftslebens gegen sie als solche, die sich von ihm ausgeschlossen haben, also hostes im antiken Sinne für ihn sind, Schranken auf, und solche Ausnahmebehandlung, wie z. B. das würtembergische Asotengesetz für „Recht" erkennt, ist vom Standpunkt des Staats als solchen aus eine unbestreitbare Consequenz — er kann nicht, wie etwa der Diener der Kirche als „Pastor", diesen von der Heerde abseit weidenden Schafen nachgehen, um sie zum Leben in der Hürde zu zwingen — so wenig wie es möglich ist, den Zigeuner zu nöthigen, daß er sich der staatlichen, auf Gegenseitigkeit beruhenden Ordnung einfüge — wer sich selbst zum exul machte, kann sich nicht beklagen, wenn er demgemäß als exlex, recht eigentlich als „Auswurf" der menschlichen Gesellschaft, behandelt wird, und ihm gegenüber nur noch der Standpunkt der Bändigung gilt, nachdem er selber zuerst in seinem Bewußtsein das Band der Zusammengehörigkeit mit der Gesammtheit zerrissen.)

24. Die Demoralisation im buchstäblichen Sinne als „Entsittlichung".

Die Sitte ist eine substanziale Macht, in welche wir den einzelnen hineingeboren finden. Ihren Ursprung zu ergründen, hat bekanntlich von den Voraussetzungen Herbart'scher Philosophie aus Lazarus versucht, und es ist dies ohne Zweifel eins der Fundamentalprobleme der von ebendemselben in die Reihe der selbständigen Disciplinen aufgenommenen Völkerpsychologie; der Charakterolog dagegen steht der Sitte, wo es die Modificabilitätsfrage angeht, als einem „Gegebenen" gegenüber. Das scheint freilich ein circulus vitiosus zu sein, da die Völkerinstincte — um Kürze halber diesen Ausdruck zu gebrauchen — aus welchen die Sitte fließt, ihrerseits wieder auf charakterologischen Grundlagen ruhen müssen. Allein hier haben wir es nicht mit bestimmten Sitten, sondern mit der Sitte als solcher überhaupt zu thun, und deren Herleitung ist genug gethan, wenn wir sie uns als das Gesammtresultat eines gewissen Durchschnittswollens vorstellen; ähnlich wie die sogenannte historische Schule der Juristen das Recht als die Summe des jeweiligen Volkswillens, somit als eine Specialität der Sitte und des Herkommens, definirt und sich auf „Usancen" und „Observanzen" als noch lebendige Beispiele des analogen Hergangs in der Gegenwart berufen kann. — Man braucht noch nicht gleich gegen die Sittenlosigkeit unserer Zeit zu wettern und kann doch von Herzen die Sittelosigkeit des heutigen Bürgerstandes beklagen. Diese hängt in vorderster Linie damit zusammen, daß den meisten das Heimatsgefühl abhanden gekommen. So konnte es geschehen, daß es sogar Deutsche gibt, denen ein Gedicht wie Friedrich Hebbel's „Das alte Haus" keine Gemüthssaite mehr anschlägt, weil es für sie auf nichts Selbsterlebtem mehr ruht, nicht einmal auf potentiell Nachempfundenem; wie vielen liegen heutzutage nicht auch die

Gräber ihrer geliebten Todten weithin zerstreut durch alle Lande der „bewohnten Erde“ — und in die Irre müssen sie schweifen nach tausend Stätten, wo ihre „Träume wandeln gehn“. — Der eine wandert aus in fremde Länder und Erdtheile; der andere sucht sich wenigstens fern von dem Herde, an welchem seine Wiege gestanden, einen Ort aus, der für sein Geschäft oder Etablissement gelegen ist; ein dritter wird als Beamter vom einen Winkel der Monarchie in den andern, vielleicht gar in überseeische Colonien verschlagen. So wird an allen Punkten das Band des überkommenen Väterbrauchs zerrissen — im besten Falle tritt an die Stelle des Heimatsgefühls der abstracte Patriotismus, der dann leicht genug zu kosmopolitischer Verachtung alles „spießbürgerlich Engen“ in den Local- und Gautraditionen sich verflüchtigt — es gibt ja nichts Nivellirenderes als die Tyrannei des demokratisirenden Bureaukratismus, der nichts wissen will vom Recht der Stammeseigenthümlichkeit. Und was diese Emancipation von dem durchs Alter Geheiligten fortbestehen läßt, ist nur die Caricatur altfränkischer Etikette, gerad' engherzig genug, um in selbstgefälliger Intoleranz das wirklich in seinem Innern frei gewordene Individuum durch lästigsten Geselligkeitszwang zu terrorisiren, als thäte man den Leuten ein Unrecht blos dadurch, daß man am Umgang mit ihnen keinen Gefallen findet. So steht denn auch die Opposition ein für das bloße Recht, als ein abstractes Postulat der Vernunft, nicht für eine wirkliche Herzenssache — und die conservative Reaction benutzt das, um ihr Sonderinteresse einzelner Stände zu umkleiden mit dem Nimbus der jedem Gemüth werthvollen Vertheidigung eines Stücks der untergehenden Sitte. Der Rigorismus eines Robespierre ist von jenem Unterminiren dessen, was nur darin sein Recht hat, daß es Sitte ist, blos die zerrbildliche Consequenz: fiat justitia, pereat mos!

Demoralisirend wirken demnach all diejenigen Factoren, welche einen Zersetzungsproceß in diese Substanz einführen.

Dies kann nun aber auf gar verschiedene Weise geschehen. Schon ein großes Nationalunglück reicht hin, die von der Sitte geknüpften Bande zu lockern, zu lösen oder gar zu zerreißen. Krieg, Pest, despotische Willkür der Gewalthaber sind solche Mächte.*) Aber nach dem summum jus, summa injuria hat auch das alles controlirende Mistrauen der bureaukratischen Regierungsweise dieselbe Wirkung; denn durch diese verliert die Sitte die charakteristische Basis ihrer Wirksamkeit: die Selbstverständlichkeit. Die Sitte ist ein wahres Noli me tangere — der bloße Gedanke, man könne sich ihr entziehen, erzeugt den ersten „faulen Fleck" an ihr, von dem sich mit rapider Schnelligkeit das Zerstörungswerk ausbreitet. Wer also das quisque praesumitur moralis in unablässiger Bewachung auf den Kopf stellt, der entbindet gewissermaßen vom Zwang der Sitte — das ist der eigentliche Unterschied zwischen patriarchalischem und Rechts- oder Polizeistaat. Wo die Sitte herrscht, ist die Polizei überflüssig; jene sagt: alles ist erlaubt, was nicht verboten ist — diese steht, wenn nicht auf, so doch dicht vor dem Ausspruch: alles ist verboten, was nicht erlaubt ist. Aber nur das Verbot reizt zum Ungehorsam, nicht die Erlaubniß etwas zu thun als solche auch schon dazu, von ihr Gebrauch zu machen. Das Verbot bleibt unwirksam ohne die Macht, welche der Uebertretung zu steuern vermag — ohne Strafandrohung ist jedes Verbot ein leerer Wortschall. Die Strafe aber

---

*) Der Despotismus, welcher das car tel est notre plaisir an die Stelle durch Tradition geheiligter oder als rationell sich selber empfehlender Institutionen setzt, verwirrt den „gesetzlichen Sinn" der Menge, die anfangs nur gegen ungerechten Zwang sich auflehnt, aber, wenn sie sich erst — im activen und passiven Widerstand — ans Nichtgehorchen gewöhnt hat, bald mit jener Krawallust des großen Haufens nicht mehr unterscheidet zwischen der Insurrection des empörten Rechtsgefühls und der revoltirenden Widersetzlichkeit gegen die Bedingungen staatlicher Ordnung, zwischen erlaubter Opposition und unberechtigter Renitenz.

fürchtet nur, wer durch sie noch etwas zu verlieren hat — der Schwerleidende, der Verzweifelnde läßt sich durch sie nicht mehr schrecken. So kommt es, daß oft noch die Sitte heilig hält, wer das Gesetz als strafendes verachtet, ja ihm offen Hohn spricht. Das bestätigt sich im kleinsten wie im großen. Es sind dieselben Weiber, welche das Vestafeuer der Sitte sorgsamst hüten und doch ohne die leisesten Gewissensbedenken darauf sinnen, wie sie den Mauthwächter täuschen möchten — „laß sie doch besser aufpassen!“ ist ihre schalkhaft herausfordernde Entschuldigung, welche zugleich den Unterschied beider Standpunkte grell beleuchtet: jede argusäugige Controle legalisirt gewissermaßen zum voraus den geglückten Versuch sie zu hintergehen: wo dem Gewissen nichts mehr anvertraut wird, da gilt bald genug für „nicht Unrecht“, was „nicht herauskommt“. In dem entbrannten Wettstreit gegenseitigen Ueberlistens kehrt fast das Gesetz der spartanischen κρυπτεία zurück: was unentdeckt bleibt, bringt Ehre ein statt Strafe. So hat das Extemporaleschreiben, so das Auf-die-Spitze-treiben der Bedeutung des Abiturientenexamens einen beiderseitigen Kriegszustand erzeugt, wo jedes Strategem berechtigt scheint, das sichere Ausführung verheißt. Und selbst etymologisch scheinen „Mogeln“ und Schmuggeln sich nicht anders zu verhalten wie Maulen und Schmollen. Wie eine levissima nota streift eine Steuerdefraudation höchstens den „guten Namen“ des Uebertretenden, und die bestellten Wächter selber bleiben nicht unempfindlich gegen den Humor des Dupirtseins. Man fahre nur fort, eine „Aufsichtsbehörde“ über die andere zu errichten und die ganze Staatsweisheit in Erfindung neuer Sicherheitsventile zu setzen, so wird man bald genug dahin kommen, daß auch „Vernachlässigung des Dienstes“, das blos frönlingsmäßige Wahrnehmen eines Amtes, für keinen sittlichen Makel mehr gilt; denn man hat eine Ausrede heraufbeschworen, die, wider den Staatsmechanismus sein eigenes Princip kehrend, ihm entgegenhöhnt: „so sehet doch denen

noch schärfer auf die Finger, deren Gewissen ihr aus dem Ansatz eurer Rechnung gestrichen habt. — Ihr glaubt ja doch betrogen zu werden, so mögt ihr's denn auch wirklich werden!" Kurz: die Controle macht den Schuft nur schlauer, den Ehrlichen leicht ehrlos aus Verdruß, doch schon als ein Ehrloser behandelt zu werden, und der Rechtsstaat in seiner starren Consequenz wird der allerunerträglichste Tyrann, weil in ihm milderndes Wohlwollen keinen Platz mehr hat (s. S. 191). In der That muß in einem Volke ein fast unverwüstlicher Fonds ehrlicher Gewissenhaftigkeit vorhanden sein, wenn solch ein Controlesystem nicht alsbald das Beamtenheer dermaßen corrumpirt, daß alles den Stempel des Miethlingswesens an der Stirn trägt; denn wenn der Sturm eine am Spalier großgezogene Ranke packt, so pflegt er sie an der Wurzel zu knicken. Und hier kann ich mich nicht entbrechen, ein paar Sätze nachzutragen, die mir als eine fast wörtliche Bestätigung des Ebengesagten hochwillkommen sein mußten, als ich sie in der Schrift eines ehrwürdigen Veteranen der Pädagogik fand, welcher über den Verdacht frivoler Ketzerei weit erhaben ist. Roth läßt sich in seiner „Gymnasialpädagogik", S. 273 fg., mit heiligem Zorn also vernehmen: „Das vornehmste der Hindernisse, welche dem Erwecken des neuen Geistes im Lehrstande im Wege stehen, möchte wol die militärische Unterordnung unter das oberste Schulregiment sein, die Abhängigkeit der Lehranstalten von der Bureaukratie, von welcher der Unsegen wie ein böser Melthau immer von neuem auf all das fällt, was im öffentlichen Leben durch guten Willen und den Antheil des Herzens an der Berufsarbeit zu Stande gebracht werden sollte. Denn je mehr die Arbeit, wozu ich mich verpflichtet habe, von geistiger Art ist, wie eben das Erziehen durch Unterricht, desto mehr bedarf ich zur Energie meines Thuns der Spontaneität der selbständigen Initiative in meinen Verrichtungen, und diese Spontaneität zieht mir die Bureaukratie, soviel sie vermag, aus

meiner Seele, indem sie nicht nur das Was, wozu sie bis auf einen gewissen Grad berechtigt ist, sondern auch das Wie anbefiehlt, woran sie kein natürliches, sondern nur ein usurpirtes Recht hat; und der Obere, die verkörperte Bureaukratie, saugt die mir entzogene Spontaneität in sich hinein, ohne ethischen Gewinn, da nicht seine Vernunft oder Willenskraft, sondern nur das in ihm verstärkt wird, was Plato das ἐπιθυμητικόν zu nennen pflegt ... in seinen Augen ist er ein Herr der Sachen und Personen, und der Untergeordnete ist ein Knecht geworden, der seines Herrn Willen wissen, nicht nach eigener Ein- und Ansicht handeln soll. Von da an wäre es eine lächerliche Anmaßung, wenn der Untergeordnete bei dem, was er thut und läßt, sich auf sein Gewissen berufen wollte. Er mag sein Gewissen behalten für sein häusliches Leben; die Bureaukratie aber impft ihm ein künstliches Gewissen ein für alles, was er als Beamter oder als Staatsbürger zu thun hat: hier hat das natürliche Gewissen weder Sitz noch Stimme." Ist das nicht ein classischer Commentar zu dem, was von der Imputabilitätslosigkeit bei absoluter Heteronomie zu sagen war? Dazu nehme man noch, a. a. O., S. 275 fg.: „Auf dem Boden des Rechts, welches vor Gott Recht ist, steht die Bureaukratie nicht; schon darum nicht, weil sie sich, zwar stillschweigend, aber desto zuversichtlicher, das Recht anmaßt, welches keinem Sterblichen gebührt, das Recht der Unfehlbarkeit. Diese hat sie von der Curie bei deren vollem Leben ererbt, für ihre Machtsprüche aber die Form der Napoleonischen Depeschen, nicht die des menschlichen Hirtenbriefs angenommen. Denn vor zeiten klang's doch anders und zuthunlicher: — «Unsern Gruß zuvor!» und am Ende: «Daran beschiehet unsere Meinung» und «Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen»." — Aber selbst in preußischen Zeitschriften für Pädagogik und von altgeschulten preußischen Lehrern werden Stimmen laut, welche

sich nach der guten alten Zeit zurücksehnen, „wo noch jeder Lehrer in seiner Klasse der Rector war" und man noch nichts wußte von jener mechanischen Stufenleiter eines fanatischen Controlesystems, für welches die Bezeichnung „organische Gliederung" eher ein heuchlerischer Deckmantel als ein bona fide gebrauchter, harmloser Euphemismus zu sein scheint. Wer sich an dergleichen zu erquicken wünscht, möge z. B. nachlesen, was ein Referent über „Harnisch' Leben" vom Institut der Ordinariate u. dgl. sagt in Langbein's „Pädagogischem Archiv", 1866, S. 121 fg.

Es waren allezeit die weisesten Pädagogen, welche sich sträubten, für ihre Schulen geschriebene Gesetzestafeln aufzustellen — sie wußten, daß damit untergraben wird, was als „guter Geist" die Macht der Selbstverständlichkeit hat. Im Völkerleben gibt es desgleichen Gefahren, welche durch das plurimæ leges, pessima respublica nicht erschöpft werden. Allzu häufigen Regierungs- und Verfassungswechsel erträgt auch die „loyalste" Nation nicht; denn nur die Dauer kann dem positiven Gesetze etwas von der Kraft zurückgeben, welche der Sitte als ererbter Tradition von selber innewohnt. Und wenn „Patrone" auch nicht überall Schutzheilige sein können, so sollten sie doch ihrer Namensverwandtschaft mit dem „väterlichen" Regiment eingedenk bleiben, um es nicht für eine Kleinigkeit zu achten, wenn alle Semester an ihren Patronatsschulen das Lehrerpersonal wechselt. Das widerspricht nicht dem, was S. 193 über das Vortheilhafte der Einwirkung verschiedener Lehrer auf ein und dasselbe Schülerindividuum gesagt worden ist. Dort sollte einseitiger Ausschließlichkeit, hier muß einheitsloser Unstetigkeit entgegengetreten werden — und da scheue ich das Paradoxon nicht: lieber stelle man den Schüler unter einen Kreis von Mittelmäßigkeiten, als daß man ihn der Gefahr aussetze, in langer Reihenfolge von Lehrern unterrichtet zu werden; man thue das selbst nicht, wenn man gegründete Hoffnung haben könnte, daß deren jeder gescheiter und tüchtiger als sein Vorgänger

sein werde. Denn die zarte Pflanze der Pietät schlägt langsam Wurzel und in dem immer wieder aufgerissenen Boden niemals tiefe. Was rasch gewonnen und verloren wird, ist nur ihr illegitimer Vetter, der Respect, dessen Emblem auch beim Corporal nicht umsonst der Stock, das abgeschnittene, wurzellose, erstorbene Reis ist, und der sich zur Pietät genau so verhält wie das Gesetz zu Sitte — die Sitte wird, bildet sich, das Gesetz ist gemacht — kann deshalb auch umgemacht, aufgehoben, beseitigt werden.

Das plurimæ leges, pessima respublica läßt sich auch noch in anderer Fassung auf einen tiefern ethisch-psychologischen Gedanken zurückführen, der zugleich das bereits oben gelegentlich berührte Verhältniß des Ethischen zum juristischen Gebiet klarer ins Licht setzen kann: solange etwas blos der Sitte, dem Gewissen, anheimgestellt ist, hat der einzelne sein Verhalten dazu ganz mit sich selber abzumachen — er findet seine Ruhe nur in sich oder gar nicht. Sobald aber der Staat durch ein bürgerliches Gesetz sich einer Sphäre des ethischen Lebens bemächtigt (wie z. B. im Disciplinarstrafverfahren gegen nicht geradezu verbrecherische, aber doch „unwürdige" Beamte), so erscheint das Vergehen dawider als schlechthin und vollständig sühnbar durch das Erleiden einer bestimmten äußern Strafe; und weil jede äußere Strafe leichter zu ertragen ist, als innere Gewissensunruhe, so wird desto mehr gegen den ethischen Instinct gesündigt, je weiter das Gesetz, das positive Strafrecht, in dessen Bereich übergreift: was von menschlichem Gesetz erreicht werden kann, das erscheint sozusagen als ein leichteres Vergehen im Vergleich mit demjenigen, was die ewige, „göttliche" Gerechtigkeit auszugleichen sich vorbehalten hat. Allerdings jedoch beweist es an sich schon eine Zermürbung des Sittlichkeitsbodens, wenn der Staat sich veranlaßt findet, ergänzend dessen Lücken oder Löcher auszufüllen. Und dazu stimmt es aufs beste, oder vielmehr allerschlimmste, daß es nirgends eine nichtswürdigere, völliger in raffinirtesten Egoismus auf-

gehende Bevölkerung gibt als in dem Lande, wo jede Sitte in Gestalt eines positiven Gesetzes formulirt ist — in China. Das heißt denn freilich Ernst machen mit dem Satze: das Gesetzesrecht ist Ausdruck des Volkswillens. Außerdem aber öffnet ja jede in allzu weiter Ausdehnung nothwendig verkünstelnde Gesetzgebung den rabulistischen Kniffen, oder Chicanen mit Interpretationssophismen und sogenannten „Formfehlern", den breitesten Spielraum und zerrüttet so die instinctive Achtung des Volks vor allem, „was Rechtens ist". In diesem Sinne läßt Goethe den sterbenden Götz klagen: „Es kommen die Zeiten des Betrugs (d. h. der Tücke und Ränkesucht), es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List und der Edle wird in ihre Netze fallen!" wobei sicher ebenso sehr an das damalige Aufkommen des Advocatenstandes zu denken ist, als etwa an die dem Ritterstand tödliche Ausbreitung des Gebrauchs der Feuerwaffen.

Aber diese äußern Feinde der Sitte sind dennoch kaum die schlimmsten — aus ihrem eigenen Innern kann die Fäulniß anheben durch das einfache Besinnen des Individuums über seine Stellung zur Sitte als dem Allgemeinen — mit einem Wort durch den Individualismus, dessen Samenkörner freilich die Felsenrinde erst zu sprengen vermögen, wenn diese bereits brüchig geworden — der Boden aufgelockert ist. Denn ehe die Sitten schlecht werden, werden sie locker (mores dissoluti), im einzelnen wie in ganzen Völkern.

Ein lockeres Mädchen, ein lockerer „Vogel" (um auch diesem Goethe'schen Lieblingswort seinen Platz nicht zu versagen), ist oft nur umspielt von einem „holden Leichtsinn" — aber womit dieser es leicht nimmt, sind eben die Schranken der Sitte, über die er tändelnd und tänzelnd hinaushüpft, ohne geradezu ihr Verächter zu werden, geschweige ihr offen den Krieg zu erklären. Er gibt dem Reize nach, den es für jeden Nichtphilister hat, am schlüpfrigen Abhang der Gefahr zu spielen — mehr in Worten als in

Thaten emancipirt er sich von „Mamsell La Regle", schlägt der ewigen Hofmeisterin mit neckischem Muthwillen gern ein Schnippchen und blickt dazu so keck treuherzig drein, als wollt' er sagen: sieh nur, ich will dir ja blos zeigen, wie weit man's treiben kann, ohne gleich zum „schlechten Kerl" zu werden. Doch freilich steht neben dieser naiven Lockerheit, der es nur Spaß macht, die Ueberflüssigkeit aller „Maximen" an sich selber darzuthun, eine andere; die hat den Standpunkt der Grundsätze nicht vor, sondern hinter sich — in ihr hat die Reflexion die Autorität der Convenienz nicht blos, sondern auch die der Sitte und Moralität bereits angefressen — die sagt nicht blos: ich brauche euer stetes Begouvernantiren nicht, mein unverdorbener Sinn schützt mich schon selber vor schlimmerer Ausschreitung — die fragt die Autorität selber nach ihrer Legitimation und will, „aufmuckend", sich nichts sagen lassen — so ist sie schon eine bedenklichere Form des Individualismus.

25. Der Individualismus als souveräne Kritik.

Auf der zweiten, auch noch instinctiven, Stufe der sittlichen Entwickelung beugt sich das Ich selbstlos unter ein als höheres blindlings anerkanntes Nicht-Ich, als unter die absolute Autorität. Dabei wirken als geheime Motive mit: Furcht, Ehrfurcht und Streben nach Abwehr der Gefahren fürs Ich. Auf einer folgenden Stufe wird das Nicht-Ich theoretisch negirt, nur das Ich gilt, nach dem Princip des einfachen Egoismus. Zuletzt erst wird das Ich als ein nicht-sein-sollendes negirt, gleichviel unter welcher Form — ob als Gott oder Welt des Elends — das Nicht-Ich angeschaut wird: — die Selbstverleugnung des Ichs wird Selbstzweck und auch diese „Verneinung des Willens" ist zu fassen als eine a u t o n o m e Unterwerfung unter ein Nicht-Ich — theologisch ausgedrückt: unter den Willen Gottes — rein ethisch: unter die antiegoistische

Pflicht. Also nicht ohne weiteres ist die Independence einer voraussetzungslosen Theorie, welche an die Stelle des heteronomen Princips der Autorität das autonome der selbsterkämpften Ueberzeugung setzt, allemal schon der Vorläufer absoluter „Freigeistigkeit" auch in praktischer Beziehung — sowenig wie umgekehrt der Drang nach persönlicher Unabhängigkeit beim Engländer diesen dahin führt, sich von den Banden des Staatsgesetzes, geschweige der alttestamentlichen Legislatur zu emancipiren. Demgemäß stützt auch Kant im letzten Grunde seinen kategorischen Imperativ noch auf eine außermenschliche Gerichtsbarkeit, wofür mit feiner Beobachtung Schopenhauer sich auf die archaisirende Form „du sollt" als auf einen Beleg berufen hat. Mit wie viel Bewußtsein zum ersten mal, soviel wir wissen, die griechischen Sophisten das individuelle Meinen zum „Maß aller Dinge", d. h. zur höchsten Entscheidungsinstanz, erhoben haben, mag hier unerörtert bleiben. Jedenfalls konnte der Gegensatz in seiner vollen Schärfe erst hervortreten, nachdem nicht mehr blos der instinctiv waltenden Sitte, sondern einer fest formulirten Gesetzgebung von angeblich übermenschlichem Ursprung gegenüber die kritische Revision sich darauf besann, wie im oben dargelegten Sinne auch die starrste Heteronomie zuletzt des sozusagen weltlichen Placet seitens des Subjects für ihre „geoffenbarten" priesterlich-statutarischen Gebote und Verbote nicht entrathen könne. So bleibt es auch von dieser Seite betrachtet und nach dieser Richtung hin angewandt wahr: es geht mit dem ersten Ich-Sagen ein tiefer Riß durch die Welt. Bis dahin ist der Mensch sich ein Gegenstand wie alles andere auch, mit nomen appellativum oder proprium — jetzt scheidet er sich von dem gesammten Universum als einem andern — das ist der tiefe Sinn der indischen Mythe, daß die Aham-kara — die Ich-Machung — eintrat, nachdem aus dem Brahmaei Erd' und Himmel sich geschieden und dafür — Schellingisch ausgedrückt: für die Differenzirung des Indifferenten — muß Brahma büßen.

(Dem entspricht die Etymologie von aham — ego — in der Kuhn'schen „Zeitschrift", Bd. 9, Heft 1, S. 51 fg., wonach dies Wort ursprünglich eine räumlich abgeschlossene Einheit bezeichnet.) Kant und Lessing haben jene autonome Voraussetzung aller Ethik erkannt, als sie die Religion aus der ethischen Anlage des Menschen herleiteten und die Moral nicht zu einer Tochter der Theologie wollten erniedrigen lassen. Es mußte irgendeine Gestaltung des Sittlichen im Menschenleben voraufgegangen sein, ehe der sittliche Gehalt in gewisse Götterwesen konnte projicirt werden — ohne ein ethisch-metaphysisches Bedürfniß im Menschen hätte keine Priesterlehre Aufnahme finden können — und woher nahmen die „Stimmen der Gottheit" den Inhalt ihrer Vorschriften anders, als aus dem eigenen Innern? Es mußte der Mensch des Gewissens als einer immanenten Macht inne geworden sein, ehe er dessen Forderungen als positive Gesetze einer Gottheit anschauen konnte. Und wer die dogmengeschichtliche Entwickelung z. B. der Lehre „von den Eigenschaften Gottes" bis ins jüdische Alterthum hinauf verfolgt, der muß anerkennen, daß der Vorstellung solcher „Vollkommenheiten" ihre Würdigung und Werthschätzung mußte vorausgegangen sein. Konnte man etwas anderes in einem Gotte suchen, als was man — wenn zwar nicht in der abstracten Vollendung, so doch in concreten homogenen Ansätzen oder Keimen — in der Menschenwelt gefunden? Konnte man einen als liebevoll vorgestellten Gott lieben, wenn man nicht zuvor in und an sich selber den Werth der Liebe gefunden und erfahren? *) Kurz: die Götter waren stets und über-

*) Das ist ja der Gedanke, der J. J. Rousseau muß vorgeschwebt haben, als er verlangte, die religiöse Erziehung auch des Individuums solle erst eintreten, wo eine gewisse Reife erlangt sei; wer Gott als Vater lieben soll, muß doch zuvor eines zwischen Menschen verharrenden Pietätsgefühls fähig sich erwiesen haben; das erkennt ja selbst das Wort an: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?"

all das an den Himmel geworfene Spiegelbild der ethischen Gesammtanschauungen des Volksgeistes, dem sie angehörten. Was hieran im Laufe der Jahrtausende die gedankenlose Weiterlieferung eines Ueberkommenen, was träge Gewohnheit und bewußt hierarchische Absicht geändert haben: das liegt überall da vor, wo es den Lehrern theologischer Systeme gelungen ist, die Philosophie zur Magdstellung des Scholasticismus zu degradiren. Und insofern die Reformation es war, welche wieder Fluß brachte in die erstarrten Gewissen, die sich der Selbstbestimmung ein für allemal entäußert hatten, brauchen wir dem nicht zu widersprechen, daß das „protestantische Princip“ (aber wohl zu merken nur in seiner ursprünglichen Reinheit!) zuerst wieder den Individualismus in die Würde des Urtribunals eingesetzt hat und insofern die Vertreter des letztern berechtigt sind, sich auf jenes zu berufen. Aber wie lange hat es gedauert, bis — nach gewaltsamer Unterdrückung der als „Schwarmgeister“ Verrufenen, die alsogleich Ernst machen wollten mit den Consequenzen reinster Autonomie, — die Philosophie den Fesseln eines abermals sie umschnürenden Scholasticismus sich entwinden konnte! (Vor allem verdient noch immer nachgelesen zu werden, was Schiller in der Einleitung zu seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ darlegt von den Netzen der „Halbheit“, in welche der Protestantismus sobald schon — politisch wie allgemein ethisch angesehen — sich verstrickt hatte.)

Selbst heutzutage fragt noch überall die echte Theologie — nur am naivsten, aber keineswegs ausschließlich, in der päpstlichen Encyklika — jede Philosophie nach ihrem Taufschein, und nicht nur an ultramontan beherrschten Hochschulen steht die Mehrzahl der Philosophieprofessoren noch immer Rede und Antwort auf solch Verlangen. Eine Philosophie aber, die gar ungefragt sich vom Kirchenbuchführer einen solchen Stempel aufs Titelblatt drücken läßt, sollte für gerad' ebenso verdächtig angesehen werden, wie ein Vagabund, der seine „Papiere“ immerfort in der Hand

trägt, sie auch unaufgefordert gleich vorzeigen will und damit das Recht der Polizei anerkennt, ihn unablässig zu überwachen. Der Philosoph, der sich von einem christlichen Theologen einen Paß ausstellen läßt, begeht die Taktlosigkeit, die Competenz einer außerphilosophischen Behörde gelten zu lassen und ihr das Recht einzuräumen, daß sie ihn auf seinen Glauben „beglaubige". Die Philosophie aber ist selber die oberste und einzige Centralbehörde der Wahrheit, und Souveräne vergeben ihrer Würde nicht weniger als alles, wenn sie nicht ohne Paß reisen; wobei es ganz gleichgültig bleibt, ob zufällig der Fürst mit seinem Polizeiminister in Einklang steht oder nicht. Er kann nur beabsichtigen, im Universum des Wahrheitsreiches seinesgleichen aufzusuchen, und verlangt, nicht wie das Krämervolk auf Contrebande untersucht zu werden — selbst das Gepäck seiner Gesandten genießt nach Völkerbrauch das Vorrecht, die Grenze unvisirt und unrevidirt zu passiren. Daß aber damit Peststoff „eingeschleppt" werden könne, wer wollte das leugnen? Und diese Möglichkeit ist es ja eben, welche uns den Individualismus im Abschnitt von den sittezermürbenden Agentien zur Sprache bringen ließ. Die Betrachtung der von diesem alldurchdringenden Oxygen verursachten Verwitterung soll uns als unparteiische Beobachter finden. Nur mache uns niemand zum Vorwurf, daß wir dabei zu Herolden eines Herostratenruhms werden — es ist ein Gesetz der Weltgeschichte, daß der Name dessen, der den ephesischen Dianentempel angezündet, nicht konnte „todtgeschwiegen" werden — Gesetz und Verabredung erwiesen sich gleich unwirksam — die Flammenschrift solcher Namen läßt sich nicht eindämmen, geschweige ersticken — sie strömt selbst über die Lippen der Widerwilligen, und der Mann hat doch seinen Willen bekommen!

Die „Frommen", welche den Individualismus als den Grund alles Verfalls in unserer Zeit anklagen, überblicken schwerlich den ganzen Umfang der Wahrheit, welche sie damit aussprechen. Hier heißt es principiis obsta! — und

doch kann ein Tholuck vom Streben, dem Individuum eine Selbständigkeit gegen das pantheistische Absolute zu sichern, zum ersten Schritte auf dieser abschüssigen Bahn gedrängt werden. Die Wahrheit aber ist: der Individualismus ist nicht erst heute, sondern zu allen Zeiten das Ferment gewesen, welches den Zersetzungsproceß in der Geschichte herbeiführt; und alles, was man „Fortschritt", „Entwickelung in der Geschichte" nennt, ist im Grunde nichts anderes, als das klarere Heraustreten eben dieses Individualismus. Diese Behauptung will sich keineswegs für eine neue Entdeckung ausgeben: schon längst hat man ihn als das eigentlich „Revolutionäre" in Sokrates so gut wie in den Sophisten erkannt. Im Staatsleben tritt er auf als Demokratie und Proudhon'sche An-Archie. Perikles und Cäsar haben ihn zum Princip ihrer Macht gehabt — und die Geschichte der Lykurgischen wie Solonischen Verfassung ist auch darin vorbildlich, daß sie sich immer weiter entfernte von der Grundlage der substanziale Einheit, in welcher das Individuum ein „unselbständiges Moment" gewesen; im Gallimathias der Hegel'schen „Philosophie der Geschichte" läßt sich bei der „Entwickelung zur Freiheit" nichts anderes denken, und Max Stirner's: „Der Einzige und sein Eigenthum", sowie die diesen noch überbietende Schrift: „Verstandesthum und Individuum", sind die letzten Sprünge einer veitstanzartigen Bewegung, in welcher die Ansichten weit über die Welt selber hinausschossen, welcher deshalb jede Rückkehr von jenseit des Gravitationsbereichs der Realität unmöglich ist. — In der Kunst zerstückelt er das gemeinsame Ideal zu lauter Privatidealen, zu lauter vergötterten Individualitäten und beherrscht die Bühne nicht minder als die Staffelei — besonders im Genrebild —; Architektur und Sculptur macht er so gut wie unmöglich; in der Musik pocht er als Zukunftsmusiker auf die individuelle Besonderheit in Form einer Zusammengehörigkeit der Melodie mit diesem einzelnen Text und dieser bestimmten Situation in der Oper — die

allgemeine Stimmung kommt darüber schier abhanden. In der Ethik macht er sich geltend als schrankenloser Subjectivismus, welcher mit dem Satze: „Jeder handelt recht, sofern er nach seiner Ueberzeugung handelt", aus der ganzen Bibel nichts so eifrig ausbeutet, als die Anklänge hieran, die im Römerbrief mit dem paulinischen ἐν πίστει sich finden. In der Theologie sahen wir seinen Keim und seine halbe Verwirklichung im „protestantischen Princip", ganz deutlich schon da, wo dies noch verharrt in halbem Wissen, halber Skepsis, so den Menschen über die Schwelle des Tempels führt, dann die Thür hinter ihm zuschlägt, daß er im Dunkeln tappend bleibt und allzu leicht in seiner Blindheit das Götterbild von seinem Postament herabreißt und zertrümmert. In der Naturwissenschaft ist er in seiner einfachsten Form mit sich selber identisch als Atomismus; und in der Philosophie stammt aus ihm jeder skeptische Gedanke, der sich aus der Allgemeinheit und ihrer Autorität losgemacht hat.

Von diesem Individualismus etwas verschieden ist die Gefahr, welche die juristische Dialektik mit sich bringt. Der Volksinstinct ahnte etwas hiervon, als er ein Mistrauen gegen die „echten Advocaten" in sich aufkommen ließ. Wer von Amts wegen immer verpflichtet ist, geltend zu machen: jedes Ding hat zwei Seiten — und zu fordern: audiatur et altera pars — der muß schon ungewöhnlich starke Charakterfestigkeit haben, um nicht ein laxes „es kommt überall nur darauf an, wie man's Ding ansieht" auch zur Maxime seiner Privatmoral zu machen — denn weil so leicht nicht bei irgendeinem Processe die eine Partei ganz recht und die andere ebenso pure unrecht hat, so ist nur ein leiser Ruck der sophistisirenden Vernunft nöthig, um zur Consequenz zu gelangen: „es handelt sich für beide nur um ein Mehr oder Weniger von Unrecht — warum also sollte ich nicht die Sache des Cajus so gut und gern führen wie die des Titus?" So erscheint es nicht als bloßer Zufall, daß gerade die Führer

der extremen Parteien meist aus der Anwaltsschule hervorgegangen, sei es auch nur als Schreiber Vansen (schon bei Griechen und Römern war das ja die Propädeusis der politischen Beredsamkeit), und noch weniger, daß unter ihnen die „Renegaten" am zahlreichsten sich finden. Denn wie soll eine einfach feste Ueberzeugung sich bilden, wo das Aufstellen des Pro und Contra zum täglichen Geschäft gehört? Man sollte deshalb am wenigsten bei solchen Leuten von Gesinnungswechsel reden — denn sie vertraten stets nur die Abstractionen ihrer deductiven, discursiven Subsumtionen — also eine Sache des Kopfes — jede Gesinnung aber wurzelt im Herzen — und eine Aenderung dieser ist nur denkbar auf dem Wege einer psychischen Total- und Radicalrevolution, die zu den allerseltensten Phänomenen der Charakterologie gehört.

26. Fortsetzung. Wirkliche und vermeintliche Frivolität.

Wohl ist viel Streit darüber, von welcher Grenze an man Frivolität — nicht nur der Zunge, sondern auch der Gesinnung — behaupten dürfe. Aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß eigentliche Frivolität jedesmal eine skeptische Theorie zur Voraussetzung hat. Wenn einer auch noch so boshaft über alle Schranken des Mitleids sich hinwegsetzt, solange er nicht mit Bewußtsein ihnen „Hohn spricht", kann von Frivolität nicht die Rede sein. Jeder freilich ist geneigt, über frivole Aeußerungen sich zu beschweren, wenn gerade sein ethisches — in specie theistisches — Fundament angetastet wird. Aber Billigdenkende werden in der Forderung des Respects vor fremder Ueberzeugung nicht allzu weit gehen. Kinder und Weiber mag man schonen in ihrer Gläubigkeit — denn es ist unedel, den Wehrlosen anzugreifen — aber in der wissenschaftlichen Debatte sollte man die Beobachtung solch einschränkender Kampfregeln nicht verlangen: wer ehrlich im Dienst der

Wahrheit ficht, hat Anspruch auf Gehör, wie immer er sich vernehmen lasse — und eine sarkastische argumentatio ad hominem wird schwachen Gemüthern allemal frivol klingen. An sich ist es eine tyrannische Forderung, man solle jede Ueberzeugung als solche, somit auch die nicht erkämpfte, die bequem blos angenommene, ehren. Und wie schwer läßt sich erkennen, was im eminenten Sinne wirklich „Ueberzeugung" (mehr als bloße „Meinung") ist und was nicht; — insbesondere gibt sich oft für Ueberzeugung aus, was in nichts besteht als in einem Erlahmen des kritischen Denkens angesichts schwieriger Probleme; und wo zufällig eine angebliche Ueberzeugung an weltlichen Vortheilen ihren Verbündeten hat, da ist es vollends mislich, die Spreu vom Weizen scheiden zu wollen — denn nur die opferbringende Ueberzeugung ist in dieser ihrer Natur ganz unverdächtig — doch deshalb noch lange nicht in ihrer Wahrheit: Caprice, Bornirtheit oder die Eitelkeit, etwas Absonderliches für sich zu besitzen, können auch ihren Theil daran haben — und der Wahnsinn der Wiedertäufer ist eine in Flammenschrift verzeichnete Warnung, nicht Selbstopferung und Martyrium für hinlängliche Beglaubigung der materiellen Richtigkeit eines Bekenntnisses hinzunehmen. Wer sich immer hinter seine „Ueberzeugung" verschanzen will, dem darf man also wohl zurufen: Do thou amend thy opinion, and I'll amend my speech! Denn wo nur Geistesträgheit von einer Revision überlieferter Meinungen abhält, sind diese sofort ihres Heiligenscheins entkleidet. Jeder aber bemißt die „Frivolität" des andern nach dem, was ihm selber das „Heiligste" ist. Es gibt Männer, die mit ihrer „bösen Zunge" (um nicht zu sagen: ihrem „losen Maul") so leicht niemand ungeschoren lassen, aber im tiefsten Innern durch ein Parodiren Schiller'scher Verse abgestoßen werden. Und es gibt andere, die vor keiner „Blasphemie" in Sachen Jehovah's zurückschrecken, aber mit empfindlichster Sensitivität die leiseste profane Berührung ihres Erinnerungscultus verabscheuen.

Mancher ist „gar nicht blöde“ im Anstellen einer skeptisch schrankenlosen Erörterung ethischer Grundfragen — und wehrt sich unversehens πὺξ καὶ λάξ gegen jede Besprechung gewisser, gerade ihm peinlich-delicater Deliberationsobjecte. Da ist's denn freilich nicht leicht, die Klage über Frivolität von jeder subjectiv-zufälligen Beigabe freizumachen, und nur die bewußte Verleugnung, die beabsichtigte Umkehrung dessen, was unabhängig von jeder Schranke geschichtlicher, religiöser und nationaler Besonderheit, also zu allen Zeiten und bei allen Rassen und Völkern, als ein „Allgemein-Menschliches“ in unausrottbarer Anerkennung gestanden, d. h. der Achtung vor fremdem Leid, wird als unbedingte Frivolität auf der Grundlage des sittlichen Urgesetzes zu verwerfen sein; kurz: wirkliche Frivolität ist so ziemlich das, woran man bei der „Sünde wider den heiligen Geist“ zu denken pflegt. Wo dagegen irgendein zufällig Particuläres hineinspielt, da ist dem Geiste seine Freiheit zu wahren — oder vielmehr: da wird er sie sich schon selber wahren. Das haben zu allen Zeiten die Staaten erfahren, welche es versuchten, abgelebte Anschauungen zu mumisiren. Wohl griff man tief hinein in die Gründe, als man nach dem Satze: wem die Schule, dem gehört die Zukunft! hier Dämme zu bauen begann — und doch nicht tief genug! Kein Schulregulativ vermag das „Raisonniren“ zu dämpfen — da müßte man zuvor das Lesenlernen und die Druckerpresse sammt Büchern und Zeitungen aus der Welt schaffen und dann noch vermögen, auch in den Köpfen neue tabula rasa ohn' alle Anknüpfung an die Summen der Vergangenheit herzustellen. Wohl aber läßt sich der Wunsch nachfühlen, daß dergleichen möglich sein möchte. Das Leben als Schule der Misanthropie lehrt uns begreifen, wie es dahin kam, daß „gottlos“ und moralitätslos zu Wechselbegriffen wurden, und dies nicht blos „empörend“ finden als eine Folge „pfäffischer Erziehung“, sondern die viel betrübendere Thatsache daraus entnehmen, daß die Menge — der Gelehrten wie Unge-

lehrten — eine freie Sittlichkeit — d. h. eine solche, welche von den egoistischen Motiven der Hoffnung auf einen Himmel oder der Furcht vor der Hölle gänzlich unabhängig ist, — nicht einmal versteht, geschweige befolgt. Blieben sie ungezügelt, so würden Egoismus und Bosheit das bellum omnium contra omnes in viel grausenhafterer Gestalt im Schwange erhalten. So hat der Schrecken das Schreckliche gebändigt — kaum je ist dies der Empfehlung und Verherrlichung des Vernünftigen als des Vernünftigen gelungen. Es ist zwar bald gesagt: an die Stelle der „Autorität" müsse zwischen denen, die „nicht sind Kinder der Magd, sondern der Freien", der persönliche Respect treten — aber im Grunde heißt das nichts anderes als auf eine platonische Utopie vertrösten, zumal es keineswegs immer die Achtungswerthesten sind, welche sich dazu hergeben, in Staat und Gemeinde die Stellung von Vorgesetzten einzunehmen; denn ohne Ambition wird so leicht nicht jemand sich dazu verstehen, und gerade diese „menschliche Schwäche" ist es dann ja, welche ihn in den Augen der wahrhaft Unabhängigen wiederum herabsetzt und, wo sie als dünkelhafte Anmaßung auftritt, vollends verächtlich, weil lächerlich, macht.

Die nahezu unbedingte Wirkungslosigkeit des bloßen Moralpredigens ist nachgerade wol ziemlich allgemein anerkannt; höchstens leugnen sie noch die Rationalisten aus der Schule eines verflachten Kantianismus, denn denen gilt ja die „Tugend" halt für „lehrbar". Aber gerade die auf berechnende Maximen gestellte Moral muß naturgemäß erst recht kalt lassen; sie perhorrescirt ja geradezu die Erwärmung und Begeisterung des Gemüths als etwas den moralischen Werth der Handlung Beeinträchtigendes. So steht sie im directesten Gegensatz gegen Schiller's (und Jacobi's) Würdigung der Frauen als der Trägerinnen einer Sphäre und Atmosphäre sittlichen Beispiels — und als entschiedenster Ausdruck der Thatsache von jener Unfruchtbarkeit der Moralpredigt, wo kein sittlicher Instinct

waltet und ihr mit Empfänglichkeit entgegenkommt, gehört hierher das:

> Ich sing' ihr ein moralisch Lied,
> Um sie gewisser zu bethören.

Wo die Moralgebote in letzter Instanz aus höhern Zweckmäßigkeitsrücksichten deducirt werden, daran „Postulate unbedingter Hoffnungen kleben" (vgl. „Schiller. Eine Gedächtnißrede von Dr. Julius Bahnsen" [Anklam 1859], S. 13), da kann schließlich jeder mit einem gewissen Recht verlangen, daß es ihm überlassen bleibe, wie er — als Egoist — für sein Wohlsein zu sorgen gedenke (wenn er es nicht gar vorzieht, den zudringlichen Moralisten mit einer Berufung auf Offenbarung 22, 11 zu verhöhnen).

Etwas ganz anderes ist das, was uns hier beschäftigt: die pragmatische Herleitung vorhandener Zustände. Ihr dienten die Rückgriffe in metaphysische Kritik und kritische Metaphysik, die wir uns nicht erlassen durften, sei es auch nur, um das durchgreifendere Raisonnement einer concretern Betrachtungsweise auf der Folie derselben wirksamer vorzuführen — namentlich, aus dem Gebiet des psychologisch Factischen, nachher noch die Wirkung des Beispiels. Ihr dient auch, was wir jetzt noch zum genauern Formuliren der Vorbedingungen des moralischen „Rückschritts" zu sagen haben.

27. Fortsetzung. Der „moralische Rückschritt" bei Völkern und Individuen, besonders nach Zerstörung der „Autorität".

Das Quantum der vorhandenen moralischen Kräfte bleibt freilich in thesi, wie das der physischen, das gleiche in Ewigkeit. Aber wie der Mensch als „Herr der Natur" die Kräfte auf einen Punkt concentriren, sie einem Zwecke dienstbar machen kann, so kann in der moralischen Welt

scheinbar an einem Punkte ein Uebergewicht eintreten; wie in der Atmosphäre gewaltige Blitze und Regenströme sich ansammeln können, so auch im moralischen Leben kolossaler Egoismus oder kolossale Bosheit; wie Fluten durch Deiche sich eindämmen lassen, so auch böse Leidenschaften; aber im Sturm können beide zerbrechen, und solch einem Unwetter gleicht in der moralischen Welt die Civilisation mit ihren Ideen der absoluten Autonomie und ihrer Emancipation des souveränen Individuums. Daher kommt es dann, daß die egoistische Brutalität und der brutale Egoismus rücksichtslos durchbricht, weil die Schranken der sittlichen Autorität, die Furcht und der Glaube, Menschen wie Göttern gegenüber, gewichen; weil alle instinctive und substanziale Pietät vor dem Brennspiegel der Skepsis verflüchtigt ist. Die Autorität ist das Princip des blinden, aber eben blind vertrauenden Gehorsams und weicht ebenso sehr mit dem Vertrauen wie mit der Blindheit. Dies blinde Vertrauen hat etwas Instinctives, und die persönliche Fähigkeit es einzuflößen ist ebenso sehr etwas Angeborenes, nicht Erlernbares; deshalb kann es dem tüchtigsten Charakter, dem klarsten Kopf bei kleinen, aber sichtbaren Schwächen an Autorität fehlen; denn der Glaube an Infallibilität ist dabei unerlaßlich; und umgekehrt kann der flachste und hohlste Mensch vermöge einer gewissen sichern Gewandtheit weite Kreise als eine Autorität beherrschen. Der Autoritätszerstörung gegenüber gibt es demnach nichts Unverständigeres als den Versuch, den neuerdings die Handlanger des Bonapartismus wieder gemacht haben, dem Ueberfluten des Individualismus Einhalt zu thun; denn es ist sinnlos, weil an sich, seiner eigenen Natur nach, total wirkungslos, wenn die absolute Autorität anfängt ihr eigenes Princip zu rechtfertigen; sobald sie sich dazu genöthigt sieht und demgemäß zu operiren beginnt, muß es schon um ihre eigene Existenz geschehen sein — sie kann nur bei denjenigen Gehör finden, welche ohnehin an sie noch glauben — höchstens kann sie die

Schwankenden zu sich zurückziehen; und das allein scheint auch eigentlich die Kirche — protestantische wie katholische — zu beabsichtigen bei ihren apologetischen Monologen, die sie nicht müde wird, in die Welt zu schicken. Ob sie sich dabei unbewußt verläßt auf die Gewißheit, daß der Umsturz einer Autorität den Kern der Gemüther nicht schlechter zu machen im Stande ist, wenn er auch den bösen Willen entzügelt? Denn wenn einer, weil er eine Autorität, die er bisher als Strafgewalt oder Projection des eigenen Gewissens gescheut hat, nicht mehr achtet, noch respectirt, darüber zugleich mit in Nichtachtung derjenigen Stimme verfällt, von welcher Paulus schreibt: die Heiden, dieweil sie das Gesetz, scil. das von einer äußern Autorität gegebene, nicht haben, sind ihnen selber ein Gesetz, und wenn ein solcher infolge dessen fortan ungehemmt dem egoistischen oder boshaften Belieben nachgibt: so ist er au fond darum doch sittlich, und nicht blos phänomenaliter gemessen, um kein Haar breit schlechter geworden, sondern nur zu einer wahreren Aeußerung seines Charakters gelangt.

Aber freilich gehört unter die Folgen der Autoritätszerstörung auch dies: die Meisten wollen schon lieber für schlecht als für dumm gelten — aus der burschikosen Convenienz über Beleidigungsgrade hat schon das Volksbewußtsein sich seine Lehre gezogen: der Schlechte wird gefürchtet, schreitet unangefochten seine Frevelstraße, — der Dumme misachtet, „gehänselt", betrogen — gilt für schwach und unschädlich. Seitdem die Höllenstrafen in Miscredit gekommen, machen nur noch die Androhungen „diesseitiger" Uebel einen Effect. Jedoch auch dabei sind die allzu scharfen Klingen schartig, die allzu straff gespannten Bogen brüchig geworden: es hat sich hinterher gezeigt: so schlimm kam es nicht, wie gefürchtet wurde. Jede Furcht neigt ja schon ihrem Wesen nach zu Uebertreibung. Mancher erwartete hinterdrein von seinem Gewissen arge Schelte; und siehe da: auch das „läßt mit sich reden"; sein Tadel fiel leichter aus, als man sich gedacht hatte; was geschärft

werden kann, muß nach denselben Gesetzen auch stumpfer werden können: und abstracte Theorien können die „innere Stimme" ebenso gut einschläfern, beschwichtigen, als „wecken". Sind aber erst einmal der Einzelne oder eine ganze Nation „dahinter gekommen", so folgen sie mit weniger Bedenklichkeit von da an ihrem Gelüste; die Gewohnheit macht solches Thun ihnen allmählich geläufig, und auch psychologisch behält das Wort recht, daß „mit dem ersten Schritte schon die andern Tritte zu einem neuen Fall gethan sind", oder wie derselbe Gellert anderwärts („Herodes und Herodias") sagt: „wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle" (was freilich buchstäblich genommen unrichtig ist); denn „Aller Anfang ist schwer" gilt auch im Ethischen beim Ueberwinden des Widerstandes im eigenen Innern fürs Böse wie fürs Gute. So fanden wir ja auch Gewaltherrschaft und die Uebertretung gewissermaßen als Ehrensache der Schlauheit herausfordernde Anstalten übervorsichtiger Controle unter den demoralisirenden Factoren, indem sie der Achtung vor Gesetz und Recht entwöhnen, wie auch alles, was Gelegenheit gibt, ungestraft ein Gesetz zu hintergehen, und so die Hintergehenden sicher macht. Auf diesen Grund geht in der Schule sowol die sittliche Bedenklichkeit gewohnheitsmäßigen Extemporaleschreibens mit Anstachelung der Ambition („Certiren"), wie die Erfahrungsthatsache zurück, daß ein Einziger, der in einem Lehrercollegium die Disciplin nicht zu handhaben versteht, hinreicht, um den „guten Geist", der bis dahin geherrscht hat, zu verderben und so jedem Amtsgenossen die Aufrechthaltung der Zucht ungeheuer zu erschweren — denn dann gleicht auch die jugendliche Petulanz dem Löwen, der einmal Blut geleckt — geglückte Versuche ermuthigen zu neuen auch da, wo man bis dahin gar nicht „daran gedacht hatte", daß sie gelingen könnten. Und auf seiten der Schüler gilt ganz dasselbe. Gutes breitet sich ja überhaupt nicht aus auf dem Wege der „Ansteckung" — es wird nichts helfen, wenn man in eine zuchtlose Bande ein

Exemplar von Fleiß, Gehorsam und allem rühmlichsten Streben als „Musterschüler" hineinbringt — er wird als Vorbild nicht zur Nacheiferung anspornen, sondern bestenfalls, wenn er nämlich „gar nicht zu verderben ist" (worauf es lieber nicht ankommen zu lassen, doch immer das Rathsamste bleibt), in trübseliger Vereinsamung seine rechte Straße weiter ziehen und nichts beitragen zur Hebung der versunkenen Kameraden. Dagegen bringt jeder Ankömmling aus einer Anstalt von minder gutem oder gleich schlechtem Geiste etwas mit von deren Unarten, wie sie sich nach besondern Localverhältnissen in jeder nach eigenthümlicher Gestalt zu vererben pflegen. Da geht ein Renommiren an mit: „das ließen wir uns nicht gefallen — das durfte man uns nicht bieten — da wußten wir uns so und so zu helfen" u. s. w. Es ist aber handgreiflich, wie mit den Individuen auf diesem Wege viel Schlechtes verpflanzt wird; und dem entspricht die Erfahrung, daß auf neu gegründeten Schulen ceteris paribus die Disciplin am leichtesten zu handhaben ist und um so schwieriger wird, je mehr Generationen bereits ein Sublimat zurückgelassen.

Was also in solchem Falle der Einzelne oder das ganze Volk an sittlicher Kraft einbüßt, ist allerdings nur ein phänomenaler Verlust. Wenn es heißt: die Römer seien aus Helden Weichlinge geworden, so braucht man nicht in erster Linie die Nationalitätenkreuzungen zu bedenken, sondern zumeist, daß nur — durch neue Motive — das Phänomenale sich verändert hatte, während, intelligibel angesehen, derselbe rücksichtslose Egoismus ungescheut fortwaltete, welcher schon von Anfang der römischen Geschichte an die äußere Politik bestimmte. Jetzt, zur Zeit des sogenannten Verfalls, hatte er sich im Privatleben den sinnlichen Lüsten zugewandt, an deren Befriedigung ein Clodius und Catilina auch ein hinlängliches Quantum abstracter Energie setzten. Der Unterschied war nur: dieser Egoismus schillerte jetzt in vielen individuell variirenden Strebungen auseinander, während er früher eine allgemeine

Gesammtform, die des Patriotismus, als der sich instinctiv ausdehnenden und erweiternden Selbstsucht, an sich getragen und noch in substanzialer Einheit einen relativ gemeinsamen Zweck verfolgt hatte, wobei freilich auch Acte scheinbarer Selbstverleugnung vorkamen, die dem Einzelegoismus als solchem direct entgegenliefen; aber an dergleichen fehlte es ja selbst in der tiefstversunkenen Kaiserzeit nicht gänzlich, und sogar die christlichen Märtyrer waren ja großentheils römischen Geblüts.

28. Die energiehemmende Wirkung der reflectirenden Selbstbeobachtung.

Hier nun müssen wir unter abermaliger Rückweisung auf Frühergesagtes zur Ergänzung des zuletzt Besprochenen die andere, rein formale, vom materiellen Inhalt der Reflexion gänzlich unabhängige Wirkung der Selbstbeleuchtung des Intellects hinzunehmen, um in dieser „Lähmung" ein nicht minder beachtenswerthes Moment dessen kennen zu lernen, was die Abstraction unter den vagen Begriff „demoralisirende Einflüsse" zusammenfaßt. Wie man auf glatter Fläche im Dunkeln rascher und gefahrloser vorwärts kommt, als bei Tage, und wie sich's vollends bei einem flackernden Lichtschimmer bekanntermaßen noch viel unsicherer geht als in völliger Finsterniß: so ist das naive Gewissen weniger dem „Straucheln" ausgesetzt als das reflectirte; und so ist jedes bewußte Handeln viel unsicherer als das instinctive. — Ist (Schopenhauer, „Parerga", 1. Aufl., I, 231 fg.) das große Gehirn das Organ der Motive, das kleine der Regulator der Bewegungen, so läßt sich unschwer begreifen, wie Confusion und Schwanken entstehen muß, wenn jenes diesem sozusagen rasch wechselnde Weisungen zuschickt und, im nächsten Augenblick, von einem andern Motiv bestimmt, ganz oder wenigstens theilweise contremandirt was es soeben erst angeordnet, sodaß in die Muskelbewegungen selber

ein Zugreifen und Zurückziehen kommt, was ihnen allen Halt nehmen, sie aller Festigkeit und Sicherheit berauben muß. Wer auf einem schmalen Steg von Schwindel gefaßt vorwärts taumelt, gibt für diese Observation nur einen etwas mehr elementaren Beleg, als wer, zwischen einander widersprechenden Gewissensforderungen stehend, die Stunde des Handelns ganz versäumt oder, vom einen zum andern tappend, nichts vollendet. Wer bei Nacht ohne Fährde eine Eisfläche passirt, der wird nicht bei jedem einzelnen Schritte durch Furcht in seinem Selbstvertrauen irre gemacht; obgleich er im allgemeinen sehr wohl weiß, daß Gefahr vorhanden ist, so wird doch nicht der jedesmalige Act durch ein von wechselnden Bildern anschaulicher Drohniß verwirrtes Bewußtsein gestört. Noch rascher aber wechseln in Ablauf der Vorstellungen die rein abstracten, von sinnlicher Empirie nicht geleiteten Begriffe — wo also Regeln, Maximen, Gebote, Grundsätze das Handeln lenken sollen, wo statt des Gefühls, dieses Selbstinneseins des eigenen Leibes und seiner Functionen, die Vernunft zur Regulatrice bestellt wird: da beginnt erst recht jener Eiertanz, der in seiner drolligsten Aengstlichkeit als Pedanterie verlacht wird, welche als Caricatur aller Weisheit, der praktischen oder Tugend so gut, wie der theoretischen oder Wissenschaft, zur wahren Vernünftigkeit, die in einem Gleichgewicht von Anschauung und Abstraction ruht, sich ungefähr verhält wie Eigensinn zum Charakter (vgl. oben S. 185 Anm. die classische Zeichnung des Pedanten aus Jakob Grimm's „Kleinern Schriften"). Auch die mimische Kunst und das, was sie so schwierig macht, kann dienen, um das Gesagte zu erhärten: sie muß sich hüten, das Unbewußte, Unwillkürliche der Gesticulation und des pathognomischen Spiels nicht in den Bereich der Hemmungen durch Selbstbeobachtung hineingerathen zu lassen. Wer eine Rolle in dem Sinne sich einstudiren muß, daß er sich erst zu besinnen hat, welche Bewegungen passend seine Worte begleiten, der bleibt eine hölzerne

Gliederpuppe. — Die Bewegungen müssen **von selbst** sich einstellen und da sein, ehe man sich dessen versieht — und das richtende „Gewissen" ist auch hier, wie nach Goethe immer, einzig auf seiten des „Zuschauers". Das schließt beim Acteur ein späteres Aufmerken auf jene Bewegungen behufs ihrer Veredlung nicht aus, so wenig wie ein Berathen darüber. Aber die erste Probe darf nicht unter der Herrschaft der Reflexion stehen — es muß nur der Inhalt der Dichtwerke klar ins eigene Gefühl hineingenommen sein, so können die entsprechenden Bewegungen gar nicht ausbleiben, wie sie denn ja auch im Gespräch des täglichen Lebens alle Gefühlsäußerungen ungesucht begleiten. *)

29. Die sogenannte sittliche Veredlung; Wirkung des Beispiels nebst deren Voraussetzungen; Werth der Legalität, auch nach ihrer Bedeutung für die innere Selbstversöhnung.

Was wir aber als „Veredlung" durch plastische Abrundung, harmonisches Maßhalten, der bewußten Uebung überwiesen haben, entspricht im sittlichen Leben dem Werthe,

---

*) Hiergegen ist es keine Instanz, daß bei verschiedenen — selbst nahe verwandten — Nationen dieselben Körperbewegungen — Kopfschütteln u. dgl. — zum Theil entgegengesetzte Bedeutungen haben, denn hier gilt: consuetudo est altera natura — und Instinct und Convenienz haben sich getheilt in die Fixirung dieser Symbolik — diese Sprache hat wie jede andere in ihrer **gegenwärtigen** Gestalt wirklich den doppelten Ursprung aus θέσις oder μίμησις und φύσις — aber was einer von Kindheit an in seiner Umgebung an dergleichen gehört und gesehen hat, das eignet er sich auf dem Wege der Nachahmung so sicher an, daß er es zuletzt mit derselben Unwillkürlichkeit und Unbewußtheit ausübt, als stammte es ganz aus der Unmittelbarkeit seines eigenen Innern und stäke gar nichts von Uebekommenem und Angenommenem dahinter — und letzteres schließt ja auch nirgends aus, daß in einzelnen Stücken wirklich die reine Natursymbolik bewahrt sei.

welcher der Verfeinerung der Sitte durch Convenienz und Etikette, ja allem dem zukommt, was, im Unterschied von Moralität der Gesinnung, als Legalität des Verhaltens gefordert wird.

Ersteres kam bereits S. 127 fg. zu vorläufiger Erwähnung und mag hier nur noch durch ein weiteres Beispiel illustrirt werden.

Wer in einer Predigt hört: das Opfern von Stunden ist oft ein wirksamerer Act der Barmherzigkeit als das Darreichen eines großen Almosens, der kann dadurch zur Besinnung gebracht werden über den Umfang der Mittel, welche er zum Wohlthun besitzt — und thut fortan, was er bisher blos deshalb unterließ, weil er nicht bedachte, daß er es thun könne. Der Grad seines Mitleids ist derselbe geblieben — helfen *wollen* hat er immer gern — er fand nur das Wie nicht — und also nur phänomenal hat sich sein ethischer Werth gesteigert.

Von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich selbst die chinesische Cardinaltugend der Höflichkeit*), sofern sie über bloßes Ceremoniell hinausgeht, gewissermaßen zu Ehren bringen. Manche ihrer Vorschriften stammen doch wirklich aus dem Wunsche, Gefühlsverletzungen vorzubeugen — beruhen auf der Anerkennung, daß die „Rücksichtslosigkeit" ebenso gut Schmerzen bereiten kann, wie ein Zwicken mit eisernen Zangen — und den conventionellen Lügen wohnt etwas bei, das als echte Wohlthat kann empfunden werden. Die Höflichkeit ist auf dem Gebiete des geselligen Verkehrs dasselbe, was für das bürgerliche Leben die Legalität: es wird durch beide manch reales Leiden verhindert; beide haben ihren Gegensatz an der brutalen Roheit, und die eruditio („Entrohung") kommt beiden zugute. — Aus demselben Grunde ist für beide der Einfluß des *Beispiels*

---

*) Dieselbe muß, wenn gewisse Ethnographen recht haben, bei den „Geriebensten" unter den Mongolen ganz die Dienste eines Surrogats für das nicht vorhandene Gemüth leisten.

von entscheidender Wichtigkeit. Die Wirkung des Beispiels beruht zunächst im allgemeinen auf dem Nachahmungstrieb, und dessen Geheimniß scheint seinerseits sich auf einen Wahn des Egoismus zurückführen zu lassen. Wir sind — vermöge der egoistischen Grundnatur alles Wollens gewissermaßen a priori — so geneigt, bei den Handlungen, welche wir die andern ausführen sehen, vorauszusetzen, diese hätten irgendwie einen Vortheil davon, daß wir auch da, wo wir solchen Vortheils nicht inne werden, versuchen, es zu machen wie sie. Auch die Nachahmungssucht des Affen läßt auf einen ähnlichen Wahn schließen, und ganz naiv bestätigt sich diese Auffassung, wo sich an irgendeinen entleerten Brauch ein Aberglaube heftet, der denselben conserviren hilft. (Die Mode, welcher wir uns in freiwilliger Sklaverei unterwerfen, führt überdies fürs Selbstgefühl den Reiz mit sich, daß wir uns gern sagen: das mitzumachen bist du auch im Stande.) „Böse Beispiele verderben gute Sitten", also gute Gewohnheiten, Angewöhnungen, über deren Zusammenhang mit dem ethischen Willenskern damit noch nichts ausgesagt ist; und umgekehrt: die Macht des sogenannten guten Beispiels wird meistens nur eine negative sein: sie wird Ausbrüche der Selbstsucht oder Bosheit durch das Gewicht der Verurtheilung von seiten der Umgebung niederhalten *); sie wird aber schwerlich jemals gute Aeußerungen hervorrufen — es sei denn heuchlerische — jenen Tribut, den der Tugend das Laster zollt. Dagegen wird das schlechte Beispiel die nach der überwiegenden Niederträchtigkeit der Menschennatur in den meisten schlummernden bösen Gelüste wach rufen, die Rücksichten der Scham

*) Die Gewalt des Drucks der Schande beruht auf dem Bewußtsein, daß das Vertrauen der Mitmenschen zu einem, beziehungsweise deren Furcht vor einem gewichen ist, daß man also nicht mehr darauf rechnen kann, diese beiden Stützen der eigenen Thätigkeit wiederzugewinnen, daß somit der eigenen Arbeit unwiederbringlich aller Segen fehlt. In diesem Sinne läßt Schiller (Maria Stuart, II, 3) den Leicester sagen: „Verachtung ist der wahre Tod."

abschwächen, Mittel zeigen, wie sich jene Gelüste in einer für den Thäter möglichst ungefährlichen Weise Befriedigung verschaffen können. — Das ist es, was man den „schlechten Geist“ in einer Gesellschaft nennt. Es wird also das böse Beispiel zwar nicht den Willen selber verschlechtern, aber es wird die Aeußerungen des egoistischen oder boshaften Wollens verschlimmern, sofern es den Zügel zerreißt, der dies bisher im Zaume gehalten. Auf diesem Wege geht denn auch die Demoralisation eines ganzen Volkes vor sich, indem man sich an die nackten Aeußerungen der Gemeinheit gewöhnt — die Schranken des „Anstandes“ einreißt — den Umfang der bürgerlichen Ehre verengert. Der Demoralisation zu „steuern“ ist also Sache der Polizei; es ist nöthig, Präventiv- — prophylaktische — Maßregeln dagegen zu richten, wie die Sanitätsbehörde die Cholera fern zu halten sich bemüht.*) Aus diesem Gesichtspunkt ist die Büchercensur zu beurtheilen, die, soweit sie Unmündigen gegenüber einen Index prohibitorum aufstellt, einfach in der Consequenz pädagogischer und patriarchalischer Ueberwachung liegt; womit jedoch über die an der Unausführbarkeit scheiternde Zweckmäßigkeit derselben kein Votum abgegeben sein soll. — Der verderbliche Einfluß schlechter, d. h. Phantasie erhitzender, Lektüre und Gespräche scheint freilich — wie das Beispiel überhaupt — zunächst nur intellectueller Art zu sein — dennoch werden dadurch Willensrichtungen geweckt, zuerst ins Bewußtsein gebracht und darin genährt, die sonst noch lange im latenten Zustande hätten bleiben können, und an denen das Unsittliche

---

*) Obige Darlegung ist das Ergebniß selbständiger Beobachtung und Reflexion und verhält sich nicht etwa als Reminiscenz zu dem Paralipomena, §. 119 (1. Aufl.) von Schopenhauer Vorgetragenen; die erst nachträglich wahrgenommene Uebereinstimmung damit könnte eine „zufällige“ heißen, wenn nicht ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ (Eurip. Phoen., 469). Auch mag man damit vergleichen, was Die Welt als Wille und Vorstellung (2. Aufl., I, 344, 416 fg.; 3. Aufl., S. 359, 435 fg.) zu derselben Frage beigebracht ist.

zunächst nur das Unzeitige, Verfrühte ist. Gleichwol sind wir gewohnt, die Sache so anzusehen, daß der Charakter als Willenskern selbst „darunter leide"; wir bedauern das „Inficirtsein" des Willens; darin liegt schon die Aehnlichkeit mit der Ansteckung durch ein von außen an und in den Körper gebrachtes Miasma und mit einem Gifte. Ein Wille, der sonst „gesund" geblieben wäre, erkrankt, und wir beklagen das. Wo wir eine an Urtheil und Willenskraft gleich unreife Jugend aber gar berührt finden von dem Hauche systematischer ethischer Skepsis, da bleibt uns nur die unsichere Hoffnung, daß spätere Lebenserfahrung, sei es auch nur in der Form selbsterlebter Proben der „immanenten Weltgerechtigkeit", zum Correctiv werden könne.

Wenn auch der ethische Skepticismus wirklich manche rein conventionelle, angelernte Scrupel mit allem Fug über Bord wirft, so steht man doch billig an, ohne weiteres in voller Schärfe dahin sich zu äußern: wer Unrecht thut, weil er den Zwang der Convenienzlegalität abgestreift hat, ist schon vorher potentiâ ebenso schuldig gewesen. — Alles sittliche Rechtthun ist doch mehr oder weniger von einer — sei es instinctiv gefühlsmäßigen, sei es abstract bewußten — Einsicht bedingt, und eine Erschütterung oder Verwirrung dieser kann schlechtere Thaten herbeiführen als dem wahren (intelligibeln) Charakter des Menschen eigentlich entsprechen würde.*) Nehmen wir hierzu gleich die Reversseite hinzu: der Mensch ist, wie Jean Paul sagt, „weder so gut noch so schlecht wie seine Aufwallungen". Und doch gehören, wie wir wissen, auch die Aufwallungen

---

*) Die Stellen, an welchen aus Schiller der Anwalt solcher Legalität, als des erweckten „Geschmacks" für sittliches Handeln und des insbesondere durch ästhetische Erziehungsmittel „geförderten" Rechtthuns, spricht, sind von Julius Frauenstädt zur Erörterung gebracht in der ersten Beilage zur Vossischen Zeitung, Nr. 260, vom 6. Nov. 1859.

zu den Symptomen des Charakters; es gilt nur, sie für die Diagnose richtig zu verwerthen. Wer sich für ein sittliches Ideal auch nur momentan zu begeistern vermag, muß demselben bis zu einem gewissen Grade congenial sein. Jede Generation lebt der nachfolgenden deren Ideale vor; aber jeder Einzelne wird nur von dem berührt, für welches er die Empfänglichkeit schon mitbringt. Wer einem Vorbilde nacheifert, lernt im steten Hinblick auf dieses neue Gattungen von Motiven kennen — und wo aus der kalten Bewunderung warme Verehrung und aus dieser persönliche Liebe geworden, da „geht das Herz auf", wird weit und offen — es wird dem Gemüthe Bedürfniß, das Wohlgefallen des mit Liebe Verehrten sich zu erwerben — und mag dieser auch längst nicht mehr unter den Lebenden weilen, mag selbst jeder Glaube erloschen sein, als könnte derselbe „aus seligen Höhen" auf den herniederschauen, der seiner „Nachfolge" sich befleißigt, so wird doch dadurch ein in jener Weise angeknüpftes Band nicht zerrissen, und dessen ideale Natur macht seine Zugkraft kaum schwächer, wol gar noch stärker; denn mit dem räumlichen Beisammensein sind auch jene Störungen aufgehoben, die erst die „verklärende Macht der Ferne" beseitigt, weil in seiner leibhaftigen Gegenwart kein Erdengeborener in ungetrübtem Glanze sittlicher Vollkommenheit fortleuchten kann. Damit ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß auch die Schranken des erwählten Vorbilds ins Bewußtsein getreten sein müssen — denn die kräftigende Wirksamkeit beruht wesentlich auf der Gewißheit, daß so etwas dem Menschenwesen trotz all seiner Schwächen möglich geworden — dem Verzagen an der Gattungsfähigkeit wird gewehrt — das meint Rückert mit seiner Vierzeile:

Großer Menschen Werke zu sehn,
Schlägt einen nieder;
Doch erhebt es auch wieder,
Daß so etwas durch Menschen geschehn.

Es zeugt also nicht für eitel Trug und Heuchelei, sondern

nur für ethische Unreife, die Abstractes und Intuitives noch nicht in Gleichgewicht zu setzen gewußt hat, wenn einer in den Stunden des Enthusiasmus anders handelt als in denen der Nüchternheit. Es ist selbst um die „Erbauung" durch Bücher oder Predigten, welche das ethische „Hochbild" vor uns aufrichten, mehr als bloße psychologische Hallucination — wer bei solchem Zwiegespräch etwas anderes als Langeweile oder inneres Ablehnen empfindet, gehört schon zu den Gleichgestimmten, wenn auch noch nicht zu den Gleichgesinnten — und vermag auch ein derartiger Austausch nichts ihr ganz Fremdes und Neues in eine Seele hineinzutragen, so doch Latentes ins Bewußtsein zu rufen, Wankendes zu befestigen — das durchaus Heterogene würde höchstens nur äußerlich ein- oder besser: angeredet. Dagegen kann die ethische Vertiefung in Selbstgeahntes eine Weckstimme werden für den Schlafenden und dem Blinden den Staar stechen. So sagt Otto Ludwig in „Zwischen Himmel und Erde" (2. Aufl., S. 107): „Das Gewissen hatt seine Seele ausgetieft"; und dies ist der Hergang bei vielen Bekehrungen, nachdem zuvor das „Leben", das „Erleben" — sei es im Innewerden der eigenen Sünde, sei es im δεύτερος πλοῦς des tiefen Lebensleidens — den Boden bereitet. Doch das setzt wieder voraus, daß einer sein eigen Erleben auch wirklich erlebt, überhaupt etwas erlebt. Nur wem aus dem Wogen und Wallen des Lebensstromes ein inhaltsvolles Selbst sich krystallisirt hat, steht solchen Ein- und Zuflüssen offen. Denn was anderes besagt die unvergleichliche Wortbildung: etwas erleben, als: durch das Leben sich etwas zu eigen gemacht, aus dem Leben fürs ethische Selbst einen Gewinn sich gezogen zu haben? Gerade aber solchen Processen verschließt der ethiklose Naturalismus die Schleusen; der steht als der einzige wirkliche „Antichrist" — wie Schopenhauer ihn nennt — wider die Vorgänge der Beichte und Buße. Aber eben darum, weil er die menschheitumfassenden Ketten zerfeilen möchte, kann er auch niemals zu

allgemeiner Geltung gelangen. Das Gewissen läßt sich schließlich doch nicht wegsophisticiren; es bleibt — so wandelbar es im einzelnen materialiter sein mag — das unantastbare Urfactum des innern Lebens, und der Teufel in Menschengestalt, der es sich wegdemonstriren möchte, glaubt im stillen entweder doch daran, oder bestätigt durch sein Thun eben die Regel, welcher er als Ausnahme gegenüberstehen möchte. Außerdem kann nur das verzogene Glückskind eine Zeit lang keine Gewissensstimme vernehmen und deshalb den Glauben an deren Existenz verlieren, das Glückskind, das durch ein „glücklich Temperament" vor schwerer Schuld und durch ein „glückliches" (günstiges gnädiges?) Geschick vor schwerem Leiden bewahrt blieb (s. oben S. 86). Diese beiden Mächte sind es, welche den Mahnruf ergehen lassen, sich zu besinnen über des Lebens Bedeutung, und ihnen können tiefere ethische Systeme zu Hülfe kommen, um jenen „Antichrist" zu stürzen und die Frage an den Einzelnen zu richten: bejahest oder verneinst du eine Existenz so voller Leid und Schuld? — Ganz dieselben Gesetze aber, nach welchen das schlummernde Gewissen wach werden kann, sind es auch, nach welchen ein Schärfen des abgestumpften möglich ist, und sowenig aus jener Thatsache zu folgern war, daß es nicht seinen Ursprung a priori habe, sondern ganz und blos anerzogen sei, ebenso wenig hieße es Consequenzenmacherei vermeiden, wenn man daraus, daß es nicht zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten ebenso unwiderstehlich wie entschieden seine Stimme erhebt, den Schluß ziehen wollte: was durch Vorführung sowol der Vorstellung der Schuld wie des Unrechts erst aus dem latenten in bewußten Zustand versetzt, also zur Thätigkeit angeregt werde, sei überhaupt nur intellectuellen Wesens, quelle nicht aus dem Willenskern selber. Gibt es doch auch ganz unabhängig von den Graden intellectueller Klarheit den Unterschied eines weiten und engen Gewissens, laxer und strenger Grundsätze.

Andererseits freilich stellen wir eine statutarische Legalität, wie die, nach deren Buchstäblichkeit Juden und Engländer trachten, nicht eben hoch: es fehlt ihr mit der Immanenz des ethischen Bestimmungsgrundes auch jedes Verständniß für tiefe sittliche Collisionen und damit für alle tiefern tragischen Conflicte — sie haben mit ihrer Transscendenz zugleich immer eine bestimmte Rangordnung in der Dignität der „Gesetze", welche jede Collision bald zur Entscheidung bringt. So etwas ist selbst in die Auffassung der dramatischen Meisterwerke eingedrungen. Als die Hegel'sche Schule die Absolutheit des antiken Staatsbegriffs repristinirte, übertrug sie diesen Maßstab insbesondere auf die ästhetisch-ethische Würdigung der sophokleischen Antigone. Es wurde dieser als „Schuld" angerechnet, daß sie der abstracten Geltung eines willkürlichen Königsbefehls sich opponirt — denn ein solcher sollte participiren an der Unverbrüchlichkeit eines Staatsgesetzes, als dessen bloßes Afterbild er doch in diesem Falle erscheint, da er an sich materialiter nicht einmal der heidnischen Maxime des publica salus summa lex esto! dienen kann. Und wie Hegel, um nur nicht „sentimental" zu werden und um seine Theorie vom Tragischen zu retten, herzlos ungerecht wurde gegen die Märtyrerin der Schwesterliebe, so traten andere in seine Fußstapfen mit gesuchten Anschuldigungen gegen eine Ophelia und Cordelia; — aber was den „Gesunden" leicht wurde, das machten jenen, einem „Princip" zu Liebe, manche nach, denen man das innere Widerstreben anmerkte, mit welchem sie die Doctrin forcirten gegen ihr eigenes „moderneres" Fühlen; das mochten namentlich solche sein, denen darum bangte, es könne ihnen selber alle ethische Gewißheit, die sie nach skeptischen Kämpfen sich gerettet, wieder abhanden kommen, wenn sie das im acceptirten oder „adoptirten" System kaum Gewonnene abermals über Bord würfen. Wer aber wahrhaft sittlich ist, der hat seinen Bestimmungsgrund immer ganz in sich — nur soweit dieser angelernt oder durch hinzugekommene

Convenienzgebote adulterirt ist, kann auch er der Skepsis zum Raube werden.

Jedoch ist außerdem hierbei zu beachten, daß ein gewisser „logischer Raptus" das ethische Urtheil ebenso fälschen kann, wie Affecte, furor brevis, Wahnsinn u. s. w., — und seinen Kompaß wird aus all diesen Störungen — Systeme führen Inclination und Declination herbei — erst wieder reguliren, wer in seinem Innern erlebt hat, wohin die Bussole trotz aller Ablenkung innerlich doch eigentlich tendirt. Diesen ganzen Kampf drücken wir aus mit Sätzen wie: „Er hatte sein besseres Selbst verloren — jetzt hat er es wiedergefunden" — wobei nicht der Kern des Willens, wohl aber die ganze Fülle der Erscheinungen — Handlungen — entstellt war.

Das sichere Kriterium hierfür ist die befreiende Wirkung nachfolgender Sühne und Buße. Wir können das sichere Gefühl haben: schwerere Verschuldungen seien getilgt durch die strafenden Folgen, wie unser Lebensgang sie uns abverlangte — nämlich: schlimme Verirrungen, an welchen äußere Umstände und aufwallende Affecte ihren Antheil hatten, erfahren oft in ihren Folgen selber ihre Zurechtweisung und scheinen damit gänzlich abgethan, während anscheinende Kleinigkeiten in voller Kraft der Zurechenbarkeit und Verantwortlichkeit bestehen bleiben, weil sie einzig und allein im Kernwesen unsers Selbst ihre Quelle hatten. Dann entsinkt uns so leicht der Maßstab für den sittlichen Werth oder Unwerth dieses, in seinen Werken wie in seinen Stimmungen sich widersprechenden, Ichs und wir begehren aus dem Munde derer, die uns kennen, ein Urtheil über uns zu vernehmen, und willig demüthigen wir uns, damit nur der Wahrheit die Ehre gegeben werde.

30. Fortsetzung. Empfänglichkeit für die entsühnende Kraft des Leidens und der Strafe in der Wechselbeziehung menschlicher Coexistenz.

Ueberhaupt ist es um die entsühnende Kraft des Leidens ein so wichtiges sittliches Problem, daß auch darüber dem Charakterologen eine Digression verstattet sein wird, um so mehr als, wie wir schon soeben gesehen, die Empfänglichkeit für die Entsühnungskraft selber unter die ethischen Maßstäbe gehört — der ganz „Verstockte" ist ihr ja so total unzugänglich, wie derjenige ohne Ahnung von ihrer Bedeutsamkeit bleibt, der nur in leichter Fehle sich verging. Aber darüber, was „leichte Fehle" sei, entscheidet allein das Bewußtsein des Handelnden selber — gar manch läßliches Vergehen eines Kindes erscheint vor dessen Gewissen als ein schwerer Frevel — denn das Schwerste, dessen es sich schuldig machen kann, ist die Pietätsverletzung, somit jedweder Ungehorsam gegen die ihm vorgeordnete Autorität — und dies kann in ihm dasselbe Gefühl hervorrufen, von welchem beim Verbrecher uns die Juristen so viel zu erzählen wissen. Wie das noch nicht verlogene Kind sich selber der Züchtigung darbietet — wie es deshalb nicht als bloße Anleitung zu hündischer Servilität, sondern als reiner Reflex eines ethischen Gefühls zu beurtheilen ist, wenn manche Erzieher das Kind anhalten, die Ruthe, einem Wohlthäter gleich, zu küssen: so, hören wir, fordert der noch nicht verhärtete Missethäter die Bestrafung als „sein Recht". Das kann nicht blos die Folge angelernter, eingeredeter Superstition sein, sondern muß im sittlichen Wesen des Menschen selber wurzeln, als ein Drang nach Gerechtigkeitsmanifestation um jeden Preis, mag diese auch eine Schädigung der eigenen Person in sich schließen. Ohne Tendenz nach einer statischen Ausgleichung ist überhaupt das Rechtsgefühl psychologisch undenkbar — und das einmal anerkannt, können wir uns

auch der Consequenz nicht entziehen, daß die Bestrafung freudig hingenommen werde, quia peccatum est, und nicht etwa blos, ne peccetur. Letzteres tritt vielmehr dem Bestraften höchstens nachträglich ins Bewußtsein, wo alsdann die Strafe als ein negatives Motiv wirken kann.

Also nicht als ein blos zufällig brauchbar erfundenes Mittel zur Abschreckung erscheint hiernach die Strafe, sondern als ein selbstgeltendes Aequivalent der Schuld — und wer, wie Schopenhauer, dem Leiden überhaupt eine sühnende, „heiligende Kraft" (vgl. Schiller, „Die Jungfrau von Orleans", V, 4) zuerkennt, der braucht doch wahrlich nicht anzustehen, von der Species — Strafe — gelten zu lassen, was er vom Genus — Leiden — nicht bestreitet. Dann aber begreift sich's nicht allein, daß nach Eintritt der Strafe das Gewissen bis zu einem gewissen Grade Ruhe findet vor dem Schuldbewußtsein, sondern es ist auch kaum nur noch ein Schritt weiter zu thun, um zu dem Satze zu gelangen: dem Uebelthäter gebührt die Strafe, und zwar als ein erworbener Anspruch, als ein Recht ganz in demselben Sinne, wie jedem das Erarbeitete (Lohn, Kost u. dgl.) zukommt — kurz: Strafe und Lohn stehen auf einer Linie, als entgegengesetzte Größen, wie ja auch unser Wort „Schuld" diese Minusnatur, diese negative Größe, in der Bedeutung der Mathematiker, kenntlich macht, gerade so wie eine rein immanente Ethik als naive den Ausdruck: „ich habe unrecht gethan" dem: „ich habe gesündigt" vorzieht. Daß übrigens Schopenhauer in seiner Strafrechtsdeduction auffallenderweise diesen Schritt nicht gethan, seine beiden angegebenen Prämissen nicht zu einer Conclusion verbunden hat, erklärt sich vielleicht aus seiner Absicht, seinem Begriff der Weltgerechtigkeit das Moment der „Vergeltung" fern zu halten. Und doch hätte ihn auch seine Definition des Unrechts zu jener Consequenz leiten können und zwar nach der objectiven Seite: das Bestraftwerden des lædens ist auch ein Recht der læsi. Die Statik der Coexistenz fordert, daß

die Willenssphäre des Einzelnen behufs der Ausgleichung um dasselbe Maß gemindert werde, um welches durch das verübte Unrecht über sie hinaus- und in eine fremde hineingegriffen wurde — so ließe sich, von andern Bedenken abgesehen, sogar die Todesstrafe als Aequivalent des Mordes rechtfertigen. Aber diese ganze Herleitung will sich freilich nicht einem Standpunkt einfügen, welcher sein Hauptabsehen darauf richtet, die metaphysische Identität des Verletzenden und des Verletzten, des Thäters und des Leidenden, zur Geltung zu bringen. Daher mag es dann ebenfalls rühren, daß Schopenhauer auch nicht zu derjenigen Auffassung der Beichte gelangt ist, nach welcher wir oben in dieser einen ganz analogen Compensationsvorgang aufwiesen.

Es ist nur ein Specialfall der, als eine nicht wegzudisputirende und wider jene Verachtung des Vergeltungsmoments sich auflehnende Thatsache des ethischen Bewußtseins von uns erkannten, Satisfaction, welche einem mit der Verschuldung in unmittelbarem Connex stehenden Leiden innewohnt, daß sogar ein Glück, dessen wir uns unwürdig fühlen, uns theurer wird, wenn eine Trübung dahineintritt, also ein Abzug davon zu machen ist, nach welchem es unserm „Verdienen" angemessener erscheint — und das so hinzutretende sittliche Ingrediens, welches unsere Freude daran reiner macht, sie erhöht, scheint mehr als die blos egoistische Beruhigung darüber zu sein, daß damit sozusagen ein als Strafe drohendes Uebel bereits, gewissermaßen pränumerando, abgekauft, also jetzt weniger zu fürchten sei (zumal bekanntermaßen Fortuna als Nemesis nicht mit sich handeln läßt). Nein, es ist Wohlgefallen, Befriedigung an der darin von uns wahrgenommenen Gerechtigkeit des Weltlaufs, auch wo diese selber uns an dem Flecke trifft, den sie am schmerzhaftesten berührt — es ist nicht ein (täuschendes) Gefühl relativer Sicherheit vor noch mehr Leiden, sondern das erquickende Bewußtsein, Genugthuung geleistet zu haben; dies zeigt sich direct darin, daß

wir inmitten dieses Satisfactionsbewußtseins noch weitere Leiden können klar heranziehen sehen, ohne uns dadurch irren zu lassen in der erlangten Seelenbefriedigung.

Ueberall will, damit dem Bewußtsein gebüßt zu haben, Genüge geschehe, das Maß des andern verursachten Schmerzes von dessen Urheber an sich selber wieder empfunden sein; — wer Recht und Unrecht als apriorische Begriffe respectirt, muß Sühne, Buße, Vergeltung, Genugthuung, Versöhnung als eben solche stehen lassen, und es ist willkürlich, etwa nur diese und dann nicht auch jene dem Willen als bloßer Erscheinung zuzuweisen. Wir sahen schon früher: die Befriedigung des antheillosen Zuschauers an der Strafvollstreckung ist die der gestillten, aber consolidarisch sich erweiternden „Rachsucht", d. h. des Bedürfnisses, die böse That auch als vergangene, nicht blos mit Rücksicht auf die Zukunft bestraft zu sehen — und es ist unnöthig, hierin eine „Amphibolie" der Begriffe zu erkennen — es drückt sich darin vielmehr — „naiv und wahrhaft, wie die Stimme der Natur es allemal ist" — der ethische Instinct direct aus, und damit allerdings zugleich die Gefühlsanerkennung einer größern Selbständigkeit der Individualität, als wie Schopenhauer an den Stellen zugestehen will, wo er streng innerhalb der Abstractionen seines Systems verharrt, während er oft genug gelegentlich Aeußerungen thut, welche der Bedeutung des Individuellen weiter gehende Concessionen machen, sodaß auch das Individuelle als ein An-sich erscheint. Und Schopenhauer's Berufung auf die, Vergeltung des Bösen mit Bösem untersagende, christliche Ethik ist metaphysisch nichts beweisend, weil dieser die ewige Gerechtigkeit doch wieder zu einer zeitlichen, obzwar jenseitigen, wird, und sie sogar zur Voraussetzung ihres Versöhnungsdogmas einen „rächenden Gott" hat; so sehr, daß in dem Bedürfniß, persönlich mit einem als persönlich vorgestellten Wesen sich zu versöhnen, eigentlich der Culminationspunkt dessen liegt, was der Theismus vor den übrigen ethischen

Systemen vorauszuhaben scheint — und dieser Vorzug ist mächtig genug, um selbst starke Geister hinwegzuheben über alle damit sich ergebenden Antinomien (deren handgreiflichste die logisch unausweichbar anzuerkennende absolute Selbstlosigkeit eines jeden „Geschöpfes“ qua solchen ist). — Der innere Zwiespalt, die Selbstentzweiung des Willens, scheint erträglicher, wenn sie, nach außen projicirt, an zwei Persönlichkeiten vertheilt wird: den sündigen Menschen und den durch dessen Sünde betrübten „Vater im Himmel“. Mit jedem andern wird man sich leichter versöhnen, überhaupt „abfinden“, als wie mit sich selber — so heißt's schon im täglichen Leben: „ärgerlich über sich selber sein, ist der schlimmste Aerger“ — und wo Menschen nicht mehr verzeihen können — sei es, weil sie allzu schwer verletzt sind, sei es, weil sie aufgehört haben, mit uns zu leben — da flüchtet sich das schuldzerquälte Herz an den Busen einer göttlichen Gnade, um dort einen Anhalt in seiner Ruhelosigkeit zu finden — und daß ein solcher Anhalt dem fehlt, der wirklich ohne Glauben an „Gott und Unsterblichkeit“ zu leben sich gewöhnt hat, das ist der furchtbarste Schmerz, die wahre Hölle des Atheisten — auf Glück kann er verzichten, auf Frieden der Seele nicht — und die hierin sich kundgebende Gewissensmacht ist doch allzu stark, als daß sie blos hallucinatorisch könnte angetäuscht sein — sie ist die Stimme aus dem tiefsten Abgrund der Ewigkeit und darum unentrinnbar. Das Asyl des Todes rettet nicht sicher vor ihr — ob das der Ascese? Die behält ja auch den Stachel unfreiwilligen Entsagens! Und mit ihrer Schwierigkeit verglichen kann einem der Glaube an die versöhnungverbürgende Erlösung durch Christum als „Gerechtigkeit“ bringender vorkommen wie ein bequemer coup de main, oder wie ein Deus ex machina, der aller Verlegenheit ein Ende macht — dann scheint dem tief Zerknirschten das Glauben leicht und ein so kleines „Stück Arbeit“, wenn gemessen an dem überschwenglich großen Lohn des Seelenfriedens. — Wie

man aber kein Recht hat, eine solche Besprechung des Angelpunktes lutherischer Dogmatik als unpassend abzuweisen, das bestätigt ein Blick in die Dogmengeschichte. Es war unmöglich, das Wesen der redemptio in Begriffe zu fassen, ohne die Analogie mit einem rein juristischen Loskaufsverhältniß bis ins kleinste Detail zu verfolgen und damit sozusagen die criminalrechtliche Seite des Verhältnisses zwischen Mensch und Gott über die Brücke des jus talionis in die privatrechtliche hineinzutragen. Aber weit entfernt, damit eine Verflachung des ethischen Grundverhältnisses zu sanctioniren, stellte diese unvermeidlich gewordene Auffassung vielmehr das Problem, dem Wesen der vergeltenden Ausgleichung selber als eines tiefethischen Postulats gründlicher nachzuforschen. Denn damit ist es nicht abgethan, daß man mit Schopenhauer das „Rachebedürfniß" einfach dem Grundmotiv der Bosheit subsumirt — es ruht vielmehr in dem von uns als Wagebalken zwischen Egoismus und Mitleid bezeichneten Princip der Gerechtigkeit. Was würde sonst auch z. B. aus dem Recht zu strafen in all den Fällen, wo die Person des Strafvollstreckers identisch ist mit derjenigen, an welcher die Verletzung des ethischen Gleichgewichts geschehen ist, wie das beim Strafen des Erziehers sogar das Gewöhnliche sein wird? Selbst die aus der gemeinen Rache hervorgehende Befriedigung wurzelt keineswegs blos in bösem Willen — das wird daran klar, daß jeder nur im eigenen Namen, für seine Person verzeihen darf — in Betreff des einem Dritten zugefügten Unrechts steht dem Unbetheiligten keine Absolutionsbefugniß zu — nur auf mein eigenes Recht kann ich verzichten, niemals auf ein fremdes. Und war es etymologisch angesehen auch ein unhaltbares Spielen mit dem Wortklang, wenn einige Rechtsphilosophen „Rache" und „Recht", „gerächt" und „gerecht" ganz nahe zusammenrückten, so lag doch die richtige Anschauung zu Grunde, daß eine Rachevollstreckung von jeder egoistischen Interessirtheit und von jeder blos boshaften

Freude an fremdem Weh sich gänzlich fern halten kann. Das antiegoistische Moment darin läßt sich aber um so weniger verkennen, als überhaupt kaum je eine Rache ohne ein persönliches Opfer für den sich Rächenden kann vollzogen werden: ein Simson, der sich selber unter den Ruinen des feindlichen Hauses mitbegräbt, kommt en miniature alle Tage vor und erhärtet so unsern Satz, daß das Wesen jedweder ethischen Satisfaction durch Vergeltung nur zu begreifen ist aus der fundamentalen Correlation zwischen Schuld und Leiden, die, in der Wurzel eins, nur in der Richtung ihres Erscheinens sich unterscheiden. Und der principiellen Forderung, daß der Leiden Verhängende zugleich der Leiden Tragende sein soll, entzieht sich ja auch Schopenhauer nicht — nur macht er den Umweg durch die metaphysische Identität alles Erscheinenden — für die ethischen und charakterologischen Postulate gleich überflüssig: denn was den in Leiden „Büßenden" von dem trotzig sich gegen den ihm bereiteten Schmerz Auflehnenden unterscheidet, ist nichts als die Anerkennung des Grundzusammenhangs zwischen Schuld und Leiden. Dieser Einsicht verschließt sich jedes Gemüth, welches durch Strafen sich nur „verhärten" läßt — ein Vorgang, welcher demjenigen durchaus parallel steht, wo ganze Völker in schweren Nothständen (Pest, Hungersnoth, Erdbeben u. s. f.) sich selbst von jeder Pflicht dispensiren mittels des Desperationssatzes: Es ist ja doch alles eins.

31. Schluß. Grenzen der Emancipation von sittlichen Schranken in praxi und in thesi.

Also auch hier wieder stellt sich das Verhalten des Individuums dem Leiden gegenüber als ein charakterologisches Kennzeichen dar. Wenn das „starre" Gemüth durch Strafen so wenig erweicht wie gebrochen wird, so ist das nicht blos Sache des Temperaments, dem zufolge etwa der Choleriker der stärkern Action die stärkere Reaction

entgegenstellt; noch weniger aber beruht es lediglich auf einem innerhalb des Intellects verbleibenden Vorgange — denn die Einsicht, daß Schuld und Leiden zusammengehören, ist jener gleichartig, in welche Schopenhauer das Mitleid als eine intuitive Durchschauung des principium individuationis setzt, als welche auch nicht im Kopfe, sondern im Gefühl, nicht in der Abstraction, sondern im objectitätslosen Selbstinnesein entsteht. Wer sich nicht will strafen lassen, der möchte mit dem Zusammenhang zwischen Schuld und Leiden auch den zwischen Individuum und Gesammtheit zerreißen — und eine Nation, welche zur Zeit der Noth alle Gesetze suspendirt, spricht damit nur aus, daß ihr Staatswesen auf der Convention beruhte, sich gegenseitig eine möglichst erträgliche Existenz zu garantiren — nicht auf dem Princip sich wechselseitig hingebender Liebe. Wo von außen herangekommene Mächte jene Garantie — an sich schon eine eng bedingte — völlig illusorisch machen, da nimmt der entfesselte Pöbel im Menschen diese Vereitelung zum Vorwande, nichts mehr wissen zu wollen von Einschränkungen, denen sich zu unterwerfen ihn nur die Aussicht auf anderseitige Vortheile bestimmen konnte. Und wenn so nur noch

Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,

überschlägt sich, wie immer, die Abstraction in Consequenzen, welche das unvertilgliche Gefühl Lügen straft. Denn Gut und Böse als polare Gegensätze stehen sich entgegen wie fremd und eigen — mein Eigenes ist dem Andern fremd, und was mir ein Fremdes, gehört einem Andern zu eigen. Der Indifferenzpunkt aber ist die Mitte, wo Eigen und Fremd — oder, was dasselbe ist, wo Mein und Dein, Ich und Du — aufhört, und das ist der Friede, den also, diesem Begriffe nach, niemand mit sich allein, in völliger Isolirtheit, abschließen kann. Zu diesem Frieden hin strebt der Wille, und durch ihn hindurch geht es, wo ich das Eigene zum Fremden, das Mein zum Dein, das Ich zum Du mache; aber nur in dieser Richtung,

nicht in der umgekehrten, wo das Dein zum Mein, das Fremde zum Eigenen, das Du zum Ich sollte gemacht werden — denn dies mußte vom Andern, vom Du, ausgehen, und in diesem Austausch entsteht und besteht der Friede, die Aufhebung des Zwiespalts — nach einem physikalischen Bilde die Lösung der elektrischen Spannung, — denn meine Schuld ist des Andern Leiden, seine Schuld mein Leiden. Aber da gibt es kein ruhiges Beharren in einem Resultat, keinen bleibenden Besitz des Ausgetauschten, sondern nur den fortgesetzt sich erneuernden Act des Austausches, des Indifferenzirens selber. Dieser muß ein unablässiger sein, wenn der Friede Dauer haben soll; und sobald ein Fremdes mir zum Eigenen gemacht ist, so muß ich es abermals hingeben und mich dessen entäußern — subjectiv in selbstgewolltem Liebeswerk, objectiv im Gehorsam unter das Weltgesetz, welches das gewährte Glück alsbald wieder in Leiden verkehrt. Das ist das Schwere am Gesetz der Liebe, daß wir uns nicht bereichern dürfen am Gewinn der Liebe — einem Andern, jetzt einem Dritten, zu Liebe, müssen wir der erworbenen Liebe wieder entsagen, sonst wird die Liebe selber zu Egoismus. Was meine Sünde, das Böse in mir, ist, das ist eben dies mein Ich-sein, meine individuelle Existenz, mein Wille als eigener (darum auch Eigenwille genannt). Jeder Act des eigenen Willens hindert den Frieden der Indifferenz, und jedesmal so oft ich ein Eigenes, etwas für mich, für mein Ich, will, störe ich die sich wechselseitig paralysirende Einheit aller Einzelwillen. Damit stehen wir wieder vor dem metaphysischen Sinn des Wortes:

> Des Menschen größte Sünde
> Ist, daß er geboren ward;

denn das Geborenwerden ist nichts anderes als der Ausdruck des Willens, ein Selbständiges, für sich Seiendes zu sein, für sich etwas zu haben. Das kommt den Zeugenden im Zeugungsact zum Bewußtsein, sodaß man gerade aus

diesem Grunde „Wollust" lieber aus Wolle-Lust, als aus Wohl-Lust herleiten möchte.

Aber diese unbeschränkte Selbständigkeit des Einzelnen, welche nach Absolutheit drängt, ist unmöglich; der Einzelne bleibt immer ans All gebunden, von ihm abhängig; in ihm hat er seine Wurzeln, und frei im Aether kann niemand schweben. Im Egoisten wiegt das Streben vor, mittels dieser Wurzeln sich selber zu kräftigen; jedoch, um leben zu können, muß jeder auch ausathmen, somit vom Seinen, von dem was sein geworden, zurückgeben an das Allgemeine. Insofern ist ein Egoist ganz ohne Sehnsucht nach Liebe nicht einmal denkbar, weil ethisch so wenig wie physisch eine absolute Isolirung möglich ist; und nur Endliches kann lieben, nur Endliches geliebt werden; dem Unendlichen, Absoluten, Selbstgenugsamen kann der Einzelne nichts geben, weil es alles schon hat; und von ihm empfangen kann dieser auch nichts, weil nicht aufhört jenem zu gehören, sein zu sein, was von ihm der Einzelne in sich aufnehmen mag.*)

Aber wie ich als Einzelner hineingestellt bin in die Allheit des Seins, qua ruhender Substanz, so bin ich auch befaßt in die Einheit des Indifferenzirungsprocesses, sofern ich lebe, d. h. aneignen und hingeben muß, und das Innesein dieser Wechselbeziehung ist zugleich die Quelle jenes dualistischen Bewußtseins, dessen nicht ausschließlich christlicher oder paulinischer (Römer 7) Charakter durch den Mythos in Plato's Phädrus belegt wird, der von den zwei Rossen vor dem Wagen der Seele spricht, und außerdem durch die bei Tholuck, „Von der Sünde" (6. Aufl., S. 42), aus dem Alterthum allegirten Stellen.

---

*) Die Philosophen suchen längst nach einer genügenden Definition der Liebe; es gibt aber nur eine negative (wie nach Schopenhauer auch „Recht" und „Glück" die negativen, Unrecht und Schmerz die positiven Begriffe sind) und diese („glücklicherweise" kann man nicht sagen) genügt auch: Liebe ist das Gegentheil von Egoismus; diesen aber kennt jeder aus eigenster Herzenserfahrung.

Das Programm des absoluten Egoismus, wie es Richard III. mit seinem „Ich bin ich selbst allein!" hinstellt, läßt sich nicht durchführen. Keiner vermag ganz und blos Egoist zu sein — sofern er seine eigene individuelle Existenz bejaht, bejaht er die der andern zugleich insoweit mit, als ohne den gemeinsamen Urgrund auch er nicht wäre — so ist er innerlich zur Liebe, zum Gutesthun gedrängt (als volens immer auch zugleich ein nolens), aber mächtiger, als dieses in ihm nur indirecte Streben, ist das directe, welches Paulus nennt: „das Gesetz in unsern Gliedern". *)

*) Wie demgemäß der Intensitätsgrad des Egoismus zusammenfällt mit dem Grade, bis zu welchem jene Isolirung wirklich durchgesetzt wird, und wie ein solches Sichausschließen von der menschlichen Gesellschaft und den Rechten, welche diese garantirt, zu der rechtlosen Stellung der Asoten führen kann, das kam bereits oben S. 272 zur Sprache und mag hier nochmals in ergänzendem Résumé auftreten: Nicht jene Naturen sind die social gefährlichsten und sittlich verderbtesten, welche in leidenschaftlichem Egoismus, in drängender Noth des eigenen Ichs die Wege des Rechts und der Wahrheit verlassen, wie ein Hungeriger ein Brot stiehlt; denn solche haben noch Gefühl und sind Gefühlseinflüssen zugänglich: sie wollen nur richtig gelenkt sein; — sondern jene, die in apathischer Indolenz verschlossen das Ihre suchen, die also dem Gemüth keine Handhabe bieten; sie kennen nur rachedürftigen Groll, nicht eigentlichen Haß; denn könnten sie hassen, so müßten sie unter Umständen auch lieben können; aber sie stehen in so gut wie gar keiner lebendigen Relation und Wechselwirkung zu den Nebenmenschen; sie sind wie jene Herbart'schen „Realen", die blos sich zu erhalten suchen gegen Störungen; sie sind schon von Natur, soweit wie dies überhaupt möglich, außerhalb des Menschenzusammenhangs gelassen und damit zur Isolirung, zum Aufgegebenwerden seitens der Gesellschaft prädestinirt, und wo solche Excommunication wirklich zur Ausführung kommt, vollzieht sich nur was die Natur selbst angelegt, gleichsam gewollt hat. So ist es nur ein Accidentelles, wenn sie, wie im Maßstabe der Kolossalität Richard III. mit dem oben angeführten Worte, diesem ihrem ursprünglich nur privativen, d. h. fast nicht-existenten, Verhältniß zu den übrigen Menschen im Gefühl der nahezu absoluten Isolirtheit auch einen positiven Ausdruck geben, sofern sie die ohnehin schon bestehende Kluft zwischen sich und den

Die Erlösung durch Christum, zu deren Aneignung jener Zwiespalt sollicitirt, wäre demnach so leicht nicht, wie sie oben scheinen wollte: sie müßte das gänzliche Aufgeben des eigenen Wollens, das völlige „Du-sein" ohne Rest der Ichheit sein (um noch einmal zu dieser Sprechweise der „Theologia Deutsch" zurückzukehren).

So hat denn also auch diese Zwischenbetrachtung uns wieder an mehrern Punkten das Anziehende (fast möchte man sagen: das Verführerische, wenigstens das Lockende) wie das Unzulängliche aller auf theistischen Voraussetzungen fußenden Ethik verrathen; denn solche kann die Zweifel des sittlichen Instincts wohl niederdonnern, aber nicht wahrhaft überwinden, die Trüglichkeit desselben wohl als Ketzerei verdammen, aber kein Dilemma ausgleichen, die Knoten der Widersprüche höchstens zerreißen. Eine siegreiche Ethik dagegen muß diesen Gegensatz in sich selber sozusagen verdaut haben — und wie demnach Schopenhauer der skeptischen Einrede einen Paragraphen gewidmet hat, so wird es gerechtfertigt sein, wenn wir hier nicht blos von den modis und attributis, sondern auch von der substantia der conscientia mit ein paar Worten reden.

---

andern zu erweitern streben, sich gewaltsam losreißen von den Banden, welche sie noch hier oder dort an ein fremdes Menschenleben fesseln könnten; und sie suchen diese Losreißung — schon als Knaben der Schulordnung gegenüber — mittels offener Auflehnung gegen das Gesetz zu verwirklichen. Vor nichts also hat sich der Erzieher ängstlicher zu hüten, als vor einer Verwechselung der zuerst erwähnten Klasse mit dieser, wol nicht zu hart als „Auswürflinge" bezeichneten; — aus jener kann er sich eine Seele auslesen, um ihr Retter, d. h. ihr Versöhner mit der Menschheit, zu werden — aus diesem Pfuhl lassen sich nur Pflanzen von der sagenhaften Wirkung des weithin seine vergiftende Kraft ausstrahlenden Upas-Baumes verpflanzen. Die Erziehung versieht es aber in solchen Zweifelfällen am leichtesten damit, daß sie jene zu früh wie dämonisch Besessene aufgibt, daß sie den gereizten Trotz nicht von der angeborenen Satanicität, die Verwilderung nicht von diabolisch ursprünglicher Wildheit, das manchmal zwar rohe und feindliche Wesen nicht von dem brutalen (brutal im Sinne des thier-, speciell raubthierartigen) unterscheidet.

Es könnte ja gar keine Casuistik geben, wenn die Entscheidung des Gewissens allemal etwas so Selbstverständliches wäre. Jede Bereicherung unserer ethnographischen Kenntniß droht, die Basis noch schmäler zu machen, welche wirklich für eine unbestritten gemeinsame jedes ethischen Gefühls gelten kann. Wir müssen schon den Kannibalismus als eine besondere Form des Egoismus, der einen singulären Geschmack an Menschenfleisch gefunden hat, und die Menschenopfer im Reiche Dahomey als eine bloße Verirrung des Macht- und Ehrbegriffs — also gleichfalls des Egoismus — ansehen, um nicht daran irre zu werden, daß auch nur das blos wider die Bosheit sich richtende: „Du sollst nicht ohne eigenen Vortheil fremdes Schmerzgefühl vermehren!" ein allgemein anerkannter sittlicher Kanon sei. Alles aber, was als „Scrupel" den Seelenfrieden beunruhigt, ist jedesmal eine Instanz mehr für die ethische Skepsis, und das: ne feceris quod dubitas! würde in seiner strictesten Anwendung gerade die zartfühlendsten ethischen Naturen am leichtesten zu völliger Thatlosigkeit führen und sie so am allersichersten unversöhnbarer Gewissenspein preisgeben, weil diese ebenso wol auf Unterlassungen wie auf Handlungen folgen kann. Denn das Sich-mit-sich-Eins-Wissen macht die Ruhe des Gewissens, als der c o n scientia aus: Wille und Intellect suchen in ihr ihre individuell-subjective Versöhnung; deshalb „beruhigt" sich jeder bei dem Gedanken, bona fide, ἐν πίστει, „nach bester Ueberzeugung" gehandelt zu haben. Allein eben diese Gewißheit ist so wohlfeil nicht zu haben — die in ihr angestrebte Ruhe ist durch Wünsche, Affecte und die empirische Unvollständigkeit der Selbsterkenntniß jeden Augenblick gefährdet und gestört. Mit dem Schwanken unserer Meinung wird auch die bona fides uns selber zweifelhaft — und so setzt sich der zunächst theoretische Skepticismus alsbald in einen praktischen um; gerade so wie das Gefühl, sich im innersten Grunde selber nicht zu kennen, auch den noch turbirt, welcher sich entschließen möchte, dem

ethischen Fatalismus sich in die Arme zu werfen, um hinter das: „Ich bin nun einmal so und kann mein Wesen nicht ändern" den Ungestüm bloßer Affecte und seine widerstandslose Nachgiebigkeit gegen diese zu verschanzen.

Wenn sich aber hieraus erklärt, daß die Rücksicht auf fremde Meinung auch aus andern als blos egoistischen oder Klugheitsmotiven (der Eitelkeit, des Bedürfnisses, bei andern Achtung und Vertrauen zu genießen, um in ihrer Mitte mit Erfolg wirken zu können, u. dgl.) ihre Bedeutsamkeit entnimmt, so bleibt doch nicht nur die Trüglichkeit auch des fremden Urtheils (welches zwar „objectiv" heißen kann, sofern für dasselbe Subject und Object der Abschätzung nicht identisch sind) in Rechnung zu ziehen, sondern zugleich noch ein Specialverhältniß zu erwägen, in welches wir zu der fremden Meinung treten können. Wo wir uns selber die Frage stellen: Was werden die Leute dazu sagen? hat dies oft nur den Zweck, uns den Inhalt einer Situation ganz klar zu machen; ja bisweilen nur den: jene Leute selber, nach deren Urtheil man scheinbar sich richten will, zu messen an der gegebenen Situation. Freilich muß man dieselben hierzu vorher schon einigermaßen kennen; ja es setzt sogar seinerseits allemal eine ziemlich genaue Kenntniß des Einzelnen voraus, daß man mit wirklicher Sicherheit vorher wisse, wie er sich einem bestimmten Anlaß gegenüber äußern werde — leicht, selbst dem Wortlaut der zu gewärtigenden Aeußerung nach, ist das nur bei solchen, die ihr Urtheil in wenigen stereotypen Phrasen abzugeben pflegen; — aber unerreichbar ist es selbst für eine ganz individuelle Fassung solches Ausspruchs dann nicht, wenn man wirklich jemand in seinen ihn beherrschenden Grundmotiven „durchschaut" hat; — nicht selten dem andern selber zu ergötzlicher Ueberraschung, zumal da, wo Selbstgefälligkeit seine Selbstkenntniß so verblendet, daß er sich vor Eintritt der Situation regelmäßig für edler hält, als wie er sich innerhalb derselben ausweist. (Das sind ja überhaupt die Augenblicke, in

welchen der bessere Mensch „sich vor sich selber schämt"; denn dies Gefühl muß bei einem irgend Gewissenhaften sich allemal einstellen, wenn er sich im stillen für zuverlässiger gehalten hat, als wie er sich nachher bei der Probe findet.) Wie endlich die Rücksichtsnahme auf fremde Meinung ein zartes und edles Gemüth verleiten kann, „sich selber Unrecht zu thun", darüber wird die Betrachtung der Formen des Selbstgefühls und die Specialbehandlung des Gemüths und seiner Antinomien Genaueres an die Hand zu geben haben.

Die Communionsprovinz.

1. Das Ineinander von Wille und Intellect im allgemeinen und die Bezirke ihrer Communionsprovinz.

Wenn das Modificabilitätsproblem irgendeine Lösbarkeit versprechen sollte, so mußten wir uns nach denjenigen Grenzstrichen umsehen, auf welchen allein ein Austausch gegenseitiger Einwirkungen zwischen Wille und Intellect vor sich gehen kann, und nach dem Valet ab Esse ad Posse consequentia sind wir nachgerade so weit gelangt, einer gesonderten Betrachtung unterziehen zu dürfen, was in diesem ganzen Abschnitt der Charakterologie wie ein Wetterleuchten unter dem Horizonte seine Strahlen der Wechselbeziehungen herüber- und hinüberschoß.

Mit andern Worten: es gibt gewisse Voraussetznngen, ohne welche der Intellect jeder ethischen Bedeutung entbehren würde — und wir können dieselben am einfachsten unter den Allgemeinbegriff: Verhältniß des Willens zur Wahrheit, als zu dem nächsten Zweck jeder Erkenntniß, bringen Denn dies befaßt ebenso sehr die Wahrheitsliebe im Sinne des Widerwillens gegen alle Täuschung und Lüge, wie den Wahrheitsdrang als πάϑος des Denkers und Forschers; und nicht minder die Aufmerksamkeit (sowol die formale als die geniale), wie die fördernden oder hemmenden Sollicitationen, welche vom Willen auf das intellectuelle Schaffen und jede Bemühung um theoretische Zwecke ausgehen.

Nur scheinbar aber ist solche Betrachtung eine abermalige Unterbrechung des größern Zusammenhangs, innerhalb dessen wir noch stehen. Vielmehr wird sich ergeben,

daß gerade sie am natürlichsten den Uebergang zu einigen Specialerscheinungen vermittelt, welche bisher zurückgeschoben werden mußten, weil descriptive Behandlung derselben ohne die hier vorerst zu gebende Grundlegung nicht zu ihrem Rechte würde kommen können. Denn Eigensinn und Charakterschwäche, Leichtsinn und andere dem Jugendalter vorzugsweise angehörende charakterologische Phänomene haben sammt den Formen des Selbstgefühls und einer Reihe von Dingen, welche wir als „Halbethisches" zusammenzufassen gedenken, das Gemeinsame, daß ihre Darstellung ohne vorangegangene Besprechung dessen, was uns jetzt beschäftigen soll, nicht völlig verständlich, weil unzureichend begründet, sein würde.

2. Der Wissenstrieb oder Wahrheitsdrang als Strebensinhalt.

Wahrheitsdrang, Forschungstrieb, Wissensdurst, Lernbegier, Erkenntnißlust, Weisheitsfreude, oder „Weisheitswille" (Chalybäus), d. h. Philosophie, oder metaphysisches Bedürfniß sind Namen für ein heilig Pathos; ehrwürdig selbst da noch, wo es als bloßer „Gedankenhunger" schmachtet, wenn anders das ethische Fundament nicht fehlt, und dann nichts als „Curiosität" und frivole Neugier übrigbleibt, obgleich selbst dem, was als solche auftritt, unbewußt ein tieferer Drang beiwohnen kann, nach Maßgabe der eigenen oberflächlichen Erkenntnißfähigkeit immer mehr vom Menschenwesen kennen zu lernen. Ja, sogar der bloße Sammelfleiß, der mühsam „Sandkorn nur auf Sandkorn reicht", erstrebt innerhalb seines engen Bereichs und in einem an sich werthlosen Chaos wühlend, die Beruhigung, so wenigstens Kärrnerdienste zu leisten, damit die Königsgeister aus der Auslese des von ihm herbeigeschafften Materials weiter bauen können an dem Palast der Ur- und Gesammtwissenschaft, in welchem sich dem

Selbstbewußtsein der ganzen Menschheit der Spiegelsaal erschließen soll, von dessen Wänden die gesammelten Strahlen der Universalwahrheit zurückgeworfen werden. Die Ahnung, daß hierfür nur Originalkenntniß, d. h. solche, welche vorher kein anderer noch erfaßt hat, verwendbare Bausteine liefern könne, stachelt selbst schwache Geister mit rührendem pruritus an, auch an ihrem Theil einen Beitrag heranzuschleppen. Welcher achtsame Lehrer sollte nicht schon bemerkt haben, wie in der Jugend der Trieb lebendig ist, noch nie Gesagtes zum ersten mal auszusprechen — und geschähe das nicht fast immer auf die Gefahr hin, sich durch verschrobene Ausgeburten lächerlich zu machen, so würde man dessen in den Aufsätzen kurz vor und während der Pubertätsperiode — wo schon früher als die physische die intellectuelle Zeugungskraft sich regt — noch viel mehr entdecken. Mir meinestheils ist schon der Muth allemal respectabel gewesen, welcher sich vom Spott der Mitschüler oder gar takt- und gemüthloser Lehrer nicht einschüchtern ließ; — die Entdeckung der, ohnehin früher eintretenden, Impotenz folgt bald genug. Diejenigen aber, deren Geistesproducte nicht blos an Gedankenmangel oder -armuth leiden, sondern das eigene Gefühl hiervon verrathen, nenne ich gedankenhungerig — sie brauchen darum keineswegs zeitlebens intellectuelle Hungerleider zu bleiben.

Das Nichtbefriedigen solches Bedürfnisses kann demjenigen, welcher es einigermaßen lebhaft empfindet, ebenso schmerzlich werden, wie physisches Entbehren (nach der ästhetischen Seite gewendet gibt Schiller's „Pegasus im Joche“ — besonders die Stelle:

Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen!

— hierzu den classischen Typus). Und selbst der ästhetische Genuß, an welchem man so gern mit abstracter Uebertreibung die „Interesselosigkeit“ hervorkehrt, ruht auf einem Willensgrunde; — und nicht etwa blos in der Päderastie steigert er sich zu einer, sogar prak-

tisch sich bethätigenden, Leidenschaft.*) Wie aller Wissensdrang schließlich nach Beruhigung des Gemüths i. e. Willens strebt, los will von der Angst und Unruhe des Zweifelns und Nichtwissens, über das eigene Selbst seines Trägers zur Klarheit gelangen will, damit dies sicher werde, mit seinem Wollen nicht auf falschem Wege zu sein, und sein Gewissen, das praktische Fundament seines Wesens, das Wissen um sich befriedige (s. oben S. 322 über conscientia): so verzichtet der ästhetisch Betrachtende wohl auf Zwecke, welche der materiellen Selbsterhaltung und Fortpflanzung dienstbar sind, aber keineswegs auch auf Selbstförderung, Selbstbefestigung und Selbstbefriedigung. Auch die selige θεωρία des aristotelischen Gottes ist nicht denkbar ohne die Grundlage eines den Intellect aus sich gebärenden Willens. Selbst dieser Seligkeit können wir nicht einen rein positiven Charakter zugestehen: nur der kann Lust am Wissen empfinden, der vorher Wissensdurst empfunden hat. Man spricht auch nicht umsonst von einem rein wissenschaftlichen „Interesse", und doch nennt Schopenhauer mit Recht jedes Interesse ein Correlat zu einem Wollen; nur innerhalb eines Gebiets, welches mich „interessirt", kann ich theoretische Freude genießen — und wenn dem Philosophen sich dies Gebiet nach dem nil humanum a me alienum erweitert, so beweist solches nur, daß sein Wissensdrang der umfassendste, von keiner Einseitigkeit beschränkte, das Gegentheil aller „Bornirtheit" ist. Also auch diesem Lustgefühl geht als seine positive Bedingung ein Schmerz, ein Verlangen, das Gefühl eines Mangels, einer Lücke voran. Nur wer ein „Problem" als solches, d. h. als ihm gestellte Aufgabe, vor sich liegen sieht, kann sich an der Lösung freuen — auch hier heißt es: ignoti nulla cupido, und die Freude am Lernen und Erkennen, als an der Sättigung dieser cupido, ist wie

*) Als das Opfer einer solchen mag man sich Hölderlin vergegenwärtigen.

jede andere Freude immer und ihrem Wesen nach nur vorstellbar als Selbstbejahung. In der intellectuellen Befriedigung bejaht sich der Wille obendrein jedesmal insofern, als er mit einem Theil seiner selbst, mit seiner „Efflorescenz", zufrieden ist. Das wissen die strengern Anhänger des Buddhismus gar wohl: sie fordern als Vollendung der Ascese auch Verzichten aufs Denken und auf Erkenntniß. Ein absolut „reines Subject", das alles Wollens bar wäre, würde keiner Freude mehr fähig sein, — und wenn die Nabelschnur, welche das Erkennen an den Willen bindet, ganz durchschnitten wäre, so müßte uns selbst die Anschauung der „platonischen Ideen" langweilen (obgleich diesem Genuß wenigstens nicht das Bewußtsein eines Bedürfnisses vorangeht); wie der Himmel und der „überhimmlische Ort" langweilig bliebe, wenn er Wesen von gänzlich quiescirendem Willen die ewige Anschauung der Ideen böte, da ja das Wesen der Langenweile in der Abwesenheit aller Anregung für den Willen besteht, ein substantielles Dasein überhaupt aber aufhört vorstellbar zu sein, wenn ihm das Fundament dessen entzogen wird, was wir ausschließlich als ein schlechthin Reales zu fassen vermögen: das Wollen. Denn von den abstracten Möglichkeiten einer „andern Welt" müssen wir durchaus absehen. Wer mit Schopenhauer bekennt, einen Intellect ohne Gehirn nicht denken zu können, der muß auch den Schritt weiter thun: eingestehen, daß ein „reines Subject" ohne das Substrat eines Willens unsere Fassungskraft völlig übersteigt. Ihren letzten Werth haben die Ideen ja eben darin, daß auch sie „Objectitätsstufen" des erscheinenden Willens sind, ihr letzter Inhalt der Wille selbst ist. Wie also sollten sie nicht auf den Willen wirken? wir freuen uns an ihnen, weil sie uns den Kerngehalt alles Daseins offenbaren. Es ist genug, daß in ihrer Contemplation kein bestimmtes, momentanes Wollen fühlbar dabei thätig wird, und eben darin liegt ihr Reiz, daß wir uns dabei vom momentanen Wollen frei wissen; aber ohne ein all-

gemeines „Interesse“ könnte nur der langnor völliger Gleichgültigkeit übrigbleiben. Ihre Betrachtung gewährt ein Gefühl des Erleichtertseins vom Druck der Lebensbürde — aber dies Glück ist negativ wie jedes andere: wären wir der Last für immer entledigt, gäbe es gar keine mögliche Relation auf den Willen mehr, so würden wir des Hinausgehobenseins aus dem erstickenden Qualm der Willensatmosphäre gar nicht inne werden.

Wir bestreiten hiermit keineswegs die Richtigkeit des Kriteriums, welches Schopenhauer für die Höhe der Objectivationsstufen des Willens hinstellt: die zunehmende Sonderung des Intellects vom Willen; im Gegentheil, wir wollen auch hierbei nur ihn „zu Ende denken“. Da erst ist der Gipfel der Höhe erreicht, wo das Gesonderte sich wieder in eins zusammenfindet, und von einem sittlichen Leben, im Unterschiede vom unzurechenbaren Walten des Instincts, ist erst da die Rede, wo, unter mancherlei Differenzen des Grades, eine solche Versöhnung sich einstellt: so gut wie der Wille ein intelligenter, so gut soll der Intellect ein wollender sein, und er ist dies am meisten eben als Wissenstrieb.

Selbst die Thatsache der Selbstbemitleidung, aus welcher Schopenhauer jedes echte Weinen herleitet — die Pferde des Achill können nur weinen, weil sie auch sprechen können, und eben darum geben sie mit ihren Thränen dem Zeus Anlaß, die Menschen die elendesten aller Erdenbewohner zu nennen (Ilias, XVII, 416 fg.) — findet nur aus diesem In-eins-gehen ihre Erklärung; und soll vollends das selbstbemitleidende Weinen auch ein Symptom von Herzensgüte sein, so setzt es eine noch um so klarere Spaltung des Ichs und dieser nachfolgende Wiederzusammenschließung des Gespaltenen voraus. Der zuschauende Intellect bemitleidet den leidenden Willen — ist also selber noch einer Willensregung fähig, die er sozusagen von seiner Grundlage — seinem Träger — entlehnt hat — und unterscheidet sich von dem kalten, gleichgültigen, ins hellere

Bewußtsein hinaufgerückten Reflectiren auf das eigene Leiden eben durch das Fortbestehen eines engern Bandes zwischen Intellect und Wille, vermöge welches Bandes der Intellect sozusagen einen Willensfactor in sich schließt.

Leicht genug ist für dies Band der Name „Gefühl“ gefunden, der also im Schopenhauer'schen System — wie ein oft vernommener Vorwurf uns glauben machen möchte — so wenig der Geltung und Anerkennung ermangelt, daß er sogar zum Lebensgrunde alles ethischen Handelns erhoben ist. So vereinigt sich bei Schopenhauer so einfach wie möglich das Fundament seiner Ethik mit dem erhabenen Range, welchen er der ehrlichen Wahrheitsforschung anweist — denn pectus est quod facit veracem: im Gefühl wurzelt auch die aggressive Wahrheitsliebe, wie die blos negative des „Nichtlügenwollens“ am Mitleid ihre Schranke hat. Und die Prädicate, welche wir einer Denkarbeit beilegen, beweisen mit mehr als blos metaphorischer Uebertragung eine Willensnatur des Intellects, so oft wir z. B. sagen, ein Geistesproduct zeuge von Beweglichkeit, Lebendigkeit und vor allem von großer Energie des Denkens; das sind ja lauter Attribute des Wollens selber. Wählen wir dafür den concretern Ausdruck: größere Spannung der Cerebralfunctionen, erhöhte Gehirnthätigkeit u. dgl., so treten wir dem Realzusammenhang nur um so viel näher. Wer mit seinem Denken dem Gedankengang eines andern „nicht zu folgen im Stande ist“, verhält sich zu diesem nicht anders, als wer mit seinen matten Beinen nicht „mitkommen“ kann zu dem, welcher mit kräftigern Gehwerkzeugen rüstig vorwärts schreitet: es ist ein Unterschied der Stärke und Schwäche in den beiderseitigen Organen. *)

---

*) Selbstverständlich bleiben hier solche Fälle ganz außer Betracht, wo das Verständniß einer Gedankenreihe von dem zufälligen Besitz gewisser Kenntnisse, einer bestimmten Terminologie u. dgl. abhängig ist. Anspielungen aller Art gehen ja für jeden verloren, der

3. Fortsetzung. Das Verhältniß des Einzelnen zu diesem πάϑος und die Casuistik solchen Verhältnisses.

Wie nun aber krystallisirt sich das Elementarwesen unbestimmten Verlangens nach Wahrheit zum klarbewußten Interesse an abgegrenzten Feldern des Wissens oder innerhalb dieser an noch mehr individualisirten Problemen? Offenbar auf der Basis des individuellen charakterologischen Grundgehalts!

Wie die Luft vor Schneewetter am dunkelsten ist, solange noch die amorphen Dünste chaotisch vor der Sonne lagern; wie es heller wird, ehe die Flocken fallen; und dann, für die Dauer des Fallens, die Luft sich wieder verdunkelt: so ist es im Menschengeiste am dunkelsten, solange noch gar nicht die Probleme erkannt sind als gestellte Aufgaben; und so klärt es sich auf, wenn erst die richtige Fragstellung gefunden ist; so tritt aber auch wieder Nebel ein, der alle Umrisse verschwemmt, bis die Lösungen in klaren, weißen — d. i. farblosen, von keinem individuellen Willensinteresse gefärbten, nur vom allgemeinen durchleuchteten — und doch buntgestaltigen Antworten sich auf den Boden niedergeschlagen haben — und nun von unten und oben die Strahlen sich, das schwache Auge blendend, kreuzen. — Doch zerfließen sie alsbald wieder in dunkeln breiigen Koth, wo sie auf ein aufgeweichtes, schmuziges Erdreich gefallen. Nur das reine und feste Gemüth behält unversehrt die heilige, fleckenlose Weiße der Wahrheit — den andern nimmt sie vollends den letzten Halt, selbst das Gestein alter Sitte zermürbend. Nur der

nichts von den Dingen weiß, auf welche sie sich beziehen. Hier handelt es sich um die Fähigkeit, das (nicht blos dem) nachzudenken, was ein anderer Geist uns vordenkt, und diese Fähigkeit ist, zumal in Philosophie und Mathematik (s. oben S. 9 fg. und 14), ohne eine gewisse Ausdauer im Denken niemals vorhanden.

starke Geist — esprit fort — kann sonder Fährde sich bekennen zum amicus Plato, magis amica Veritas. Wer wie das Kind mit dem leuchtenden Feuer spielt, gefährdet eigenes wie fremdes Wohl — und doch ist die sinnliche Freude am hellen Feuerschein kein lebhafteres Gelüste als das Trachten des Mannesgeistes, den Schleier zu lüften vor den lockenden Mysterien. Also auch von dieser Seite betrachtet ist die Wahrheitsbegeisterung nichts weniger als ein ethisches Adiaphoron. Wie unter Umständen im casuistischen Einzelfalle die sogenannte Nothlüge dem Mitleid dienstbar erscheint, so bleibt in allgemeinen Institutionen der pia fraus eine Stelle, wo „die Fackel nicht leuchten, nur zünden kann“. Im Privatleben trägt jedes zartere Gemüth berechtigte Scheu, einen mitleidlos um schöne Illusionen zu bringen — und keiner ist zum voraus sicher, ob Erkenntniß der Wahrheit Segen oder Unheil stiften werde.*)

Der nach Wahrheit ringende Forscher kann darüber leicht die nächste Forderung an sein Mitleid versäumen — es kann ein gewisser egoistischer Drang nach rein subjectiver Beschwichtigung innerer Unrast das eigentliche Agens seines Strebens sein. — Ja, man könnte unsern obigen Sätzen das Paradoxon entgegenstellen: die ganz interesselose, reine Wahrheitsforschung sei ihrem Wesen nach ein ethisch Indifferentes. Und doch wieder sehen wir dabei ein schwungvolles, opferfreudiges πάϑος wirksam. Sofern aber praktische Zwecke durchaus fern gehalten werden, alles rein theoretisch, ein blos innerhalb des Intellects Vorgehendes bleiben soll, steht das ganze Thun außerhalb des Kerns der Menschheit und ihrer gegenseitigen Relationen,

*) Aber auch hierfür dehne man die Imputabilität nicht zu weit aus: wer Flachs säet, kann doch nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn hernach einer sich aus der Heede einen Strick dreht und sich daran aufknüpft — so kann der Schriftsteller auch nicht für jedes Aergerniß aufkommen, welches etwa schwache Seelen an seinem Buche nehmen werden — warum greifen sie danach?

ist also auch ein Außerethisches, berührt höchstens indirect, niemals direct die lebendigen Beziehungen. Auf das ganze Gewirre dieser Dialektik fällt dann noch ein Schlaglicht von dem Gefühle her, welches wie durch ein Unrechtthun gedrückt wird in der Versuchung, bei andern ohne hinreichenden Grund Schlechtes oder auch nur convenienzmäßig Gemisbilligtes vorauszusetzen — z. B. Zweifel an der Virginität eines jungen Mädchens zu hegen. Es braucht ein Verdacht gegen gar niemand ausgesprochen zu werden, und doch kann das Gewissen dadurch wie durch eine von uns potenziell zugefügte Kränkung belastet sein; aber einmal erregt, läßt er sich ohne Gegeninstanzen nicht wieder zum Schweigen bringen, und was dann antreibt, solchen nachzuspüren, ist doch wol das Gegentheil von niederträchtiger Skandalsucht, mithin so wenig sittlich gleichgültig wie diese selber. Hiervon hat vielleicht in den meisten Fällen selber kein klares Bewußtsein, wer dem wirklichen Sachverhalt nachforscht, weil ihm sonst der Zweifel keine Ruhe ließe, — und doch kann auch dann Mitleid zu Grunde liegen.

4. Intermezzo: Metaphysische Ausblicke in die letzten Willenszwecke.

Und warum sollten wir anstehen, diesen Zusammenhang von Wissen und Wollen bis in die metaphysischen Tiefen zu verfolgen? — Ist das Dasein das Ziel des Strebens im Willen als Ding an sich, so ist — weil Dasein nur für ein Subject ist — das eigentliche Ziel des Wollens das Sich-selbst-zum-Subject-machen — kurz: das Bewußtsein, und sobald dieses erlischt, ist ein Zweck des Willens bis auf weiteres vereitelt. „Der Wille strebt nach Dasein" heißt: das Ding an sich ist potentiâ stets schon Object, und trägt zugleich die Möglichkeit in sich, stets Subject zu werden; Schelling-Hegel'sch ausgedrückt: die

Substanz drängt zum Subject-sein und ist — so möchte man schier weiter witzeln — an sich Subject-Object. Wenn aber dem Willen das Streben nach Selbstobjectivirung wesentlich ist, so gehört auch ihm selber die Todesfurcht an, in dem Sinne nämlich, daß er sich sträubt, das einmal Erreichte, das Wissen um sich, wieder aufzugeben — und nur weil der Tod so wirklich sein Hauptinteresse, wenn auch nicht sein blindes Sein selbst, afficirt, ist es begreiflich, daß die Todesfurcht als eine so ungeheuere Macht auftritt, wie sie als bloße Täuschung nimmermehr zu begreifen wäre. Das Leben, d. h. das Bewußtsein, ist „das höchste Gut", welches sich der Wille zu erarbeiten vermocht hat — davon will er nicht lassen, und der Todesmuthige oder der das Leben (so sagen wir besser als: den Willen) Verneinende hat eben Verzicht darauf geleistet, noch fernerhin dies Leben zu sehen und darum zu wissen. Die Einsicht, daß „das Schauspiel, welches der Wille sich selbst gibt", das Eintrittsgeld — geschweige „die Kosten der Aufführung" — nicht werth sei, ist also allerdings eine Bedingung jenes Muthes und der Lebensverneinung; und „ich mag nicht mehr leben" heißt: „ich mag dieses Elend und diesen Jammer nicht länger mit ansehen, also auch nicht in der unmittelbarsten Wahrnehmung eigenen Schmerzes länger fühlen". Danach verfährt jeder, der „sich selbst das Leben nimmt", — der sagt damit nach einem charakteristischen Ausdruck unserer Sprache: „ich will nichts mehr wissen" von diesem Erdenjammer — er verachtet das höchste dem Willen erreichbare Ziel — das Bewußtsein — und der Ascet scheint sich von dem gewöhnlichen αὐτόχειρ nur dadurch zu unterscheiden, daß er das Ankertau nicht durchhaut, sondern in seine einzelnen Fasern auftrennt, damit es um so schwerer sei, daraus wieder ein neues Band zu weben, eine neue Fessel für ein Individuum zu drehen. Ist aber letztes Ziel des Willens die Erkenntniß, so ist das πάϑος φιλόσοφον höchste Bejahung des Lebens, und daraus erklärt sich die ungeheuere

Vehemenz des Erkenntnißdranges in den mit dem nöthigen Werkzeug dazu ausgerüsteten Individuen. Da scheut er kein Opfer und heißt „erhaben", weil er dem Höchsten zustrebt. — Denn das „Pathos eines Charakters", von dem die Aesthetiker gern sprechen, was ist es anders als das, objectiv angesehen, vorwiegende Motiv, in der Reaction gegen welches alle andern Motive wirkungslos bleiben, und, von der subjectiven Seite, die Eigenheit, nur auf eine bestimmte Klasse von Motiven energisch und nachhaltig zu reagiren? Und auch das Pathos des Denkers ist leidenschaftlicher Aufwallungen, affectähnlicher Steigerungen fähig. Den berührte nie der Weihefinger einer segnenden Pallas, der nichts zu sagen weiß von einem Rausch des Geistes, worin rascher wuchsen, kräftiger sich aufschwangen die Fittiche des Gedankens. Nicht dem Dichter allein, auch dem Denker sind sie beschieden, jene Stunden, wo die Seele im Zustande einer erhöhten Assimilationsfähigkeit lebhafter percipirt, sicherer und vollständiger das Percipirte reproducirt als wie gewöhnlich — vielleicht stimulirt von der persönlichen Nähe eines heroischen Genius.*) Es folgt

*) Aber dasselbe gilt so gut bei Arbeiten des Intellects, welche er direct als Fröhndner des Willens zu verrichten hat, wie bei solchen, welche er sozusagen als sein eigener Herr beschafft, dem Gesellen gleich, der am Feierabend für eigene Rechnung dies und jenes ausführen darf. Schriftstücke aller Art, die wir im Gedränge eines Pressirtseins, von irgendeinem äußern Impuls gehetzt, anfertigen, gelingen oft besser, als solche, zu denen wir volle Muße haben. In jenen Fällen concentrirt sich das Wollen und Denken, und es stellen sich zuweilen Intuitionen ein, wo sonst das discursive Denken leicht in verwässernde Breite hineingeriethe, während das intuitiv Erkannte nach knapper Präcision des Ausdrucks drängt, sozusagen rectificirten Spiritus destillirt. Danach ließe sich wieder schließen, was schon früher bei Gelegenheit des deutschen Phlegmas als der Grundlage gewisser intellectueller Fähigkeiten berührt wurde, daß die intuitive Erkenntniß in jeder ihrer Formen der Willensquelle näher bleibt als die abstracte — und eben in solchem Näherbleiben zugleich die Garantie ihrer größern Wahrheit hat. Je abstracter ein Erkennen ist — wie for

dann nachher gern eine um so andauerndere Erschlaffung — wie bei den Magnetisirten — und so scheint dies unter

male Logik, Grammatik und Mathematik nebst allem bloßen Memoriren — desto ferner bleibt es dem Willen und desto weniger bedarf es einer von dessen Impulsen ausgehenden Kräftigung. Das discursive Denken sucht gewissermaßen in der Folgerichtigkeit seiner Deductionen und dialektischen Synthesen einen Ersatz für den festern Halt, welchen der Intuition ihr näherer Zusammenhang mit der Realität verleiht — und so erklärt sich auch die Ueberraschung, mit welcher man zuweilen beim Abfassen einer discursiven Darstellung gewahrt, daß Dinge, welche in deren Verlauf als matte Ergebnisse aus dem Aneinanderreihen von Satz an Satz in schleppenden Schlußketten sich einstellen, von uns längst anticipando auf dem Wege der Intuition nicht blos erfaßt, sondern irgendwo implicite auch bereits ausgesprochen waren — und das gewährt die hohe Befriedigung, sich nicht auf dem uferlosen Ocean der Abstraction herumzutreiben. Und weil man dabei nachträglich finden kann, daß sich hinter einem einzelnen Ausdruck Dinge verbergen, die uns selber im Augenblick, wo uns der Gedanke zuerst eingefallen, unbewußt blieben, so sollten wir niemals ohne sorgsame Prüfung irgendetwas an der Fassung ändern, in welcher uns ein glückliches Aperçu zuerst gekommen; sonst spielt uns der Vetter Ballhorn allzu leicht einen Schabernack, indem er uns verleitet, die Vorzüge der ersten Conception abzuschwächen, gerade wie der nähere Umgang mit jemand uns gern abbringt vom richtigen physiognomischen Eindruck, welchen wir beim ersten „unbefangenen" Begegnen hatten. Es ist die Abwesenheit jedes Voreingenommenseins für oder gegen eine Sache, welche für die ursprüngliche, außerhalb jedes systematischen Zusammenhangs entstandene Fassung die Wahrscheinlichkeit gibt, daß sie frei sei von all den Nachtheilen, welche Befangenheit — was immer für Ursach sie haben mag — mit sich bringt. Denn „Befangenheit" befängt auch das klare Denken, das sich sozusagen in seinen eigenen Verwirrungen fängt, sobald nur die Reflexion Zeit bekommt, sich einzudrängen und zu mäkeln an dem Charakteristischen und Treffenden, was ihre höher begabte Mutter, die Anschauung, zu Tage gebracht, — oder wol gar unter dem Vorgeben, „Ergänzungen" liefern zu wollen, nur Entstellungen und Verhunzungen einschwärzt. — Die hier in Rede stehende Beflügelung des Denkens durch den Willen erfahren wir auch, so oft im Gespräch sokratische Gedankenmäeutik wirksam wird; noch deutlicher aber an dem Unterschiede, den es macht, ob ein Gedanke uns zuerst im brieflichen Verkehr oder beim „einsamen Grübeln" gekommen; denn schon das blos vorgestellte Verhältniß zu einem bestimmten Empfänger unserer Denkproducte reicht

das zu fallen, wovor, als vor dem „Wucher der Zeit", Schopenhauer's „Paränesen" warnen. Denn diese zeitweilig größere Anspannung in der einen Richtung der Lebenswillensenergie sammt der nachfolgenden Erschlaffung ist mehr als eine bloße Täuschung des Bewußtseins (deren Entstehung in Betreff der letztern sich etwa so erklären ließe, daß anderweitige reiche Anregungen das Gemeingefühl verhüllt hätten, sodaß dieses, solange die Ueberanstrengung selber dauert, nicht dazu gelangt wäre, derselben inne zu werden) — und darin eben liegt die Gleichartigkeit dieses Zustandes mit dem in Affectmomenten: was wir bei dessen Betrachtung als das Wesentliche erkannten, ist es auch hier: gestörtes Gleichgewicht im System der Affluxe. Aber das würde nicht möglich sein, wenn nicht das Herz mit im Spiele wäre, wenn nicht zum wahren, echten Forschen, das mehr ist als Aufstöbern von matter of fact, auch eine Gemüthsbetheiligung unerläßlich wäre, wenn nicht das pectus est quod facit philosophum auch seine Wahrheit hätte — sodaß die Spötter ihre Absicht schlecht erreichten, als sie das vierte Buch des Schopenhauer'schen Hauptwerks einen „lyrischen Erguß" nannten — denn es ist dieselbe Begeisterung, worin die höchste Speculation und worin die Lyrik als in ihrem Lebenselement athmet: der Hauch des Ewigen!

Ausdrucksweisen wie: „das Licht der Welt erblicken", „die Sonne nicht mehr sehen", — „der dunkle Orkus", und Dichterworte wie:

> Was sollst du sehn auf dieser Welt,
> Wo stets die Nacht den Sieg erhält?

bezeugen, daß das Bewußtsein als letzter Zweck des Willens

---

hin, dem Ausdruck derselben eine besondere Frische und treffendere Schärfe zu geben, und alles wird lebhaftere Tinten annehmen, als wo uns beim Niederschreiben „der Herr Publicus" in ungestalter Vielgestalt blos vorschwebt.

gefühlt wird; — und nur das gesättigte Erkennen, d. h. Einsicht in die Werthlosigkeit der Welt, schlägt auf der Höhe in Verneinung um, die freilich ihr Gegengewicht behält an den niedern Strebungen des Willens, blos zu leben.*) — So beseitigt sich der Widerspruch, daß Poesie und Philosophie zwecklos und doch das Menschenwürdigste sind; — ihnen muß offenbar ein ethischer Werth innewohnen — das bestätigt auch die instinctiv vorzugsweise ihnen und den ihnen gebrachten Opfern gezollte Achtung wie die Verachtung gegen ihre Verächter, als die Rohen par excellence. Die sogenannten höhern, d. h. allgemeinen, geistigen, Interessen verhalten sich zu den gemeinen, „materiellen", wie der genießende Reiche zum darbenden Geizigen — denn auch der sinnlich Dahintaumelnde macht zum Zweck das „Leben", welches doch nur Mittel ist zum Erkennen. So ließe sich die Empfindungslosigkeit des Gehirns dahin deuten: dem Organ des Intellects wollte der Wille es recht leicht machen, seinen Functionen nachzugehen, wie das Volk es dem Staatsoberhaupt leicht macht, für andere zu sorgen, indem es dasselbe aller Sorge für die eigene Existenz möglichst enthebt, und ihm sein Dasein schmerzlos macht, damit es nicht in seiner Thätigkeit gestört werde — und wie der edelste Monarch am ehesten daran verzweifelt, das Wohl seiner Völker gründen zu können, so gewahrt das edelste Gehirn zuerst des Daseins Werthlosigkeit und verneint es demzufolge. Wie aber der egoistische Tyrann nur dazu den Volkswohlstand fördert, um daraus

---

*) An dies klingt an, was Flattich zu Pred. 11, 7, bemerkt (a. a. O., S. 503): „In den guten Tagen ist das Licht süß und den Augen die Sonne lieblich anzusehen; .... wie es auch von den Erzvätern heißt, daß sie im Alter des Lebens satt waren, da ihre Augen dunkel wurden", und zu Vers 8: „Die Weltweisen reden und schreiben von der Glückseligkeit dieses Lebens gemeiniglich in demjenigen Alter, da sie noch in guter Periode sind; daher kommt es, daß alten Leuten die Weltweisheit gemeiniglich mager und kraftlos vorkommt."

seine eigenen Schatzkammern zu füllen, so dient der vulgäre Intellect nur den nächsten Zwecken des Organismus, ohne sich dazu zu erheben, daß er einsehe, wie der Leib nur des Gehirns wegen da ist, also die niedern Functionen des Intellects nur der höchsten — mittelbar durch Erhaltung des Lebens, wie unmittelbar durch Zuführen empirischen Stoffes — dienen sollen; und in diesem Sinne können wir uns sehr wohl den Satz („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 503; 3. Aufl., S. 570) gefallen lassen: „der organische Leib kann angesehen werden als Mittelglied zwischen dem Willen und dem Intellect"; nämlich für jenen zu diesem als seinem Ziele hinüber.

Dagegen gehen wir der teleologischen Fassung besser aus dem Wege, wo die Verneinung in Betracht kommt. Wie Schopenhauer gesprächsweise gegen Frauenstädt (vgl. dessen „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn", S. 152) den Willen einem Wanderer verglich, der mit seiner Laterne sich plötzlich vor einem Abgrund sieht und nicht weiter zu gehen sich entschließt — also ihm selber unvermuthet das Velle in ein Nolle umschlägt: so werden wir überhaupt die Verneinung nicht als Zweck, sondern als ein ihm selber unerwartet sich einstellendes Ergebniß der Erkenntniß zu bezeichnen haben. Diese Erkenntniß kann im „Tugendhaften", im „Gefühl-", d. h. Mitleidvollen intuitiv, d. h. ohne Abstraction, zu Stande kommen; aber auch in solchem Falle bleibt es im ganzen doch richtig, daß es das Resultat seines Erkennens — gleichviel in welcher Form — sei, was den Maßstab für den ethischen Werth des Individuums ausmache. Mit weiterm Ausblick aber gewinnt derselbe Gedankengang diese Formulirung: die Aufsummirung des Bewußtseins in der Geschichte und ihrer Tradition führt dem Willensziele immer mehr entgegen: seiner Selbsterkenntniß, und die in ihr vor sich gehende intellectuelle „Vervollkommnung" ist vollständig ausreichend für das wahre Ziel des Willens, ja, von direct „ethischer Bedeutung", während dem Wachsen in „guten Werken",

der im engern Sinne sogenannten Sittlichkeit und den Fortschritten in ihr, nur eine indirecte zukäme. — Unter die Postulatsbegründungen für die Unsterblichkeit wäre demnach allerdings das „Wachsen in der Erkenntniß" mit aufzunehmen, und es als eine Beschränkung der Macht des Willens anzuerkennen, daß er so selten recht begabte Individuen hervorbringt und diese durch das Verleihen einer nur kurzen Lebensdauer in der Unfähigkeit beläßt, ihr Ziel zu erreichen (womit a. a. O., S. 608; 3. Aufl., S. 698 fg., zu vergleichen). Nun muß er immer neuen Anlauf nehmen, dessen Gelingen zweifelhaft bleibt. Der Tod ist und bleibt das testimonium paupertatis für den Willen, mögen wir diesen nun Willen „zum Dasein" oder „zum Bewußtsein" nennen; denn wenn auch nicht dem Subject des Erkennens — in seiner abstracten Lostrennung — am Erkennen „gelegen ist" (a. a. O., S. 503; 3. Aufl., S. 571), so doch dem Willen selber desto mehr. Deshalb empfindet dieser beim Sterben auch einen etwas gründlichern Schmerz als wie jemand, der blos einen beliebigen treuen Diener verabschieden muß. Hätte Schopenhauer erfahrungsmäßig die Ehe besser gekannt, er würde wol lieber aus dieser seine Vergleichung genommen haben; weiß er doch selber in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" von der Heftigkeit des Ergänzungsbedürfnisses zu sagen, nach welchem eben dieser bestimmte Wille mit diesem bestimmten Intellect sich gatten will, und nach seiner eigenen Erblichkeitstheorie ist im Einzelnen dessen Wille seinem Intellect recht eigentlich „angetraut" und „copulirt", sodaß, wo Mann und Weib wirklich „zueinander passen", sie sich genau zueinander verhalten, wie der Wille zu dem gerade ihm conformen Intellect; und wie unter ehelichen Zwisten jeder Theil um so mehr leidet, je edler er ist: so empfindet der edelste Charakter am schmerzlichsten den Zwiespalt zwischen seinem Wissen und Willen — und der von Schopenhauer später aufgegebene Ausdruck seiner Erstlingsmanuscripte: „das bessere Bewußtsein" für die Quelle der Selbstverneinung wirft noch immer ein

Licht zurück auf die Disharmonie der beiden „Gesetze" in unserm Innern. Jeder Schmerz, scheiden zu müssen von dem, womit man sich „fürs Leben verbunden" *), ist von allen der gründlichste: das Innesein des Sträubens gegen den Gedanken, auf das mühsamst Errungene resigniren zu sollen. Und alles was so aus der Thatsache der Todesfurcht sich deduciren läßt, darf die Anerkennung von nicht weniger Haltbarkeit ansprechen wie die Begründung der Ethik durch die Thatsache des Mitleids, als unmittelbaren Ausdrucks des Tat twam asi; denn jenes ist einfach die Kehrseite hierzu, und ändert ebenso wenig etwas am nihilistischen Credo. Denn was der Wille mittels des ganzen Erkenntnißapparats kennen lernt, ist ja doch nichts als sein eigenes nichtiges Treiben, und wie auch sein letztes Ziel: Erkennen, ihm als ein endlos hinausgerücktes vorschwebt, — sein ganzes Sein und Thun also nichtig ist. Wer mag's ihm da verdenken, daß er sich selber „als sich bewußtem Nichts" nicht ins Angesicht schauen mag; daß er sich abwendet von dem Anblick seiner selbst; daß er sogar Zerstreuungen sucht, um diese Nichtigkeit lieber mit ein paar bunten Lappen zu verhüllen, als so ganz nackt und bloß zu sehen; — daß er zu seiner substantiellen Nichtigkeit auch gern das phänomenale Nichts im Tode hinzufügt? Im leeren Kreis herumgedreht fühlt er den Tod als das einzig Wahre und Wahrhafte (Ehrliche), Reale und Reelle an diesem Gaukelspiel; und die Ahnung solchen Er-

*) Vgl. Faust, zweiter Theil:

Wagner.

. . . . noch niemand konnt' es fassen,
Wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen,
So fest sich halten als um nie zu scheiden,
Und doch den Tag sich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephistopheles.

Halt ein! ich wollte lieber fragen:
Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?
Du kommst, mein Freund, hierüber nie ins Reine.

gebnisses mag viele abhalten, demselben mit klarem Denken fest ins Auge zu blicken — das Hoffnungslose des Strebens wird noch lieber an kleinlich vergeblichen Bemühungen erfahren, als daß die höchste Anstrengung an das in seinem letzten Ergebniß ebenso nichtige Ziel des Erkennens gesetzt werde. Kurz, der Wille gelangt schließlich und im besten Falle zu der Einsicht, daß er meistens — in der unorganischen und untermenschlichen Natur ausnahmslos — im bloßen Ringen ums Mittel verharrt, und zuletzt auch der Zweck selber nicht mehr werth war als die Mittel — höchstens ein nicht ganz so mühseliges Spiel wie „Erhalten des eigenen Individuums und der Brut". — Jede andere Teleologie des Todes — zur Lethe und „Erfrischung" des Willens — a. a. O., S. 505; 3. Aufl., S. 572 — bleibt eine lyrische Phantasie — und entstammt dem Bemühen Schopenhauer's, der Consequenz auszuweichen, daß in den Willen selber die Ohnmacht verlegt werde. Dem gegenüber möge man diese Abschweifung als eine metaphysische Phantasie, als eine Variation über ein Schopenhauer'sches Thema ansehen.

5. Fortsetzung. Die in Anspruch genommene Sonderstellung des Genies.

Wir kehren zum nähern Gegenstande dieses Abschnitts und des vorletzten Kapitels zurück, um insbesondere noch die Frage zu erörtern, ob nicht aus der Stellung des Wahrheitsdranges zu den übrigen ethischen πάϑη in der That sich etwas ergibt, was für das Genie einen exceptionellen Gerichtsstand, ein eigenes moralisches Tribunal besondern Forums zu etwas mehr als dem Anspruch der Stürmer und Dränger auf Privilegien der Caprice macht. Die sonst nicht gerade an genialen Extravaganzen laborirende deutsche Polizeiordnung hat dem Lebensalter, welches Schopenhauer das geniale nennt, eine sogenannte akademische Freiheit einzuräumen für nöthig befunden, wo die

Jugend präsumirbarerweise sich mit einem nicht ganz ordinären Intellect zusammenfindet. Gern wollen wir darin die Manifestation jenes naiven Volksinstincts bewundern, welcher selbst da noch zuweilen durchbricht, wo dem Volke möglichst entfremdete Perrükenhäupter mit der Formulirung dessen, was Recht, resp. Vorrecht sein soll, betraut werden; wir wollen nicht untersuchen, wieweit auch dieser Instinct sich als ein trüglicher erwiesen — wir wollen einfach die Thatsache constatiren, daß je „philiströser“ *) das bürgerliche Leben sich gestaltet, desto energischer allemal die Reaction von seiten derer auftritt, welche die theoretische Seite des Lebens höher stellen als die praktische. In gewissem Sinne ist ja auch wirklich das Reich des reinen Wissens „nicht von dieser Welt“, die, in Noth und Sorgen einschnürend, dem Sterblichen wenig Kraft und Muße vergönnt für so „unpraktisches“ Beginnen. So scheint mit einer Art von Nothwendigkeit insbesondere ein leichter Sinn in finanzieller Bedrängniß zu den fast unerläßlichen Requisiten einer genialen Natur zu gehören — und wie männiglich bekannt pflegt unbesonnenes Schuldenmachen das Erste zu sein, womit Schauspieler und andere „Künstler“ ihren Tribut von der Zahl der „Fröhndner“ glauben einziehen zu müssen, damit man an ihrer „Sendung“ nicht zweifle. Daß Hegel nicht der einzige Philosoph gewesen, der nach dem Zeugniß von Rosenkranz in seinem „Leben Hegel's“ seine Haushaltungsbücher stets in Ordnung gehabt, ist dabei zu ignoriren bequemer; gerade so wie man nicht gern an Schiller's Wort erinnert wird: „das Genie, das ist der Fleiß“; denn solch ein Feilen und Umgestalten der Form, solch ein „auf die Goldwage legen“ jedes einzelnen Ausdrucks, wie es größte Genien nöthig gefunden haben, darf man den genialen Eintagsfliegen

*) Das Wort ganz im Sinne Schopenhauer's genommen — nach der Definition Parerga, 1. Aufl., I, 326, verglichen mit Stellen wie Die Welt als Wille und Vorstellung, 2. Aufl., I, 577 fg.; II, 396; 3. Aufl., I, 611; II, 452.

doch nicht zumuthen, oder gar empfehlen — wo bliebe ihnen dann die Zeit, auch nur eine einzige Zeile zu Stande zu bringen? Sie vertrauen lieber der Wahrscheinlichkeit, daß in den Köpfen des Publikums noch das Märchen von einer licentia poëtica spuke, und wagen darauf hin jede Incorrectheit, seitdem Schiller deren Abwesenheit für ein verdächtiges Zeichen erklärt hat.*) Wir armen Alltagsmenschen haben freilich, wenn wir in einem eleganten Stil einen Grammatikalschnitzer entdecken, ganz denselben Eindruck, wie wenn man an einer prächtig ausgeputzten Balldame ein Loch im Strumpf bemerkt; aber dem „Genie" wird halt eins wie das andere nachgesehen. Nur der nüchterne Holländer macht keine Umstände, sondern fertigt alle Liederlichkeiten seiner Maler — wie Jan Steen's — mit dem Sprichwort ab: „Je grooter Geest — je grooter Beest", wider dessen Verdeutschung: „Je größer Genie, je ärgeres Vieh" wenigstens der stammverwandte Ostfriese F. C. Schlosser nichts würde einzuwenden gehabt haben.

Es läßt sich jener Anspruch auf eine Exemtionsjurisdiction also nur vindiciren auf Grundlage einer Particularethik, nach welcher die Wahrheit unbedingt über dem Mitleid stände.

Es ist mir deshalb, nachdem ich längst auf eigenem Wege dieser Frage nachgegangen war, besonders interessant gewesen, zu sehen, wie auch hierüber Schopenhauer eine esoterische Meinung gehabt hat, deren Veröffentlichung er erst nach seinem Tode gestatten wollte: die Mittheilungen, welche Frauenstädt in den bisher erschienenen beiden Samm-

---

*) Daß Schopenhauer in spätern Jahren Jagd machte auf alle Spuren eines Verfalls der Sprache und in zahllosen Variationen seinen Zorn darüber ergoß, wird auch für eine derjenigen Aeußerungen seiner Individualität gelten müssen, welche neben einer stark subjectiven Beigabe ein dem Typus Wesentliches enthalten. Dichter und Denker wollen am wenigsten ihr Material und Vehikel sich verhunzen lassen; es finden sich ja auch von Goethe Aufzeichnungen ganz ähnlicher Art.

lungen aus des Meisters Nachlaß gegeben, kommen wiederholt auf diesen Punkt zu sprechen. Wer aber Schopenhauer einigermaßen kennt, wird mit mir überzeugt sein, daß niemals die bloße Scheu, beim Publikum Anstoß zu erregen, ihn vermocht hat, irgendeinen Satz ungedruckt zu lassen: was er zurücklegte, wollte er entweder noch längerer Prüfung vorbehalten, oder im Ausdruck noch sorgsamer feststellen, und was er nicht der Welt zum besten gab, hatte für ihn nur den Werth einer anfechtbaren Privatmeinung. Auch insofern haben seine Gedanken-Sammlungen zunächst den Charakter eines philosophischen Tagebuchs — sind Selbstgespräche, an welche wir nicht denselben Maßstab legen dürfen, wie an das, was auf sein eigen Geheiß ans Licht getreten ist. Und was er in seinen letzten Lebenstagen zu seinem Freunde sagte, „er habe zum wenigsten ein reines intellectuelles Gewissen" *), das werden wir auch hierauf anwenden dürfen. Er war viel zu gewissenhaft, um der Welt preiszugeben, was ihm selber noch irgendwie zweifelhaft war — und mochte er „εἰς ἑαυτόν" die Selbstanklagen wegen sittlicher Verirrungen durch die Theorie von einer über die gewöhnliche Moral hinausliegenden Aufgabe des Genies zu beschwichtigen suchen, so beweist uns deren Nichtveröffentlichung eben nur, daß er streng genug gegen sich selber war, um sich auch das ne dixeris quod dubitas zur Richtschnur zu nehmen. Dennoch behalten diese Selbstbekenntnisse für uns den Werth eines wissenschaftlichen Materials, sofern sie zeigen, wie im eigenen Kopfe des Urhebers unserer Metaphysik Erwägungen und Consequenzen Zutritt fanden, welche sich nahe genug mit den Hypothesen unsers vorigen Kapitels berühren.

---

*) Gwinner, Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt (Leipzig 1862), S. 224.

6. Nachtheile der einseitig intellectuellen Ausbildung für den Charakter als zu erwerbenden.

Wie wenn ihm das Wort „Dialektik" durch Hegel odiös geworden, pflegt Schopenhauer dasselbe zu vermeiden und spricht lieber von einer stehenden „Oppositionspartei" in seinem Kopfe, und der Erbe und Herausgeber seines Nachlasses thut's ihm nach und erzählt blos („Arthur Schopenhauer Von ihm. Ueber ihn", S. 426 fg.) von dem „Deliberativen" in seinem Geiste. Uns bindet solche Rücksicht nicht, und so nennen wir es getrost eine dialektische Antithesis, zufolge welcher auch das Verhältniß der intellectuellen zur moralischen Ausbildung seine Kehrseite hat, und dem Satze: Bewußtsein ist letzter Willenszweck — der andere gegenübertritt: der schlimmste Feind sittlicher Selbsterziehung ist einseitig intellectuelle Ausbildung.

Denn, ganz abgesehen von dem ursprünglichen Grade der intellectuellen Begabung, die ausschließlich theoretische Beschäftigung bringt noch eine andere sittliche Gefahr als die für das Genie aufgewiesene mit sich: sie läßt den Charakter ungeübt. Der bloße Fleiß im Lernen mag immerhin für den Schüler als Schüler eine Cardinaltugend heißen, wer's aber seine Lebtage nicht weiter bringt, bleibt eben auch sein Leben lang sittlich unreif, „schülerhaft"; und wenn nicht dem Lehrer das Schulleben selber ein Correctiv böte, das ihn zwingt, zu andern Individuen eine Stellung einzunehmen, so würden die Belege für diesen Satz noch kläglicher ausfallen gerade bei den irgendwie philologisch Beschäftigten; denn meistens bestimmte diese bei der Wahl ihres Studiums „die süße Gewohnheit des Daseins" in der Schule, die bequeme Selbstlosigkeit, mit welcher der Lernende sich passiv verhalten kann zu dem ihm dargebotenen Stoffe, möge dieser nun mittels der vox viva oder in Gestalt vergilbter Codices und Palimpseste ihm nahe gebracht werden. Dem widerspricht auch nicht die

Widerhaarigkeit, welche man vielen Mitgliedern dieser Zunft nachsagt; denn nur wer Welt und Menschen nicht kennt, steift sich selbstgefällig und eigensinnig auf seine bornirte Individualität. Gar nicht selten sind in unsern Tagen mechanisirter Schuldressur jene Leute, die innerhalb einer gesteckten Frist den Magen ihres Geistes „sich vollschlagen" (wie das Volk vom gedankenlosen Fresser sich ausdrückt) mit dem Stoff, welchen sie für irgendeinen Zweck — meistens für ein chinesisches Mandarinenexamen — gerade „brauchen", und die dann — sei es infolge äußerer Umstände, sei es vermöge der Schwäche ihrer intellectuellen Verdauungskraft — ins Stocken gerathen an dem Punkte ihrer Bildung, wo die Reife eintreten, d. h. das abstract Erlernte in ein anschaulich, nicht blos begrifflich, Verstandenes sich umsetzen sollte — und so viel sie nun auch später auf demselben mechanischen Wege noch zulernen mögen: alles bemessen sie in ihrer Urtheilslosigkeit nach den paar Begriffen, welche ihnen von irgendeiner Autorität zugeflossen sind. Ueber das αὐτὸς ἔφα bringen sie es nie hinaus, und sie pedantische Principienreiter zu nennen, hieße ihnen noch zu viel Ehre anthun, weil auch was sie für ihre „Grundsätze" ausgeben, nur entlehnte Meistersprüche sind. Eigensinn, Rechthaberei und bornirte Routine müssen bei ihnen zeitlebens den Charakter ersetzen — und nicht anders wie im Praktischen verhalten sie sich in ihrer Theorie und Kritik. So haben sie z. B. einmal davon sprechen hören, daß im Deutschen die Participialconstructionen leicht schleppend würden — und vielleicht hielt ihr eigener Lehrer es für nöthig, ihnen deren Gebrauch kategorisch als unzulässig zu untersagen. Das bleibt denn für sie eine unverbrüchliche Regel, möglicherweise der einzige Paragraph ihrer Stilistik (sie mußten ja gewöhnlich aus dem Uebersetzungsdeutsch sich herausarbeiten) und nun haben sie außer diesem armseligen Kriterium keinen weitern Kanon für die Beurtheilung fremder Diction, während ihre eigene „elocutio" ein ungenießbares

Gedankenhäcksel ist und auf dem Standpunkt kindischer Stillosigkeit verharrt.

Es ist also keineswegs allein die Zuthat skeptischer Reflexion, welche sich leicht bei dem bloßen Theoretiker einstellt, woraus als aus einem zersetzenden Ferment jene Lähmung zu erklären ist; denn ein wenig Reflexion, d. h. Selbstbesinnung, stärkt andererseits auch wieder die Kraft zur Selbstüberwindung, während das blos passive Lernen sich nicht über den Standpunkt des Egoismus erhebt.

Außerdem jedoch ist zu berücksichtigen, daß von der Gesammtsumme der individuellen Kraft in jeder intellectuellen Anstrengung ein Theil der praktischen Willensbethätigung entzogen wird; ein Antagonismus, von welchem es ja gar verschiedenartige Erscheinungsweisen gibt. Es wird z. B. in Wahnsinnigen nicht nur die Irritabilität erhöht, sondern auch die präsumtive Lebensdauer beträchtlich verlängert: also scheint auch hier wie in früher besprochenen Erscheinungen die organische Lebenskrafteinheit (der Wille im weitern Sinne) — nach einem der Farbentheorie Schopenhauer's entlehnten Ausdrucke — eine „qualitative Theilung" ihrer Thätigkeit vorzunehmen — und wie zwischen den Complementärfarben ist auch hier ein polarer Antagonismus das Resultat: was dabei dem Gehirn entzogen wird, kommt der Muskelkraft und Reproduction zugute — wie umgekehrt diese beiden bei Ueberanstrengung der Sensibilität Abbruch erleiden. Physische wie psychische (moralische und intellectuelle) Gesundheit bestehen nur bei einem gewissen Gleichgewicht zwischen diesen Factoren, wenngleich auch hier ein weiter Spielraum bleibt, innerhalb dessen keine eigentliche Krankheit auftritt, so groß auch das Uebergewicht des einen oder andern Fungirens sein mag. Selbst auf das uns noch erwartende Problem des Eigensinns wirft dies sozusagen umgekehrte Verhältniß zwischen Kopf und Herz, Intellect und Wille ein Licht voraus: an sich charakterschwache Individuen pflegen, wo intellectuelle Bornirtheit ceteris paribus dem

Willen sozusagen einen Ueberschuß zur Verfügung stellt, sich eigensinniger zu geberden, als aus demselben Teig Gebackene, bei denen aber das mütterliche Erbe eines glänzendern Intellects freiere Entfaltung fand. Man denke nur an zwei fürstliche Brüder, von denen der ältere das traurige Schauspiel bot, die Charakterschwäche des Vaters zu perpetuiren in einem Schwanken, das seines Staats Politik und zuletzt ihn selber zerrüttete, trotz einer nahe an Genie streifenden geistigen Universalität und Versatilität, während der jüngere in seiner starrsinnigen Einseitigkeit wenigstens nicht eine so grell disharmonische Persönlichkeit darstellte.

7. Die Aufmerksamkeit als das deutlichste Zwischengebiet von Wille und Intellect.

Ohne einen Vorgang, in welchem der Wille sich in Intellect und der Intellect in Wille rein umgesetzt zu haben scheint, bleibt jeder Act der Aufmerksamkeit ein schlechthin unerklärliches Räthsel, ein aus allem Zusammenhang mit sonstiger Motivation losgelöstes Factum. Wie insbesondere auch das ästhetische Object irgendwie als Motiv — und zwar zur Hingebung an seine gesammelte Betrachtung — wirken muß, kam ebenfalls bereits zur Sprache.*)

---

*) Schopenhauer selber spricht wiederholt (auch an Stellen des Nachlasses) davon, wir müßten uns vor ein Kunstwerk stellen und abwarten, „was es uns zu sagen habe" — und verkennt nicht, daß die verschiedenen Künste einen verschiedenen Grad lebendiger Beziehung zum Willen hätten. Wie schwer ihm selber das Problem erschienen, beweist seine Abhandlung Ueber das Interessante, und daß er dieselbe zurückgelegt, dürfte als ein Zeugniß dafür sich ansprechen lassen, wie ihm selber die darin erreichte Lösung nicht genügt habe. Ganz abgesehen davon, daß darin durchgehends mit einer μετάβασις εἰς ἄλλο γένος die „Theilnahme an einem Helden" der „Spannung" auf den Fortgang der Begebenheiten gleichgesetzt wird: es läßt sich ja ein Cha-

Nur ein im strengsten Sinne bodenloser Dualismus kann die Aufklärung dieses Problems in ebenso unberechtigter wie blos scheinbarer Weise sich zu erleichtern versuchen.*) —

---

rakter in seinem Wesen gar nicht erkennen ohne Rücksicht auf die Situation, da ja jede Motivation als solche selber unter dem Gesetz des Grundes und der Folge steht, also die „Idee" eines Bewegten und Lebendigen überhaupt nicht ohne die Betheiligung des Satzes vom Grunde sich erfassen läßt. Insofern ist es ein naives Einlenken, wenn schließlich zugegeben wird: das Gemüth, d. h. eben der Wille, d. h. das was Interesse nimmt, würde ermüden, wenn es nicht angeregt würde — eben zur „Aufmerksamkeit".

*) Die Unhaltbarkeit des Extrems, in welchem Schopenhauer die „Reinheit" des Subjects behauptet, ergibt sich schon daraus, daß danach die Phänomene der Rührung und des Mitleids, also insbesondere Thränen, bei einem ästhetischen Betrachten unstatthaft wären, wenn der Wille gänzlich aus dem Bewußtsein schwände; eine solche Kälte der Auffassung würde aber auch dem Genusse des Schönen alles Glückähnliche benehmen. So sieht sich denn auch Schopenhauer selber genöthigt, bei Feststellung des Begriffs „erhaben" dem Willen wieder ein Hinterpförtchen zu öffnen. Es ist also nur Expansion, nicht Elimination des eigenen Selbst, was in der ästhetischen Betrachtungsweise vor sich geht, und selbst die Freude am einfach Schönen beruht auf solchem Homogeneitäts- oder Identitätsbewußtsein des Tat twam asi: das Wirkliche ist nur als das jetzt, momentan und actuell, uns und unser „Interesse" Afficirende aus dem Bewußtsein entfernt. Es ist sozusagen ein intentionell, virtualiter wirkendes Interesse, — ein Interesse in der Allgemeinheit der Abstraction; nur augenblicklich drängende Zwecke sind nicht dabei fühlbar — aber die ganze Tendenz unsers Charakters als eines menschlichen ist nicht dabei aufgegeben: es bleibt nicht nur, sondern es tritt in den Vordergrund das Consolidaritätsbewußtsein des nil humani a me alienum puto. Je weiter (— um den angefochtenen Comparativ: „allgemeiner" zu vermeiden —) nun dies Interesse ist, desto reiner ist allerdings die ästhetische Auffassung. Allein es ist nicht Erhöhung der „Wirkung", welche der Künstler als Künstler erstrebt und ausübt, wenn vom Genießenden blos ein müßiges Spielen und Schwelgen der Phantasie gesucht wird. Die Romantiker mit ihrem „Phantasus" und nach Möglichkeit zeitlosen Productionen würden sonst die ewigen Typen der Ideen in ihrer größten Reinheit geliefert haben; daß sie dennoch schon der jetzigen Generation so gut wie ungenießbar vorkommen, stempelt sie kenntlich genug zu Verirrungen eines das Kunstprincip völlig ausleerenden

So weit der Wirksamkeit eines jeden andern Motivs Nothwendigkeit zukommt, muß solche auch hier behauptet werden: das geniale Individuum kann gar nicht anders, es muß sich in die Contemplation der „Ideen" versenken, bis ein stärker wirkendes Motiv oder irgendein Reiz es davon wieder ablenkt, oder bis die Kraft ermüdet; und insoweit ist denn allerdings die ästhetische Auffassung der grundlosen Willkür, dem absoluten Belieben enthoben — so gut wie jede andere Handlung, denn, wie öfter schon gesagt: die Beschaffenheit des Intellects ist, wenn dieser für ein Product des Willens gilt, ein integrirender Theil des Charakters, des Wollens in seiner phänomenologischen Existenz selber. Wer keine Anlage für ästhetische

---

Zeitgeschmacks. Mag sein, daß die Aesthetik Hegel's und seiner Schüler Schopenhauer'n das einseitige Betonen des sittlichen Gehalts einer Dichtung verleidet hat — jedenfalls mußte er mit seiner Opposition ins Gedränge kommen dem Drama gegenüber, welchem sich nicht so leicht wie dem Roman das specifisch Tragische fern halten läßt; — und sein Wunsch, das Wesen der Tragödie mit einer ascetisch-pessimistischen Tendenz in Verbindung zu bringen, mußte diese Verlegenheit bis zu einem Widerspruch steigern; abgesehen davon, daß es kein Reagens von sicherer Wirksamkeit für Einblick in die „Idee" eines Willenwesens gibt, als eben den Probirstein des Leidens. Ueberdies ist es, wie sich als das praktische Correlat zu allem Phantastischen — was jenem romantischen Geschmack die zusagendste Nahrung ist — die Projectenmacherei und Abenteuerlichkeit zu erkennen gibt, so auch ein höchst bedenkliches Zeichen für die ästhetische Empfänglichkeit, wenn solche Dinge — wozu namentlich die Literatur der Ritter- und Räubergeschichten gehört — mit Vorliebe aufgesucht werden; denn wenn dabei einmal Schiller und das Leihbibliothekenpublikum sich begegnen, so genügt eine Erinnerung an das duo si idem faciunt, non est idem — und aliter pueri, aliter Grotius Terentium legunt, um beides in dem Gedanken zu versöhnen: objective, von unmittelbar praktischer Anwendung absehende Welt- und Menschenkenntniß ist der Zweck des Kunstgenießenden wie eines jeden, der Philosophie oder sonst eine Theorie um ihrer selbst willen betreibt, sodaß auch in diesem Sinne Schopenhauer recht behält: der wahre Philosoph müsse etwas vom Künstler, das wahre System etwas vom Kunstwerk in sich haben.

Perception besitzt, wird ebenso wenig zum „interesselosen Anschauen", wie der boshafte Charakter zum Edelmuth gelangen; und wo der Wille unmittelbare, d. h. auf Erhaltung und Förderung des eigenen Individuums gerichtete, Ansprüche erhebt und dazwischen wirft, da wird es so gut mit dem ästhetischen Betrachten und der genialen Conception, wie mit jeder andern Art von Aufmerksamkeit vorbei sein — denn der Fall, welchen vor einigen Jahren die Zeitungen erzählten, daß ein Gelehrter in einer Bibliothek verhungert angetroffen sei, ist wenigstens so lange keine vollgültige Gegeninstanz, als nicht die Vermuthung widerlegt ist, es habe derselbe zu jenen Naturen gehört, die niemals instinctiv zum Essen mahnenden Hunger empfunden und nur durch den Glockenschlag daran erinnert werden, Nahrung zu sich zu nehmen; — dann aber gehört er der Pathologie an — und daß Sokrates tage- und nächtelang hinstarrend soll verharrt haben, kann nur als Beispiel eines seltenen Grades von Ausdauer angeführt werden.

Aber auch das vornehmste πάϑος φιλόσοφον — sei es auf speculative oder ästhetische Erkenntniß gerichtet — ist der allerordinärsten Aufmerksamkeit wesensverwandt; und diese theilt mit dem adelichen Bruder selbst dessen süßestes Privilegium: zum Selbstvergessen zu verhelfen. Es kommt gar nicht darauf an, was das für ein Object sei, dem es gelingt, die Unrast der Gedankenflucht zu hemmen: man sieht ja schon das sogenannte Patiencespiel und eine nicht aufgehende Monatsrechnung in dieser Beziehung ganz dieselben Dienste leisten, wie Kunst und Philosophie, welch letztere bekanntlich Cicero gern zu solchem Trost- und Beschwichtigungsmittel herabsetzte, ohne sich selber damit über diejenigen zu erheben, die nach ganz derselben Psychologie ihrem Tabackskasten die sinnige Aufschrift gaben: Dulce lenimen laborum.

Es beruht eben auf dieser „Compensation" der psychischen Functionen auch das Beruhigende aller Selbstobjectivirung, was Goethe so oft anwendete, und nicht

minder, was Schopenhauer (vgl. Lindner und Frauenstädt, „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn“, S. 284), den eigenthümlichen „Kniff“ seines Genies nannte: die Fähigkeit, das allererregteste Fühlen sich innerlich mittels intellectueller Vergegenständlichung wie mit einer Douche plötzlich abzukühlen: zu beidem ist die Fähigkeit abhängig von einem angeborenen Ueberwiegen der Lust an intellectualer Thätigkeit, die in der „Reflexion“, auf sich selber sich zurückwendet, um sich selber „Gegenstand“ zu werden.*) Abstractes Denken und ästhetische Betrachtung scheinen in dieser Hinsicht sich nur durch den Grad der Schwierigkeit des „Aufmerkens“, d. h. der damit verbundenen Anstrengung, zu unterscheiden. Je mächtiger ein Motiv wirkt, desto weniger wird der Wille seiner eigenen, spontanen Thätigkeit inne, desto näher liegt das ἔχομαι dem ἔχω — so ist's im Praktischen, so im Theoretischen — in beiden Fällen die vollendete Hingebung des Subjects an ein Objectives. Sonst wäre es, als stünde der Wille hinter der Aufmerksamkeit als ein rein Indifferentes — als wäre er nicht auch hierbei das vom Motiv Gezogene. Und ohne uns hier auf die schwierige Frage nach der Grenzlinie zwischen Idee und Anschauungsbild („Phantasma“) als Grundlage des abstracten Begriffs einzulassen, können wir doch daran erinnern, daß, je abstracter die Begriffe sind, sie auch desto ferner dem Interesse des Willens stehen, desto weniger dessen Zwecken dienen — ja, unter Umständen zu solchem Dienst schlechthin unbrauchbar sind, so gut wie die Werke des Genius, als deren Adelsbrief Schopenhauer eben das Unnützsein bezeichnet. Wer sich z. B. mit Kant in die Kategorientafel und Antinomien vertieft, bringt

*) Es setzt ja jede Selbstobjectivirung ebenso sehr die Befreiung von der Qual bis zu einem gewissen Grade schon voraus, wie sie hernach dieselbe befördert, wenn einmal dem objectiv-theoretischen Motiv die Bahn der Wirksamkeit geöffnet ist, und in dieser Wechselwirkung liegt die Initiative auf seiten des, schon theilweise beschwichtigten, Schmerzes.

gewiß für den im eigentlichen Sinne praktischen Willen so wenig heim, wie wer sich vor Rafael's heilige Cäcilie betrachtend hingestellt — und doch erweist sich dies rein theoretische Interesse mächtig genug, um von allem sonstigen Vorstellungsinhalt abzuziehen, und weil hierbei ein nicht unbeträchtlicher Aufwand von Spontaneität erforderlich ist, wird sich der Wille seiner Anstrengung sehr wohl bewußt. Da hat es der wackere Flattich ganz richtig durchschaut, daß diesen Grad von Spontaneität nur der Choleriker besitzt, von dem er unter anderm sagt (a. a. O., S. 244): „er ist meistentheils ein Liebhaber von Metaphysicis und andern Abstractis. Die Erfahrung aber und die Moralia*) scheinen ihm gering, weil solches andere und besonders gemeine Leute auch lernen können. Je schwerer auch etwas zu lernen ist, desto lieber thut es ein Cholericus." Dieser hohe Grad von Spontaneität ist es, was der Aufmerksamkeit etwas dem Eigensinn Aehnliches gibt. Wie der Eigensinn will, um zu wollen — (der Habsüchtige haben will, um zu haben) — und das Wollen um des Wollens willen so inhaltsleer bleibt, daß kaum eine Qualität des Selbst dabei kenntlich wird, man deshalb von einem selbstlosen Eigenwillen sprechen möchte: so ist es auch überaus schwer, aus der Thatsache der Aufmerksamkeit den Schein eines liberum arbitrium indifferentiæ zu entfernen, weil hierin gewissermaßen der Wille selbst, als Wissenwollen, als sein eigenes Motiv auftritt. Aber indem bei aller eigentlichen Denkthätigkeit immer eine Vorstellung das Object der nächsten wird, sodaß sie sich in die nächste wie der Kern in die Hülse einschließt (und keineswegs etwa blos kettenmäßig „anreiht"), so werden wir eben auch auf diesem Wege, unter Mitbetracht der Phänomene der Aufmerksamkeit, auf die Annahme vom Willen als dem eigentlich zusammenschließenden Centrum des Ichs, dem ursprünglichen ἡγεμονικόν geführt. Und so möge denn schließlich unser

*) Heißt wol: Moral in der Form imperativischer Axiome.

oberster und zugleich hier als letzter resultirender Satz: die Intellectfunctionen sind als specieller Fall der Willensfunctionen zu betrachten — an der Hand der Empirie noch ein wenig individualisirt und illustrirt werden.

Wie sehr die sogenannte Ideenassociation nach den Gesetzen der Motivation — d. h. auf Grundlage des jeweiligen Wollens — vor sich geht, zeigt sich in nichts deutlicher als darin, daß die augenblicklich gerade vorherrschende Stimmung die Richtungen derselben mitbestimmt: dieselbe Vorstellung verknüpft sich in gedrückter Gemüthsverfassung mit ganz andern Reihen als in gehobener (ein Thema, das bei den Antinomien des Gemüths gleichfalls seine Stelle findet, wie es uns bereits oben bei der Modificabilitätsfrage beschäftigt hat). Und nicht minder steht die Imaginationskraft unter der Einwirkung der sittlichen Natur des Individuums (— wie umgekehrt deren Bethätigung abhängt von der Imagination, wird unten in der Schlußbetrachtung über: „Ethisches und Halbethisches" zu erwähnen sein —): der herzlose Mensch malt sich gar nicht aus, wie schwer eine allgemeine Calamität den Einzelnen treffe, und während er seinen Wünschen nachgeht, kommt ihm gar nicht der Gedanke daran, zu fragen, ob etwa deren Erfüllung zu dieser bestimmten Zeit besonders große Opfer von seiten anderer erheische.

Der Ursprung gewisser, gemeiniglich als bloße „Sinnestäuschungen" abgethaner, Empfindungen von der Art wie die, daß man es am ganzen Körper glaubt jucken zu fühlen, wenn von Ungeziefer die Rede ist (das „Wässern" des Mundes, wenn man von Leckereien reden hört, ist ähnlicher Natur, desgleichen der Ekel als sinnliches Gefühl, wo er auf dem Wege der Einbildungskraft bei Erwähnung ekelhafter Dinge entsteht), läßt sich nach dem hier besprochenen Verhältniß zwischen Wille und Intellect etwa durch folgendes Gleichniß (der Aufführung eines Schopenhauer'schen) veranschaulichen: der Wille wird durch die Erinnerung an mögliche Unbequemlichkeit oder sonstige Unannehmlichkeit

avertirt wie der Führer einer Feldwache: als rapportirende Posten werden vorzugsweise Ohr und Auge, doch zuweilen auch die Nase, fungiren, — alsbald wird der Intellect — im besagten Falle in Form der Hautempfindung — ausgeschickt als Recognoscirungspatrouille, d. h. die Empfindung concentrirt — ganz derselbe Vorgang wie bei jederlei Aufmerksamkeit — und wie „das gespitzte Ohr", der „geschärfte Blick" (acies oculorum) u. s. f. Dinge wahrnehmen, die sonst nicht ins Bewußtsein fallen, so findet jetzt die Hautempfindung tausend kleine Störungen, die sonst unbemerkt geblieben wären. Insofern liegt also gar keine eigentliche Täuschung — Hallucination — vor, sondern das Wahrgenommene ist objectiv wirklich vorhanden und wäre sonst nur nicht beachtet. *) — Wir glauben ja auch bei Erzählung von schrecklichen Schmerzen, zumal von entsetzlichen Operationen, in den Gliedern, deren Erwähnung geschieht, einen Schmerz zu spüren — und es sind ja keineswegs blos die Hypochondristen unter den jungen Medicinern, die beim ersten Studium der Pathologie so ziemlich von jeder Krankheit, deren Symptome ihnen beschrieben

---

*) Nicht ganz derselbe Vorgang ist es, worauf das „Brennen alter Wunden" beruht (Heinrich Heine: Die Grenadiere — Uhland: Die Döffinger Schlacht:

> Da brennt ihn seine Narbe, da gärt der alte Groll —

verglichen mit:

> Auf der Bidassoabrücke
> Brachen alte Wunden auf);

denn alsdann geht jedesmal eine heftige Gemüthsbewegung vorauf, welche das Blut lebhafter durch die Adern treibt und auch körperlich den Schmerz erneuert: das Bewußtsein, umsonst gelitten zu haben, reizt gleichzeitig den Groll, und es bewirkt nur eine Steigerung des vorhandenen physischen Schmerzgefühls, daß sich die Aufmerksamkeit dabei den Narbenstellen zuwendet. Von Gemüthsschmerzen gilt dasselbe: bestimmte Erinnerungsanlässe beleben das Wehgefühl um so intensiver, je inniger sie sich mit dem Bewußtsein nutzlos durchgemachter Kämpfe verbinden.

werden, die primitiven Anzeichen an sich selber wahrzunehmen meinen. Beim echten Hypochondriakus steigert sich dies nur zu einem andauernden Krankheitswahn; überallhin streckt dann der geängstigte Wille — (mit der Liebe zum Leben wird man auch die hypochondrischen Grillen gründlich los!) — seine Fühlfäden aus; und weil niemals ein schlechthin gesunder Zustand des ganzen Organismus präsumirt werden kann, so entdeckt begreiflicherweise das concentrirte Empfinden allemal irgendwie eine wirkliche Störung; und daß diese sonst unbeachtet bleibt, ist eben nur die Kehrseite zu dieser Concentration in der mehrfach erwähnten Compensation: der Intellect ist sonst eben anderwärts beschäftigt — und der wirklich von Ungeziefer Uebersäete weiß meistens gar nichts vom Jucken. Dagegen tritt hernach bei Abschätzung der wirklichen Störung die aufgeregte Einbildungskraft mit ins Spiel und läßt das Wahrgenommene in der abstracten Vergleichung mit besprochenen Leiden aufschwellen zur Imagination schweren Erkranktseins. Aber auch dabei ist das Band zwischen Intellect und Wille keineswegs ganz zerrissen: das beweisen alle Fälle, wo Angst vor einer Krankheit deren Ausbruch fördert (weshalb jener kluge Arzt zur Beruhigung der ob ihrer Angst vor der Cholera Aengstlichen veröffentlichen ließ: die Angst schade nichts), und noch deutlicher diejenigen, wo, ohne die Möglichkeit irgendwelcher Ansteckung, Krankheiten sich sympathisch — infolge lebhaften Mitgefühls und Sichtragens mit dem Krankheitsbilde — aus- oder einbildeten (— so verbreiten sich ja auch Krämpfe — Veitstanz — und sogenannte geistige Epidemien, — desgleichen das Gähnen, nach einem sinnigen Volksglauben aber nur zwischen solchen, die sich „gern haben"). — Wo sich, was wir das Recognosciren genannt haben, im Gebiet des ganz Abstracten hält, kann die Hypochondrie die Gestalt annehmen, daß auch Seelenleiden aller Art, deren Möglichkeit die Dyskolie gern vorführt und deren wirklichen Eintritt sie in demselben Maße leicht glaublich findet, wirklich vorhanden

scheinen — dahin gehören zur fixen Idee gewordene Nahrungssorgen, krankhafte Eifersucht — die ja „mit Eifer sucht“ — und ähnliches.

Endlich aber sei hier noch der Spannung als der auf ein herannahendes Künftiges gerichteten Form der Aufmerksamkeit gedacht. Denn in nichts bestätigt sich ja die Richtigkeit unserer Affluxtheorie unmittelbar anschaulicher als in der gewaltigen „nervösen Erschlaffung“, welche auf jedes angestrengte Aufhorchen folgt. Haben wir z. B. eine Maus im Schlafzimmer rascheln hören, so ist, was uns den Schlaf vertreibt, eben die Nervenerregung, und was das Gehirn ermüdet, ist nicht der mechanische Ablauf der Vorstellungen, welcher sich „von selbst“ vollzieht, sondern das von der Spontaneität aus beherrschte Denken im eminenten Sinne. — Wäre nicht das Verfolgen des Zusammenhangs der Denkobjecte ihrem Inhalte nach das Aufreibende, so wäre der geistig Beschäftigte nur halb so thätig wie der Handarbeiter, weil ja auch bei diesem die intellectuelle Thätigkeit in keinem wachen Augenblicke gänzlich ruht. Aber das freie Umherschweifen geht deshalb mühelos vor sich, weil es fast nach dem Gravitationsgesetz von Druck, Stoß und Fall sich bewegt. Dagegen hat die Seele beim eigentlichen Denken ihre Sollicitation nur an ihren eigenen latenten Bewegungsformen — und ohne Erweckungsmittel von außen müssen diese innern Processe ihre Erregungsfermente gegenseitig absorbiren: der Stoffwechsel des Gehirns muß dabei beschleunigt, die Consumtion vermehrt werden, und das macht immer nenen Afflux nöthig. Vielleicht wirkt sogar die Nothwendigkeit, entlegenere Organtheile aufzuwühlen und zu ihnen hin die Functionen zu verpflanzen, mit zur nachfolgenden Schlaffheit und Schwächung. Wer nachläßt vom strengen Denken, dem schießen, bis er etwa einschläft, diejenigen Vorstellungsreihen auf, welche sich an die jüngsten lebhaften sinnlichen Eindrücke von selber anlehnen, und werden solche Reproductionen — sei es weil man von außen her gestört worden ist (worauf das Zer-

mürbende jeder Unterbrechung beruht, vor welcher den Kranken zu hüten auch Florence Nightingale so eindringlich ermahnt), sei es weil die Elasticität des Intellectualorgans ihre Energie in allzu starker Dehnung verloren, — übermächtig, so ist es mit der Aufmerksamkeit zu Ende.

Selbst der vielbesprochene stärkere Reiz des Verhüllten findet einzig hieran seine ausreichende, wahrhaft psychologische Erklärung. Im Willen — und nicht im sogenannten reinen Subject — liegt hier wie immer das Quälende. Bei jeder Erwartung (und solche erregt auch die Verhüllung) ist es die Frage, ob die Wirklichkeit der Vorstellung entsprechen werde, was die intellectuelle Thätigkeit in erhöhtes Leben versetzt — und das Schwanken der Ungewißheit, die mit diesem verbundene Unruhe der Stimmung, vermag den Willen ungleich mächtiger zu afficiren, als der Eindruck der entsprechenden Realität selber.

Jede Ungeduld zeigt dies Ineinandergreifen von Wille und Intellect. Der Hunger des vegetativen Lebens hat innerhalb des Gemüthslebens an der Ungeduld sein Analogon: Sehnen und Schmachten ist beiden gemeinsam. Die Steigerung durch Vorstellung der Annäherung des erharrten Gegenstandes ist ebenso sehr prius als posterius der vorgestellten Annäherung: diese Vorstellung wird immer mehr die ausschließlich vorherrschende: in Wechselwirkung des Anschwellens läßt sie keine andern Vorstellungen neben sich zur Ruhe kommen, immer wieder überwiegt sie die andern, und eben dadurch wird das Gefühl der Entbehrung lebhafter, weil jede andere Sättigungsweise der nach Thätigkeit trachtenden Spontaneität (vgl. oben S. 65 fg.) für jetzt verschmäht wird. Das Hingehaltenwerden zehrt die Energie auf, immer reizbarer wird das Verlangen, je näher die Erfüllung zu kommen scheint: daher das plötzliche Schlaffwerden vor dem Ziele (das z. B. nach einem angestrengten Marsche auch die Muskeln ergreift); daher aber auch das Zerstörende, was jede neuerregte Hoffnung für unsere Geduld im Leiden mit sich bringt: diese ist am größten

angesichts des handgreiflich Unabänderlichen, am schwersten, wo noch eine Möglichkeit des Wiedergewinnens sich unserer Phantasie darbietet, zumal wenn diese sich daran klammert, daß von Menschenwillkür — die in abstracto so leicht umzustimmen scheint, wie sie in praxi sich unbeugsam zu zeigen pflegt — unser Schicksal abhängt.

Dem Pädagogen aber mag schließlich noch eine Verweisung auf Jean Paul's „Levana" den Wink ertheilen, nicht alles, was von der genialen, sozusagen positiven, Aufmerksamkeit gilt, auch auf die rein formale oder negative des bloßen Nichtabgezogen- und Nichtgestörtseins zu beziehen; noch weniger aber die „allgemein-menschliche" Aufmerksamkeit („Levana", §. 133) immer nur mit grämlichem Auge als ein Hemmniß des Unterrrichts zu betrachten, statt sie für dessen Zwecke zu verwerthen, sie in den Dienst der Belehrung zu nehmen. Und wie überhaupt Jean Paul's zartbesaitete Seele besser stimmt zum sanftern Widerhall aus einer Mädchenbrust, als ihr Idealismus den „Gesunden" (zu deren Herauskennen das Urtheil gerade über Jean Paul ja eins der sichersten Hülfsmittel ist) tauglich scheint bei Erziehung zur „Männlichkeit" für die rauhe Wirklichkeit: so dürfte auch die Neugier des weiblichen Geschlechts leichter in eine den Lernzwecken desselben entsprechende Wißbegierde umzuwandeln sein, als des Knaben „praktischer Sinn" sich fesseln läßt durch ein Interesse am blos Theoretischen — vollends in einer Zeit, wo fast alle Väter ihren Söhnen einschärfen, vorzugsweise das zu lernen, was sie irgendwo oder irgendwie einmal werden „brauchen" können. Immer aber bleibt die „Levana" ein vortreffliches Buch zum Schutze jener zarten Kindernaturen, die unter glücklichen Verhältnissen den Stürmen des Lebens können entzogen bleiben, — und für dieses Lob ist es keine Einschränkung, daß dasselbe Buch irreleiten kann in der Härte und Knorrigkeit der Realität, wie sie auch im echten Buben sich kundgibt. Nur verstehe man dies nicht so, als ob nicht Jean Paul's

heiliger Eifer für das Recht der Kinder auch eine manneswürdige Begeisterung wäre. Have pia anima!

8. Mehr oder weniger von dem Verhältniß des Willens zum Intellect abhängige Charaktereigenschaften.

Ganz von selber schließt sich an eine Besprechung des Zusammenhangs zwischen Wille und Intellect eine Betrachtung solcher Individualitätsmerkmale an, deren Modificabilität Hand in Hand geht mit allen Schwankungen, welchen jenes Verhältniß ausgesetzt ist — und wir werden danach drei Lebensalter zu unterscheiden haben: das aufsteigende, wo die Factoren dem Gleichgewicht zustreben — die Akme, wo sie sich ins Gleiche gesetzt haben und deshalb die Volkssprüche so sinnig den „Stillestand"*) behaupten, und das absteigende, wo wieder eine Lockerung zwischen beiden, eine stetig zunehmende Störung, kurz: die Decrescenz, eintritt. Die Unsicherheit der berührten Volksregel spiegelt dabei nur die objective Unmöglichkeit ab, nach Jahren oder auch nur nach Jahrzehnten feste Grenzen anzugeben: Klima, Rasse, Sitte, Zeitalter, Erziehung und die Individualität selber geben jedem einzelnen seine eigenen, nur sich selber gleichen, Lebensabschnitte. Das aristotelische: „liebe Freunde, es gibt keine Freunde!" hat in unsern Tagen bei den Franzosen sein parodirendes Seitenstück bekommen: „liebe Kinder, es gibt keine Kinder!" **) — und andern hinwiederum blühte die Akme bis nahe an die Stufe, welche das Volkswort dem „Kinderspott" preisgibt. Und wer beachtet hat, wie seit Homer, Sophokles und Plato bis Kant und Goethe (wenn man will: Schelling und Alexander von Humboldt) die Langlebigkeit sich

---

*) Vgl. Näheres in Jakob Grimm's Rede Ueber das Alter.

**) Oder wie es schon bei Molière (Le Malade imaginaire, II, 11) lautet: Ah, il n' y a plus d'enfants.

auffallend häufig gerade in der so kleinen Zahl der Männer von Genie einfindet, der wird nicht erst aus einem Gespräche Schopenhauer's mit Frauenstädt („Von ihm. Ueber ihn", S. 184) sich haben anregen lassen, in dieser frappanten Thatsache mehr als bloßen Zufall zu erkennen und einem Gesetz, vielleicht gar einem teleologischen, darin nachzuspüren. Denn sie scheint zu beweisen, daß die wirklich geniale Kraft auch physisch auf jener zähen Festigkeit zäher Existenz basiren müsse, die, von äußern Zufälligkeiten, wie Ansteckung, Verunglückungen u. dgl. (solche könnte nur die von Schopenhauer, a. a. O., angedeutete universale Teleologie abwenden) abgesehen, eine ungewöhnlich lange Lebensdauer zu garantiren vermag. — Schwach angelegte Organismen (zu solchen macht aber so wenig schon jeder beliebige Defect in einem Organe, wie er etwa bei Byron vorlag, als eine Krankheit, die man sich hereditär oder durch undiätetische Lebensweise zugezogen, wie Schiller seine Brustschwäche) scheinen keine wahrhafte Größe der intellectuellen Begabung zuzulassen: oder Schopenhauerisch ausgedrückt: im Genie muß sich der Wille zum Leben auch nach der irritabeln und reproductiven (vegetativen) Seite mit besonderer Energie bethätigen.

Der Scherz vom Schwabenalter paßt freilich leicht auf manche Stämme besser als gerade auf die Schwaben — aber die ihm zu Grunde liegende allgemeine Wahrheit ist diese: es gibt Leute genug, die erst mit vierzig Jahren ihre „Jugendsünden" los werden, und andere, die kein Alter „vor Thorheit schützt". Will man aber von den Schwaben zugeben, daß sie wirklich sehr spät die „blöde Jugendeselei" ablegen, so heißt es doch gerade das Gegentheil des Richtigen treffen, wenn dies aus einer Schwäche ihres Intellects hergeleitet werden soll.*) Vielmehr ist es

*) Und indem ich wiederum auf das verweise, was Flattich, a. a. O., S. 271 fg., 321, 333 und 407 vorbringt, um vor Ueberhastung und Verfrühung zu warnen und andererseits darüber zu be-

die diesen ganzen Stamm beherrschende Anlage für Idealismus und Dialektik (ihr Sektenwesen muß nur aus dem Gesichtspunkt der Opposition gegen die nivellirende abstracte Kirchendoctrin gewürdigt werden, um hierfür einen der schlagendsten Belege abzugeben) in Verbindung mit einem Willenskern von ungewöhnlicher Energie und Reichhaltigkeit, welcher es ihm schwerer macht als dem oberflächlich reflectirenden Norddeutschen (vielleicht stehen die Schlesier, Hessen und Schleswiger den Schwaben in diesem Stücke am nächsten), Subjectives und Objectives gegeneinander ins Reine zu bringen und an der eigenen

---

ruhigen, daß es mit spätem Unterricht keine Noth habe, solange nur noch der „Verstand nicht verrostet ist", möchte ich gerade an dem naiven Humor dieser echten Schwabenseele den Abstand aufweisen zwischen seinen nicht selten barock-vulgären, aber allemal schlagenden, ja meist tiefsinnigen Gleichnissen und dem Kapuzinadenton, welchen wir norddeutsche Geistliche so leicht anschlagen hören, wenn sie sich aufs „volksthümliche" Predigen verlegen, naiv sein wollen und nur ins Platte oder gar Rohe verfallen. Das Ueberwiegen naiver Anschauung — eben jenes Element, welches als echt poetisches das schwäbische Leben mit einem idealen Duft überzieht, wie die Luftperspective seine Rauhe Alb — verbindet sich mit einer Neigung, das einzeln — und zwar tief und richtig — Angeschaute in seiner ganzen individuellen Fülle auf einen abstract allgemeinen Ausdruck zu erheben; und die dabei nothwendig zu Tage kommenden Gegensätze zwischen dem Individuellen und die Incongruenz zwischen abstractem Begriff und anschaulicher Vorstellung (worein ja Schopenhauer das Wesen alles Lächerlichen setzt), geben ebenso sehr das Ferment her zu den dialektischen Liebhabereien dieses Volks, welche den Widerspruch als realen hinstellen (Schiller's Vorliebe für Antithesen gehört hierher und

So lang es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Hegel auch Bewunderer haben),

wie zu seinem Humor, der es fähig macht, auch in unreflectirter Volksauffassungsweise hinauszukommen über die Schwere des Erdendaseins, sodaß selbst das Alltägliche und am meisten Prosaische dort nicht so schwerfällig behandelt wird wie vom Norddeutschen, der, statt Wein zu trinken, dicke Nebelluft athmen und den Odem anhalten muß, um sich nicht die Lunge von schneidendem Nordost zerfleischen zu lassen.

Individualität deren Einklang darzustellen. Wie überhaupt das geniale Individuum am spätesten zur „Reife" im praktischen Sinne kommt, weil seine Naivetät ihm nicht Zeit läßt, viel über den Umfang seiner eigenen Kräfte zu reflectiren, so gelangt auch das Weib, trotz seiner sonstigen raschern Entwickelung, meistens nur dann zu einem erworbenen Charakter, wenn das Leben es in eine strenge Schule nimmt (womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß nicht auch beim Manne das rechte Dauerobst seiner Ueberzeugungen erst von der Hitze des Lebensmittags gar gekocht wird; Erkenntniß muß reifen wie Wein, sonst vergärt sich das Unklare nicht). Denn die bei ihm, wie beim Genie, überwiegende Intuition steht, wie wir schon bei anderer Gelegenheit gesehen, ihrem Wesen und Ursprung nach dem Willen zu nahe, um sich von ihm so leicht zu emancipiren, wie das abstracte Denken. Und wenn man dies am Weibe nicht immer gewahr wird, so liegt das nur an seinen beiden Sexualprivilegien: Takt und Contenance, von denen wenigstens jener uns beim Uebergang zu den Antinomien des Gemüths noch zu schaffen machen wird.

Dagegen bestätigt das S. 43 fg. über das Naturell Gesagte die hier dargelegte Auffassung. Was man vorzugsweise dem weiblichen Geschlecht nachzusagen pflegt, sind zum großen Theil eben solche Eigenschaften, welche an dieser Stelle zur Sprache kommen müssen, weil sie dem Jugendalter, als der Periode vor der ausgleichenden Reife, besonders eigenthümlich sind: Leichtsinn, Eigensinn, Unstetigkeit, Zerfahrenheit, Naivetät, Eitelkeit — vielleicht auch Naschhaftigkeit, wiewol diese geeigneter scheint, uns zu der Bemerkung hinüberzuführen, daß gleichfalls dem absteigenden Alter mit der Jugend mehrere Merkmale gemeinsam sind; aus keinem andern Grunde, als weil der „verknöcherte" Intellect mit dem noch nicht entfalteten die Unfähigkeit theilt, die von ihm vorgehaltenen Motive mit dem nöthigen Nachdruck auszustatten.

Und da es endlich auch eine angeborene Schwäche des

Intellects gibt, so treten als viertes Glied in diese Genossenschaft neben den unentwickelten, den überwiegend intuitiven und den abgestumpften Intellect die von Hause aus Einfältigen oder die eigentlich Bornirten, denen entsprechende Charaktereigenschaften beigegeben sind.

Schon das Sprichwort specialisirt diese Zusammenstellung, indem es behauptet: „Narren und Kinder sagen die Wahrheit." Aber während aus Kindern meistens der unverdorbene Sinn redet, welcher noch nichts davon weiß, daß Menschen die Sprache auch wollen bekommen haben, um Misbrauch damit zu treiben, sind hier mit den „Narren" offenbar solche gemeint, welche die Folgen ihrer Aufrichtigkeit nicht hinlänglich überschauen, also auch die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit dieser Folgen nicht als warnende abstracte Motive auf sich können wirken lassen, eben weil sie überhaupt für die Wirksamkeit solcher wenig zugänglich sind — gerade so wie Greise „kindisch" — insbesondere eigensinnig, geschwätzig und Schlecker — werden, indem sie mit der Fähigkeit, auf abstracte Motive zu reagiren, auch die Lust an abstracten Reizmitteln verlieren. (Dem widerspricht der Geiz und die Ruhmsucht anderer Greise nicht, denn diese, gerade auf die sich überschlagende Abstraction gestellten, Leidenschaften beherrschen nur solche Greise, die eben noch nicht kindisch geworden sind; und schon Flattich, a. a. O., S. 171, hat bemerkt, daß nichts so sehr das Kindischwerden beschleunigt, als das Zurückziehen von der gewohnten Beschäftigung und den in dieser gegebenen Anregungen.)

Derlei „Unarten" (d. h. Abweichungen vom Mittelmaß der „Art") sind aber aus demselben Grunde zeitlebens die unzertrennliche Gesellschaft derer, bei denen die Einseitigkeit und „Beschränktheit" habituell sind, aus welchem sie als charakteristische Merkmale an den äußersten Enden der Lebensalter sich zusammenfinden. Nach dem S. 52 Anm. Festgestellten kann es also keinem Misverständniß mehr unterliegen, wenn wir jetzt zunächst besprechen:

9. Einige dem Jugendalter als Charakterphänomene vorzugsweise eigenthümliche „Untugenden"; mit einem Excurs über Zerstreutheit und Zerfahrenheit.

„Der Verstand kommt nun einmal nicht vor den Jahren" und „Jugend will austoben" sind ja zwei Trostsprüche, mit denen so mancher schon aufgerichtet würde, der bereits an seinen „Buben" verzweifeln wollte — und was befaßt nicht alles dieser „Verstand", der richtiger „Vernunft" und von dieser abhängige „Besonnenheit" heißen müßte? und was fällt nicht alles unter das „Toben"? — „Flüchtigkeit" — „Zerfahrenheit" — „Vergeßlichkeit" — „Trotz" und „Starrsinn" — „Hitzköpfigkeit" — „Leichtsinn" — „Muthwille" — „Gedankenlosigkeit" — sind ebenso viel Verschen aus den Klageliedern der Grämlinge wie aus den Apologien der selber Jugendfrischen unter den Erziehern — und sämmtlich haben sie ihren Ursprung in dem Verhältniß des Intellects zum Willen. *) Soweit sie Sache der „Gewöhnung" sind, geben sie Aussicht auf „Besserung" — und wer nach zehn Jahren einen wiedersieht, den er in der Schule als „Wildfang" oder „Trotzkopf" kannte, mag oft erstaunen, was für ein „gesetzter" und „bescheidener" „solider" junger Mann daraus geworden. Auch zwei hübsche Metaphern! „gesetzt" erinnert an

---

*) Und so hat sie auch Flattich angesehen: „Man kann bald machen, daß einem Kalbe das Springen vergeht, man darf es nur kreuzlahm schlagen" (a. a. O., S. 263). Flüchtigkeit ist das Gegentheil von Ueberlegung; auch Gescheiten fehlt es oft an Ueberlegung, S. 230 fg., 315. Nun denkt aber der Mensch am meisten dem nach, was ihm Verdruß bereitet hat — daher schadet es nicht, junge Leute im kleinen einmal anlaufen zu lassen (verbranntes Kind fürchtet Feuer) und dann auf die Ursache hinzuführen und recht aufmerksam zu machen, S. 230 fg. Aber: Ist in der Jugend der innere Zuchtmeister nicht da, so hilft die äußere Zucht wenig, S. 233 (ganz das Seneca'sche Velle non discitur).

den Niederschlag aus der Gärung — „bescheiden" an die Grenzscheidekunst: es will nicht mehr „mit dem Kopf durch die Wand rennen", wer der Schranken seines Rechts wie seiner Kraft inne geworden. Der Mangel aber an Einsicht in das eigene Wesen und in dessen Zusammenhang mit dem Weltlauf erzeugt jenen Fehler, welchen wir Leichtsinn nennen. Es ist also unlogisch, weil eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, vom Unterschied leichtsinniger und boshafter Sünder, wie es noch hier und da zu geschehen scheint, als von einem blos graduellen zu sprechen. Leichtsinn als solcher ist gar kein ethischer Begriff; drückt vielmehr meistens nur einen Mangel an besonnener Klugheit im Handeln fürs eigene Interesse aus; hat es direct gar nicht mit dem Materialen der Handlungen zu thun, sondern bezeichnet eine bloße Formbestimmtheit an denselben, insofern also etwas den Temperamentsunterschieden sehr ähnliches; der Leichtsinnige verfährt nicht nach jenen selbstgegebenen Regeln, die wir Grundsätze oder Maximen nennen, sondern läßt sich leiten von den Eingebungen des gegenwärtigen Moments, folgt überhaupt mehr anschaulichen als abstracten Motiven, kurzsichtig den Gelüsten des Augenblicks nachgebend. So kann ja der edle Charakter leichtsinnig handeln so gut wie der selbstsüchtige (z. B. wenn er Aufwallungen des Mitleids folgend einem Säufer zum Almosen gibt, wofür er seiner eigenen Familie Brot kaufen sollte). Wenn also der Leichtsinn danach als eine ethisch indifferente Eigenschaft erscheint, so läßt sich doch sagen: der Leichtsinnige wird nach keiner Seite hin excelliren, weder im Guten noch im Schlimmen. Leichtsinn ist eine Eigenschaft der Weiber und Kinder und meist auch eine des Genies, dem die Klugheit der „Kinder dieser Welt" fehlt und das irdischen Vortheil verschmäht zu Gunsten seiner Freiheit und Unabhängigkeit im Dienst der Wahrheit. — Deshalb und weil der Leichtsinnige unbedenklich den ihm von andern dargebotenen Eindrücken sich hingibt, macht eine gewisse Dosis von Leichtsinn so „liebenswürdig".

Der Leichtsinn hat in dem Maße die Präsumtion einer Modificabilität für sich, als die intellectuelle Begabung ein Wachsen an Einsicht und das Wollen eine feste Stetigkeit zu garantiren scheint. Letzteres Verhältniß wird zum größten Theil durch das Temperament ausgedrückt — zuweilen in Verbindung mit dem posodynischen Factor sogar nach dem Verfahren der umgekehrten Regeldetri. — Denn unter den cholerischen δυςκόλοις kann es solche geben, welche mit den Jahren immer leichtsinniger werden: je mehr nämlich aus der Lebenserfahrung das große disappointment (desengaño) resultirt, desto geneigter wird man, in resignirender Unterwerfung unter die Vergeblichkeit des Vorbauens und Pläneschmiedens, alles gehen zu lassen wie es will — weil, wie schon der Koheleth weiß (Kap. 9, 11): „zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit nicht hilft stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein; daß einer angenehm sei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, *sondern alles liegt an der Zeit und Glück*". Ja, Goethe (und mit ihm Schopenhauer in dem Briefe an Rosenkranz über Kant) führt das Leichtsinnigsein unter den *normalen* Eigenschaften des Greisenalters auf:

Grabschrift:

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig!
Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein *Mensch* gewesen!

Soweit dagegen der „Leichtsinn" als eine bestimmte Form der „Charakterschwäche" zu beurtheilen ist, behalten wir ihn mit dieser einer besondern Betrachtung vor.

Ihm gleich als ein directer Ausfluß des individuellen Verhältnisses zwischen Intellect und Wille und insbesondere des noch nicht überwundenen Schwankens dieser beiden gegeneinander steht die „Zerfahrenheit", von der man zu-

nächst zweifeln kann, ob man sie als „Gemüthsverfassung", wo nicht gar als synonym mit Grundsatzlosigkeit im ethischen Sinne, oder als reine Intellecteigenschaft zu subsumiren habe. Jedenfalls hat sie ihr Wesen am Gegensatz zu „Sammlung" und innerer Einheit, und von der bloßen Zerstreutheit unterscheidet sie sich nicht allein wie jedes Constante von einem Momentanen, sondern auch durch ihren ungleich engern Zusammenhang mit dem Gesammtcharakter, als mit welchem das Zerstreutsein wenig oder gar nichts zu thun hat, da es nur in einem augenblicklichen Getheiltsein der intellectuellen Functionen besteht. Den zerstreuten Schüler oder Zuhörer kann man zuletzt „fesseln", aber gegen die Zerfahrenheit bleibt Verdeutlichung *) so erfolglos wie Interessantsein; im Gegentheil: zerfahrene Menschen pflegen gewissen Liebhabereien eine große spontane Aufmerksamkeit entgegenzubringen, während der zerstreute Schüler sich nur leicht stören und abziehen läßt vom Unterricht.

Gar zu einfach darf man sich jedoch den Unterschied von „zerstreut" und „zerfahren" auch nicht denken: jeder dieser beiden Begriffe bildet für sich ein eigenes psychologisches Problem. Zerstreutheit im engern Sinne ist ein zeitweiliges Unterbundensein der Adern zwischen Intellect und Wille, eine momentane Stauung in den die Communionsprovinz durchfurchenden Kanälen (die deshalb besonders leicht im Zustand körperlicher und geistiger Ermüdung oder gar Schlaftrunkenheit eintritt). Wir sehen an dem Zerstreuten ein Handeln, in welchem sich Richtigkeit des Wollens, der Absichten, mit Verkehrtheit des Ausführens

---

*) Auch darüber klagt Flattich (S. 278): „Wenn man einem etwas noch so leicht und deutlich macht, und er behält seine Gedanken nicht beisammen, so hilft es alles nichts; ja, je deutlicher man einem etwas macht, desto weniger faßt er's, weil man durch die Deutlichkeit etwas weitläufig wird, und ein solcher kurz denkt, und gleich wieder etwas anderes".

verbindet: es kreuzen sich sozusagen die Ausführungen zweier Handlungen, und Dinge, die nacheinander ganz gethan werden sollten, werden gleichzeitig jedes zur einen Hälfte gethan: von der ausgegebenen Ordre vollstreckt die Hand die Hälfte von dem, was dem Mund, und der Mund die Hälfte von dem, was der Hand aufgetragen war. Der Intellect geht seines Weges weiter, ohne sich zu vergewissern, ob und wie das motorische System thätig gewesen — so hat er im nächsten Augenblick vergessen, was inzwischen der Mechanismus bereits geschafft hat — oder sieht nur mit halbem Auge zu, ob die Thür, vor der er steht, auch die sei, in welche er hineinwollte — den Mechanismus überläßt er der vis inertiæ der Gewohnheit, ohne etwa veränderte Umstände zu berücksichtigen; nirgends läßt er sich Zeit zur Prüfung des thatsächlich Vorhandenen und stolpert so in eine Reihe komischer Verlegenheiten hinein (dafür ist's typisch, in allen Winkeln die Brille suchen, die man auf der Nase hat): schon Gethanes thut er nochmals, zum vierten und fünften mal — zu Thuendes unterläßt er, weil er, seine Vorstellung von der Ausführung mit dieser selbst verwechselnd, es für schon gethan hält. Die Eindrücke des Wirklichen gelangen bei ihm nicht zu lebendiger Perception, sodaß für ihn der Unterschied verschwindet zwischen der Schwäche bloßer Phantasmata und der Energie objectiver sinnlicher Wahrnehmungen, und in dem Getheiltsein zwischen zwei Vorstellungswahrnehmungen hält er das Nächste, was ihm unter die Finger kommt, für das, wonach er gerade greifen wollte, und darauf gründet der Schabernack seine Anschläge: spielt ihm einen fremden Hut, Rock, Stock, Hausthürschlüssel in die Hände, um sich an den Verwickelungen eines solchen Quidproquo zu ergötzen. Dazu stimmt die Erfahrung, daß gerade „Gelehrte" — sagen wir besser: contemplative Naturen, also solche, welche sich einen „Ueberschuß" des Intellects über seine dem Willen unmittelbar dienstbaren Functionen erübrigen möchten — am ehesten dem Zerstreutsein anheimfallen — und

damit einer Form der Komik, welche so handgreiflich wie kaum etwas anderes die Richtigkeit der Schopenhauer'schen Erklärung des Lächerlichen, als einer Discrepanz von Anschaulichem und Begriff, belegen muß. — Der Intellect stellt dem Aufgebot des Willens nur die Hälfte der ausgeschriebenen Mannschaft, und der Wille rächt sich damit, daß er den Unbotmäßigen dem Ridicule bloßstellt, muß aber zuletzt doch selber wieder die Kosten für Inscenesetzung dieser Komödie tragen, weil die praktischen Folgen der Zweckwidrigkeit seinen eigenen Interessen zum Schaden gereichen. Das Schopenhauer'sche Wunder κατ' ἐξοχήν, die Einheit des wollenden und erkennenden Ichs, scheint zur Hälfte suspendirt, und zwar beide eben dadurch theilweise geschieden, daß das, was für das theoretische Ich „unmittelbares Object" ist (der Leib), zugleich unmittelbares Product und Werkzeug des praktischen Ichs ist. Aeußerlich aber kann dieser „eheliche Zwist", wo jedes seine eigenen Wege geht — auch eine μικρὰ μανία! — ebenso oft eine Gestalt annehmen, in welcher der Wille durch den Intellect irregeleitet scheint, als jene andere eines mislingenden und sich selbst bestrafenden Emancipationsversuches dieses von jenem. (Quandt hat in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Neue Folge, I, Nr. 25, dies Phänomen in „anregender" Weise zur Sprache gebracht und dabei auf Johannes Müller's „Handbuch der Physiologie", S. 513, verwiesen.) Wo aber die Doppelheit innerhalb der intellectuellen Vorgänge bleibt, da haben wir die Zerstreutheit im weitern Sinne als den allgemeinen Gegensatz zum Gesammeltsein; also in jenem Sinne, in welchem vorher der zerstreute Schüler dem zu Unaufmerksamkeit neigenden gleichgestellt wurde. Dem gegenüber sehen wir die Erscheinungen der Zerfahrenheit in ihren vorübergehenden Formen am deutlichsten im Willen wurzeln, nämlich da, wo sogenannte „Befangenheit" Wissen und Handeln auseinanderreißt. Es fällt dies wieder unter das Gesetz, nach welchem das Wissen um unser Thun, das Reflectiren auf

dasselbe, dieses unsicher macht — und uns etwas eben deswegen nicht recht gelingen will, weil wir es recht gut machen möchten; nach welchem nur das instinctive Handeln mit voller Festigkeit erfolgt. Wer z. B. anfängt, auf sein Sprechen zu achten, wer sich um den passendsten Ausdruck erst bemüht, wer mit Bewußtsein jedem lapsus linguæ vorbeugen möchte: der gerade kommt in Gefahr, sich zu „vernennen" (wie der Schwabe mit Vermeidung der Zweideutigkeit sagt für: sich versprechen), der läßt die nächstliegende und einfachste Bezeichnung unbenutzt und verfällt auf eine, die „gewählt" oder „gesucht", und gerade deswegen nur halb zutreffend ist. Das Hinsehen sozusagen des innern Sinns auf die Weise, wie die motorischen Nerven sich anschicken, die empfangenen Aufträge zu vollstrecken, stört diese in ihrer Thätigkeit, und zwar gerade vermöge der einheitlichen Natur des Individuums, als welche nicht duldet, daß man da eine absolute Simultaneität (nämlich zwischen Functionen verschiedener Aeußerungsformen der einen „Seele") erzwingen wolle, wo allein eine in störungsfreier Weise geregelte alternirende Succession die Identitätskräftigkeit des Gesammt-Ichs zu erhalten vermag. Sonst unterbricht eins das andere und zerstört die Continuität; gerade wie auf rein intellectuellem Gebiet jedes „vergleichende", „erwägende" Thun unmöglich wird, wo es an solcher Festigkeit der Identität des Denkens oder Bewußtseins mit sich selber fehlt; also da, wo jede momentane Ablenkung vom jeweiligen Vorstellungsverlauf sofort dessen vollständige Zerrüttung zur Folge hat. Bei gewissen Formen der Geisteskrankheit, des Cretinismus, des desultorischen „Phantasirens" in Fieberzuständen erreicht diese Unfähigkeit zur Selbstbehauptung des Denkens inmitten des lediglich vom Zufall beherrschten Fluxus der Vorstellungen ihren höchsten und beziehungsweise auch längst anhaltenden Grad. Umgekehrt: wo jene Festigkeit zur Starrheit wird und die Beweglichkeit zwischen dem Alternirenden auf ein Minimum reducirt ist, da haben

wir die Erscheinungen apathischer „Stupidität“ (— von einem charakteristischen Zusammenhang mit stupor) — und das Verhältniß zwischen beiden Gegensätzen wird allemal das Maß für den Grad der Befähigung zu philosophischem Denken geben; denn dieses beruht auf der Fähigkeit, sich einerseits „objectiv“ und von zufällig angeregten Seitenblicken ungestört in einen Gegenstand zu „versenken“, und doch darüber dem Hin und Her dialektischer Gegensätzlichkeit nicht unzugänglich zu werden, vielmehr sein Denken von diesem in die rechte Oscillation versetzen zu lassen — in die „rechte“, weil eben ein Uebermaß hiervon es ist, was „zerfahren“ macht. Die Aufmerksamkeit ist demnach keineswegs eine ganz abstracte, sozusagen rein punctuelle Identität der Richtung des Denkens. Weil kein Object schlechthin einfach ist, weil jedes eine Vielheit von Merkmalen umfaßt, weil Fortschritt ohne Hinausblicken auf ein jenseits des gegenwärtig Erreichten Liegendes nicht möglich ist: so darf die Aufmerksamkeit sich nicht auf ein Hinrichten der intellectualen Spontaneität in einer bestimmten Linie beschränken, sondern muß sich eine Fläche, einen Umfang, eine Sphäre von untereinander verbundenen, irgendeine Einheit constituirenden Vorstellungen zum Ziel nehmen. Von dieser Betrachtung fällt ein Licht voraus auf etwas, was wir später zu besprechen haben werden: den Antagonismus zwischen Gedächtniß und Erinnerung; — jenes, nicht diese, muß in seiner Stärke zu dem, was vorher die Identitätsfestigkeit genannt wurde, in gewissem Sinne in einer umgekehrten Proportion stehen: denn das leicht auffassende Gedächtniß verräth eine geringe Reactionsfähigkeit der das Bewußtsein augenblicklich gerade occupirenden Vorstellungen; denn je geschlossener deren Einheit (wie materiale, logische oder anschauliche Congruenz sie herstellt) sich erweist, desto kräftiger wird sie gegen sofortige Aufnahme fremdartiger Elemente sich sträuben. Der Grad dieser Geschlossenheit aber verhält sich zum Grade jener Identitätskräftigkeit ungefähr wie die Muskelstärke zur Dichtigkeit

und Zähigkeit ihrer Fasertextur. Dies alles aber findet seine Bestätigung bei Beobachtung der Zerfahrenen, mag man nun hinabgehen zum Verwechseln von einzelnen Lauten im Sprechen und Buchstaben im Schreiben, oder aufsteigen zu den logischen Inconcinnitäten in ihrer ganzen Darstellungsweise. Es fehlt ihnen weder an Gedächtniß, noch an Intuition, noch selbst an Urtheil — aber in jede dieser drei Intellectualfunctionen mischt sich bei ihnen leicht etwas „Verdrehtes" ein. Auch Nicht-Zerfahrenen passirt es ja leicht genug, daß bei ganz klarem Denken die Zunge die Laute eines oder mehrerer Wörter, die auszusprechen ihr aufgetragen ist, anagrammatisch umstellt. Das Bewußtsein ist — ähnlich wie es sich vorher beim Zerstreuten zeigte — schon halb hinaus über das auszusprechende — oder beim Sichverschreiben über das niederzuschreibende — Wort, controlirt den motorischen Nerv nicht mehr sicher, und dieser empfängt wie tappend seine Einwirkung von irgendeiner andern nachzitternden Vorstellung, oder — wo ein Anagramm herauskommt — von den sich kreuzenden Einzelschwingungen zwar noch gegenwärtiger, aber ineinandergeflossener Vorstellungen. Und weil das Schreiben noch viel langsamer als das Sprechen dem Gedankenfluge folgt, so erstreckt sich ein solches Verwechseln beim Schreiben leicht auf ganze Satzreihen und ihre gegenseitigen Verhältnisse; und selbst bei ziemlich hohem Grade der Identitätskräftigkeit kostet es dem der Feder vorauseilenden Kopfe einige Anstrengung, dem Sichüberstürzen und Einanderüberholen der Gedankenketten so weit zu wehren, daß nicht das Geschriebene ein Durcheinander von Gedankenbruchtheilen werde. Er muß der Gedankenhast einen Zaum anlegen; sonst ergeht es ihm, vermöge der angegebenen Spaltung der Seelenfunctionen, wie einem Vorlesenden, der in dem Bestreben, das Einzelne richtig und ausdrucksvoll zu Gehör zu bringen, soviel absorbirt — oder, bei großer Geistesbeweglichkeit, soviel unverwendet behält und an „Nebengedanken" abgibt, weil ihm beim lauten Sprechen

der Vorstellungslauf zu langsam geht — daß er selber von dem Gelesenen am allerwenigsten haftende Eindrücke gewinnt. Wenn aber Zerfahrene gerade durch Lebhaftigkeit der Anschauung und glückliche Beschaffenheit ihres Gedächtnisses sich auszeichnen, so bietet das ein Analogon zu denjenigen Temperamentsformen, die eine ungewöhnlich rasche Receptivität und flüchtige Reagibilität auf der Grundlage eines mehr als mittelmäßigen Energiegrades verbinden — und auch diese Analogie wird nicht selten als eine Identität sich ausweisen. Deshalb ist auch nichts unkritischer, als Zerfahrenheit mit intellectueller Imbecillität oder gar Dummheit und Urtheilslosigkeit (Einfalt) zu verwechseln; ein Irrthum, welchem man dennoch oft genug gerade in der Lehrerwelt begegnen dürfte. Wohl kann sich die Zerfahrenheit mit diesen Defecten intellectueller Kraft zusammenfinden und in ihren Folgen sogar den Erscheinungsweisen derselben gleichen, aber ihrem Wesen nach ist sie von ihnen so unabhängig wie verschieden. Am öftesten wird die Zerfahrenheit sich in denjenigen Functionen verrathen, für welche Logik und Stilistik die Gesetze zu formuliren haben; weil es dabei nicht sowol auf die materielle Richtigkeit der einzelnen Begriffe und Anschauungen in ihrer Isolirtheit, wie auf die formale Correctheit ihrer Verknüpfung ankommt, als welche ganz das Werk der oben bezeichneten Identitätsfestigkeit des Bewußtseins ist. Im Anknüpfen der Nebensätze, in den pronominalen Rückbeziehungen, beim Brückenschlagen der Uebergänge zwischen zwei Abschnitten (wobei es allemal darauf ankommt, daß an jedem der beiden Ufer ein haltbarer und sichtbar aufragender Pfeiler stehe und das Bindeglied auf beiden zugleich aufliege, d. h. sowol die Vorstellung, von welcher man herkommt, implicire, als auch diejenige ankündige, zu welcher es hinüberleiten soll, weshalb die Verknüpfung um so geschickter sein wird, je weniger dieser Doppelgehalt nackt zu Tage liegt, je mehr also recht eigentlich ein Zwischen- oder „Mittelgedanke“ ausgesprochen oder durch Conjunctionen,

d. h. eben Bindewörter, wie „dennoch", „also" u. s. f. das Participiren am Vor- und Rückwärts wenigstens angedeutet ist) — da sind die Ecksteine, an denen die Zerfahrenen zu Fall kommen; und große Stärke der Intuition bei großer Unsicherheit im logischen Denken ist nicht verwunderlicher als wie größte logische Correctheit neben einer beinahe intuitionslosen Abstractheit der Anschauungsschwäche, wovon doch die philosophische Literatur gerade Deutschlands die Beispiele legionenweise geliefert hat. Jenes erstere Zusammensein kommt namentlich häufig bei Weibern vor. Selbst im Allerelementarsten der Logik, in der Sicherheit der Bildung und der sprachlichen Verwendung des Begriffs mit Merkmalen, tritt dies Antinomistische im Wesen der Zerfahrenheit zuweilen zu Tage. Die Interpunktion plaudert es aus, wenn die Regel: „zwischen zwei nebeneinanderstehende Adjectiva setze ein Komma!" auch auf Verbindungen wie „der erste punische Krieg" angewandt, oder ein steigernder Zusatz wie eine Apposition behandelt wird. Als Subsumtionsfehler charakterisirt es sich, wenn „natio" oder „gens" als Masculina gebraucht werden, zufolge einer Application von „Die Männer, Völker u. s. w.", welche nicht unterscheidet zwischen nomen appellativum und proprium. Die Becker'sche Satzklassifikation findet an ihm ihren unbewußten Satiriker, wenn ein Satz mit finalem ut ein „Causalsatz" genannt wird. Der Abschnitt der Götzinger'schen Grammatik von der „Ueberschaulichkeit der Beziehungen" mußte die Auslese seiner crassesten Warnungsbeispiele bei Rittern von der Zerfahrenheit anstellen; denn in keinem Stücke sündigen diese mehr als gerade hierin — viel seltener in Syllogismen, weil die viel näher am Anschaulichen ihre Evidenz haben. Der Zerfahrene liebt es z. B. Relativa auf den allgemeinen Bestandtheil eines Specialbegriffs zurückzubeziehen, und wie ihm überhaupt mit logischen Distinctionen schwer beizukommen ist, so entgeht ihm vollends leicht der Unterschied zwischen prädicativem und attributivem Gebrauch eines Adjectivs. Noch fester

verhüllt tritt der von ihm gemachte Fehler auf, wo ein Verbum mit einem prädicativ gebrauchten Adjectiv zusammen erst einen Begriff ausmacht (für welchen in biegsamern Sprachen auch ein Wort ausreichen würde), und doch nachher gesondert wird, wie wenn eine blos attributive Verwendung vorläge (man vergleiche etwa: „kranke Füße bekommen“ mit „kranke Thiere aufnehmen“). Der Zerfahrene gibt sich beim Operiren mit solchen Begriffsverbindungen ganz nach der einen Hälfte der Doppel- oder Triplevorstellung hinüber, und die Aufmerksamkeit der Selbstbeobachtung schützt ihn vor Wiederholung desselben Denkfehlers viel weniger, als sie im Stande ist, beim intuitiven Beobachten nachzuhelfen. Vor Verstößen der angegebenen Art sichert nur das angeborene richtige Denken, und äußerst selten gelingt es dem controlirenden Lehrer, von solcher Verkehrtheit zu heilen. In nichts wol zeigt sich deutlicher, wie die Vernunft ein von der Intuition toto genere verschiedenes Vermögen ist: die generalia, Allgemeinheiten, mit welchen es jene zu thun hat, sind ja zum Theil das Product einer mehrmaligen Destillation, eines mit den Allgemeinheiten dieser vorgenommenen Supergeneralisirungsprocesses, und in der Handhabung dieser Destillate kann einer große Unsicherheit zeigen und braucht darum doch so wenig von klarer Auffassung anschaulich gegebener Verhältnisse, wie etwa vom zartsinnigen Verständniß für künstlerische Gefühlsnuancen ausgeschlossen zu sein. — Doch es ist Zeit, sich zu besinnen, daß in die Darstellung der Zerfahrenheit leicht etwas von der Sache selbst hineinkommen könnte, wenn wir uns nicht beeilten, aus dem discursiv-dianoiologischen Excurs zurückzulenken zur descriptiven Charakterologie, die aus jenem resumiren mag.

Im ganzen fehlt es dem Zerfahrenen an Solidität — auch sein Thun hat etwas „Faseliges“ — wie er spricht, ehe er sein Denken unter das Band einer Regel gestellt hat, so handelt er ohne die Identität der Zweckmäßigkeit — nimmt bald dies, bald jenes vor, ohne irgendetwas zu

Ende zu bringen — hört an allen Seiten die Glocken läuten, aber kehrt sich bald links bald rechts, weil er nirgends der Richtung sicher ist. Seine Antworten sind tappend, seine Darstellungen confus — seine Absichten schwankend, seine Ausführungen zuversichtslos. Ein nicht selten edles Wollen läßt sich durch jede neue Anregung ablenken von dem kaum eingeschlagenen Wege — jede Neuerung sieht er für den Augenblick als siegreiche Verbesserung an — sein Unglück ist, daß er gehört, nach Rom führten viele Wege — so springt er vom einen auf den andern über, oft an den Anfang zurück und kommt also nie vorwärts. Von mancherlei Anlagen spürt er in sich die Keime, so glaubt er, sie alle gleich sehr cultiviren zu müssen, und wechselnd wie seine Meinung von sich selber sind seine Liebhabereien. Der Zerfahrene stolpert fortwährend über seine eigene Zunge, ist oft glücklich in einzelnen Schlagwörtern, wirft mit treffenden Brocken um sich, aber mündlich wie schriftlich gibt er nicht leicht einen Satz von sich, ohne zwei Constructionen oder zwei Phrasen so durcheinanderzurühren, daß der ersten Hälfte der einen die zweite Hälfte der andern folgt (was natürlich nicht hindert, daß gerade diese Eigenschaften ihm das Zeug zu einem Volksagitator geben können) — er ist, ohne alle Continuität in seinem Darstellen, mehr unbeholfen als verschroben, mehr barock als bizarr. — So wird es zur wahren Tortur, Schriftstücke von solchen Leuten zu lesen. Manche halten dergleichen für eine bloße Ungewandtheit, für Mangel an stilistischem Geübtsein; aber ex utraque parte lassen sich Belege gegen diesen Irrthum aufbringen: oft überraschen uns ganz einfache Leute durch die Klarheit und Geschlossenheit ihrer Ausdrucksweise, obgleich diese vielleicht von Schnitzern gegen Orthographie und Syntax wimmelt; während in einigen Familien jenes grell desultorische Sprechen und Schreiben gewissermaßen erblich zu sein scheint — und zwar, wenn mehrfache Beobachtung nicht trügt, als ein Erbtheil vom Vater, was, nach Schopen=

hauer'schen Annahmen, darauf deuten würde, daß der Grund mehr im Mangel an fester innerer Einheit des Willenskerns, als in einem Defect der intellectuellen Kraft zu suchen sei. Im Gegentheil: ein hoher Grad ästhetischer und materialer Bildung ist damit sehr wohl vereinbar — aber das reiche Wissen entbehrt gänzlich der systematischen Concentration; und wo daneben selbst Productivität erscheint, da behält sie die Form des Aphoristischen, Fragmentarischen. Der geistreichen Funken sprühen genug, aber nie gibt's eine stetige Flamme — und das Abgerissene, das wir so wenig objectiv wie subjectiv nach seinem Zusammenhang verfolgen können, bleibt sibyllinisch dunkel und orakelhaft vielbezüglich. Vielleicht ist's das hier in Rede Stehende, was einem Hamann den Beinamen „Magus im Norden“ eingetragen.

Als eine sozusagen pathologische Erscheinung des Jugendalters geht die Zerfahrenheit nach Genesis und Heilbarkeit die pädagogische Therapeutik an. — Wo Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit dazu prädisponirt, wird sehr leicht etwas in der Methode versehen, und für solche Kinder wird die Theilnahme an öffentlichem Unterricht oft geradezu eine Gefahr.*) Kommt dann aber die Unvorsichtigkeit hinzu, daß man den Schüler in eine zu hohe Klasse steckt oder gar wiederholt unreif versetzt, so wird die Prognose überaus ungünstig, und im besten Falle gehen wenigstens Jahre einer stetigen Entwickelung unwiederbringlich verloren, und nur der größten Behutsamkeit der Lehrenden und Leitenden kann es gelingen, einen langsam ins rechte Gleis zurückzubringen, der so *zerfahren* ist, weil sein Lebenswägelein gründlichst *verfahren* wurde. — Solchen Naturen gegenüber ist ein gewisser Pedantismus ganz am Platze, nämlich jener, welcher mit der Geduld identisch ist, keine halbfertige Leistung für voll anzunehmen — nicht

---

*) Vgl. Flattich, S. 306, sub Nr. 212.

zum ruhigern Mitschüler überzuspringen, sobald jener sich in seiner „Hiddeligkeit" verrannt hat, sondern sein Besinnen abzuwarten und insbesondere sich nicht mit einer Maulfertigkeit zufrieden zu geben, welche in einzelnen herausgepolterten Wörtern nur zeigt, daß sie einigermaßen vom Gegenstande der Frage Bescheid weiß. Denn das Gedächtniß pflegt beim Zerfahrenen nicht schwach zu sein, aber woran es gebricht, ist die logische Zucht des Denkens. Kennen der Regeln ist da, aber nicht das Können ihrer Anwendung. — Und nicht minder verräth sich das Ungezügeltsein der Reagibilität in praktischer Beziehung. Der Zerfahrene ist der Spielball jedes augenblicklichen Motivs; unwiderstehlich zieht es ihn zu Allotriis — und jene sittliche Schwäche, welche auf der Stufe des Cretinismus als völlige Unempfänglichkeit für abstracte Motive auftritt, findet in den schlimmsten Fällen der Zerfahrenheit gewissermaßen Uebergangsformen von einer schwer deprimirenden Gradation, die approximativ jene selbst erreichen, wo sie die vierzehnte unserer Temperamentsformen zur Basis haben.

Trotz alledem aber zeigt die Erfahrung, daß die Aussichten bei zerfahrenen Kindern nicht so durchaus desperat sind, wie es nach dem Bisherigen sich erwarten ließe. Bisweilen dauert's nicht einmal bis zum Eintritt des Pubertätsalters, ehe ein „gesetzteres" Wesen sich einstellt. Wo die „Flatterhaftigkeit" mehr von rascher Receptivität als von flüchtiger Reagibilität herrührt, sehen wir „guter Leute Kind" unverhofft eine größere Straffheit und allmählich fester werdende Selbstcontrole gewinnen. Die Wechselbeziehung selber zwischen Wille und Intellect ist erstarkt, und als Anfang der Besonnenheit hat sich die Fähigkeit eingefunden, aus der Zerstreutheit — der Auseinandergezogenheit — distraction — sich zu „sammeln"; das Unvermögen, „an die Sache sich zu halten", die ἀπροςεξία, ist überwunden, und eins der für den Erzieher unmittelbar erfreulichsten Resultate ist erreicht. Es hat allmählich aufgehört, daß jeder kleinste Eindruck die psychische Reac-

tion wachruft, und damit die Zahl der „störenden“ Vorkommnisse beträchtlich abgenommen, und dieser, die Zerfahrenheit zunächst mindernde, Proceß wird hinwiederum gefördert durch das vom Bewußtsein endlich gelingender Erfolge gekräftigte Interesse am Unterrichtsobjecte selber. Der Knabe oder das Mädchen bekommen jetzt „Geschmack“ am Lernen (l'appétit vient en mangeant), beißen herzhafter an, und bisweilen plötzlich und überraschend, weil scheinbar unvermittelt, „geht ihnen ein Licht auf“ über Dinge, die ihnen sonst dunkel blieben — sie haben sich orientirt in der so lange fremden Welt, und mit dem ersten Verständniß zugleich erwacht das Verlangen nach weiterm; der Lerntrieb vereinigt dann schon beides: der Wille stachelt den Intellect, ihm neuen Stoff zuzuführen, und der Intellect nährt diesen Eifer — wenn nicht das Unglück will, daß dem Hungernden wieder der Magen überladen wird, und dieser dann in die alte Schlaffheit zurücksinkt.

Fast Satz für Satz steht dieser Darlegung die Autorität Flattich's zur Seite, und weil sie großentheils von der Art ist, daß die aus Unerfahrenheit Pedantischen sie bestreiten oder wenigstens mehr paradox als wahr finden werden, so wollen wir es nicht verschmähen, was unabhängig von diesem würdigen Bundesgenossen gefunden und ausgesprochen war, durch Parallelstellen aus ihm zu stützen. So vergleiche man denn, a. a. O., S. 259, 282, 289, 290: Wer curios ist, der denkt gern. Wenn man also einen curios machen kann, so kann man auch machen, daß er gern denkt. S. 291: Daher auch einem Manchen nachdenkliche Sachen oder ein gescheiter Discurs lieber ist, als die beste Mahlzeit oder andere Ergötzlichkeiten. Ebendaselbst: Es sind unterschiedliche Hindernisse, welche machen, daß bei jungen Leuten der Verstand nicht recht wächst, z. B. wenn sie träg sind, nachzudenken, wenn sie flüchtig sind, wenn sie zu viel memoriren, wenn sie der Phantasie zu viel den Lauf lassen, wenn sie Dinge lernen, die über ihren Horizont sind,

wenn sie immer einerlei thun, wenn sie nichts Neues mehr lernen können. — S. 206: Es hat mir aber dies Gelegenheit gegeben, eine Reflexion zu machen, warum' so viele junge und erwachsene Leute theils nur eine Zeit lang, theils aber völlig stillstehen .... wie das Sieden des Wassers seinen gewissen Grad erreicht, wenn man auch das Feuer noch so groß macht, wie der Mensch bei dem Wachsthum seines Leibes seinen Grad der Größe erreicht, wenn er auch gleich immerfort ißt, wie vorher. coll. S. 207. Dazu S. 183: Einige junge Leute nehmen bei ihrem Lernen immer um etwas zu. Einige aber lernen immer, und dennoch äußert sich bei ihnen lange Zeit kein Wachsthum, doch geschieht es, daß bei solchen öfters auf einmal das Licht aufgeht, welches man im Sprichwort also auszudrücken pflegt: Es sei der Knopf gebrochen. Es geht nämlich bei dem Wachsthum der Seele ebenso, wie bei dem Wachsthum des Leibes. . . . Man muß demnach bei einem jungen Menschen der Zeit erwarten und ihn ja nicht übertreiben. coll. S. 201: Wenn junge Leute ihre Fortschritte wahrnehmen, so bekommen sie eine Lust zum Lernen.

Um dieser psychologischen Erfahrung willen darf man auch die Anwendung würzhafter Reizmittel nicht ganz verschmähen. *) — (Mancher verdankte erst später „Anregung" durch einen „geistreichen" Docenten die Selbsterkenntniß seiner individuellen Geistesanlagen.) Nur sollen die Stimulantia nicht an die Stelle der Nahrungsmittel selber treten — und schon darum empfiehlt es sich, jeden Schüler mehrern Lehrern zugleich zu übergeben, damit eine Einseitigkeit die andere ausgleiche: der Philolog die des Ma-

---

*) Flattich, a. a. O., S. 260, äußert sich dahin: Man muß den Kindern erst Brei in den Mund streichen, dann gewöhnen sie sich selbst zu essen. Man thut aber nichts für sich selbst (d. h. spontan), solange man es nicht gern thut — man muß darum Appetit zum Lernen machen, appetitmachende Speisen vorlegen.

thematikers, der Logiker die des Aesthetikers, der „Einpauker“ die des genialen „Weltblickerweiterers“. — Nach Obigem verliert auch der triviale Ausdruck: manche Schüler wollen sich in und aus jeder Klasse erst durchsitzen, sein Absurdes und Gehässiges *) — man mag es mit einer der Sprache der Pferdezüchter entlehnten Metapher ein geistiges Durchgehafertwerden nennen **) — auch die „gesundeste“ und „kräftigste“ Kost muß ja verdaulich sein und wirklich verdaut werden, um Blut in die Adern und Mark

*) Und wieder kann Flattich helfen, mit einer durchschlagenden Unterscheidung die Allgemeingültigkeit des Gesagten zu erhärten und anschaulich zu belegen, a. a. O., S. 347 fg. (vgl. oben S. 10 Anm.) Man verwechsele nicht schwache Ingenien und ingenia tarda; diese sind den ingeniis præcocibus entgegengesetzt — die Weide wächst rascher als der Eichbaum; ingenia tarda können die gründlichsten Leute werden — man muß nur das Feuer, das sie von den schwachen unterscheidet, herauserkennen (übrigens „braucht man nicht lauter Lichter in der Welt, man will auch Putzscheren haben“!) — sie memoriren schwer, begreifen langsam, ihr Medium ist das Schreiben ohne Gehetze, S. 198, 447.

**) Zur Auswahl, wenn's einer hübscher oder „edler“ finden sollte, setzen wir das entsprechende Flattich'sche Gleichniß her (S. 192 fg.): Es gibt viererlei Aecker: Einige sind gut oben, weiter unten schlecht; andere oben schlecht und weiter unten gut, andere oben und unten gut, andere oben und unten schlecht. Ebenso gibt's viererlei Köpfe: bei den ersten will es hernach nicht weiter, bei den zweiten geht es erst hart, daß sie selber und andere den Muth sinken lassen — später geht es gut, wann sie einen andern Boden, nämlich das Judicium, erreichen. Die Ersten taugen zu einer superficiellen Kenntniß und zu Sprachen (!), Historie, Geographie u. s. w. und können vielerlei lernen. — Die Zweiten sind nicht zu vielerlei aufgelegt (verlangen also Non multa, sed multum) und taugen zu schweren und tiefsinnigen Dingen. Die Dritten sind zu allem geschickt, sowol zu historischen als ingeniösen und nachdenklichen Dingen, und wenn sie gerathen, so gibt es vortreffliche Leute. „Also soll man bei gutem Anfang nicht zu laut schreien, noch bei schlechtem gleich verzagt sein.“ — Was, frage ich nun, bedarf es nach diesem noch weiter Zeugniß für das so oft von mir gegebene und fast ebenso oft bestrittene Signalement der bloßen „Extemporaleköpfe“, der eigentlichen Repräsentanten für die erstbesagte Bodengattung?

in die Knochen zu bringen. Allein nur „Selbstessen macht fett“! wie ein Wort der Volksweisheit lautet, mit welchem vor kurzem nicht übel in einem preußischen Schulprogramm eine Reihe beherzigungswerther pädagogischer Betrachtungen eingeleitet wurde.*)

Und wie zur Ergänzung mag hier ein Passus eingeflochten werden, dessen Umkehrung ins Salzmann'sche „Krebsbüchlein“ gehören würde, etwa unter der Ueberschrift: Wie bringt man es sicher dahin, daß einer „sich dumm lerne“? Als probatestes Mittel hierzu würde Flattich empfohlen haben, einen nur recht zu „übertreiben“, d. h. zu hetzen, zu forciren und mit allzu schwerem Stoff zu überfüttern**) (vgl. S. 16 fg.). Mit Regeln überschüttet, bei deren Anwen-

*) Flattich, nach einem oft von ihm gebrauchten Lieblingsbilde, S. 292 fg. coll. 181 fg.: Wie die Speisen durch Essen in den Magen und durch die Verdauung in den Leib gelangen, so das Gelernte durch Aufmerksamkeit (die somit dem bewußt-spontanen Essen entspricht) in die Seele, und durch die Ueberlegung und eigenes Nachdenken (das wie der Digestionsproceß nicht selten in einer unbewußten „Rumination“, nach Schopenhauer'schem Ausdruck, vor sich geht, s. Flattich, S. 181) wird es in der Seele kräftig und kommt zum Wachsthum; denn (S. 249) man kann nur durch eigenes Nachdenken gescheit werden — der Lehrer kann nur aufmuntern (wie zum Essen), zeigen, sagen, was und wie man es thun soll — man kann aber so wenig für einen andern lernen, wie für ihn essen.

**) Flattich, a. a. O., S. 182 fg. coll. 443 fg., S. 319: Wenn man träge und verdrießliche Leute zu vielem Lernen zwingt, so verlieren sie fast alle Activität, werden immer dümmer und unbrauchbarer — coll. S. 326: wenn z. E. eines Gabe im Nachdenken besteht, und er hingegen ein schlechtes Gedächtniß hat, so würde man mehr verderben als gut machen, wenn man ihn mit bloßem Memoriren quälen wollte. S. 381: Es wird der Wille nicht durchs Befehlen gemacht, weswegen auch Volo keinen Imperativ hat. S. 378 wird wegen daraus folgender Schwächung vor Ueberhastung auch bei sehr lernbegierigen Schülern gewarnt. Endlich S. 306: Das Nachdenken und Ueberlegen kann man nicht erzwingen. Ja, je mehr man es erzwingen will, desto dümmer werden die jungen Leute, indem sie dadurch confus werden, und die Furcht und Angst macht, daß sie nicht nachdenken können; coll. S. 181 fg.

dung er allemal das Malheur hat „fehlzugreifen", weil er sie nicht verstanden und deshalb blindlings tastend zutappt, verwirrt („verbiestert") sich der Schüler immer mehr, wird alle Tage confuser und hätte doch ein kleineres Quantum Lernstoff ganz wohl bewältigen können, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, in Verhältnissen zu bleiben, die für Krüge mit so engen Hälsen — nach dem Ausdruck Quintilian's — die passenden Trichter anzuwenden erlauben. Aber auch dies ist einer der Fälle, wo man gern unbesehens dem Lehrer die Schuld gibt, als habe er es damit versehen, Wasser auf flache Schüsseln zu stürzen, wie wenn er Tonnen vor sich hätte — er darf doch auch verlangen, daß man ihm auf höhern Stufen ausschließlich Gefäße von der Tiefe wenigstens eines Kübels unterrücke. — Statt dessen sieht er sich freilich mancher Orten durch Gesetze für Schulorganisation, deren Intentionen ebenso weit außerhalb der rein pädagogischen, wie der wissenschaftlichen Zwecke liegen (sofern sie gewisse Rechte und Vorrechte von absolvirten Pensen abhängig machen), genöthigt, schwache Geister mit allerlei adminiculis wie am Spalier großzuziehen, auf Unkosten natürlich der aus sich selber heraus strebsamen Schüler, welche inzwischen unbeschäftigt und infolge dessen verdammt bleiben, auf dem Niveau der Mittelmäßigkeit zu verharren oder sich Allotriis zuzuwenden, weil ihnen von den bestellten Kostgebern das rechte, ihnen angemessene Nahrungsmittel vorenthalten werden muß.

Und das Widerspiel zu dem, was wir so auf rein intellectuellem Gebiete vorgehen sehn, haben wir in praktischen Verhältnissen da, wo der „gute Wille", dem es an Urtheil gebricht, „kopfscheu" wird. So mancher möchte es einem andern gern in allem „recht machen", und doch will ihm das nie gelingen, weil er sich wie ein Sklave ohn' alle Unterscheidung („Discretion") in traurigster Buchstäblichkeit an gelegentlich und für besondere Fälle geäußerte Wünsche und Vorschriften klammert und diese, als ob sie unbiegsame und unbedingt gültige Gesetze sein sollten,

ängstlich ausführt. Deshalb doch immer wieder gescholten oder mindestens Klagen über seinen Unverstand nicht entgehend, wird er zuletzt gänzlich irre an seinem Können und gibt die Versuche zu befriedigen auf, sei es in Trotz, weil er es satt hat, sich stets wieder vergebens zu fragen: „ob's so wol gut ist?", sei es, bei vorwaltender Gutmüthigkeit, in betrübtem Verzagtsein, daß er sich anklagt: „ich bin denn ja also zu gar nichts zu gebrauchen". *)

10. Intermezzo: Dickfelligkeit — Gutmüthigkeit — duldendes Ausharren.

Jene erstere Art der Kopfscheuheit steht der sogenannten Dickfelligkeit sehr nahe, und weil in diese auch die zu lange auf die Probe gestellte Gutmüthigkeit gern umschlägt, mögen von beiden ein paar Worte überleiten zu jener Geduld, die nicht aus der matten Spontaneität, sondern aus dem bewußten Sichfügen stammt und daher mit dem erstarkenden Intellect wachsen kann.

Es ist schon bezeichnend, daß man immer nur von dickfellig werden, dickfellig machen spricht — man denkt also dabei nicht an solche, die schon von Hause aus Pachydermata sind. Im Gegentheil, eine gewisse zarte Empfänglichkeit für die Einwirkung fremder Willensäußerungen muß voraufgehen; es sind an sich „loyale" Naturen, die unter unweiser Behandlung sich verhärten. **) Domestiken und Soldaten, also Leute, die ursprünglich kein

*) Flattich, S. 255: „Zu einer Zeit meint ein junger Mensch, er könne etwas und hat guten Muth, zu einer andern Zeit fühlt er seine Schwäche, er denkt, er könne nichts und ist verzagt. — Diesen Abwechselungen sind die Fleißigsten am meisten unterworfen."

**) Der Ursprung der Metapher weist uns ja auch nicht auf den Esel an sich, sondern auf den unter zwecklosem Prügeln in seinem Eigensinn verstockten Esel, also auch auf die durch anderer Launenhaftigkeit erst provocirten „Rücken".

Kitzel von independence sticht, die vielmehr im Bewußtsein ihrer Unselbständigkeit und ihres „beschränkten Unterthanenverstandes" bereit genug sind, sich leiten zu lassen, flüchten sich endlich hinter Dickfelligkeit, wenn des Hudelns zu viel und des Cujonirens kein Ende wird. Sie bescheiden sich eine Zeit lang recht gern, nicht immer die Absicht bei den ihnen ertheilten Weisungen ihrer Vorgesetzten zu durchschauen — sie bringen sogar eine gewisse gutmüthige Vertrauensseligkeit denselben entgegen. Aber wenn immer sichtbarer die reine Willkür sich vordrängt, wenn sie gänzlich zwecklos in dem kleinen Rest ihrer persönlichen Freiheit sich gekränkt fühlen, wenn sie merken, es sei nur darauf angelegt, sich in leeren Experimenten ihres unbedingten Gehorchens zu versichern, wenn das ihnen gestern und heute Aufgetragene sich sichtlich genug widerspricht: dann dämmert in ihnen etwas auf von dem Bewußtsein: „wir sind doch auch Menschen so zu sagen!" und selbst der bisher hündisch „Kuschende" und Kriechende kehrt zuletzt eine knurrende und knorrige Bissigkeit heraus, zwar nicht sogleich gegen die „Vorgesetzten", aber im Kreise der Gleichgestellten (Kasernenwände und Gesindestuben würden manch Verslein hiervon singen können), und er läßt es doch „erst sehr an sich herankommen", ehe er wieder „Ordre parirt". Das Hauptmotiv hierbei ist also eine instinctiv kritische Skepsis an der Autorität: der Dickfellige ist irre geworden an der intellectuellen und moralischen Superiorität dessen, der „ihm etwas zu sagen hat".*)

---

*) Wie sich solche Stimmung z. B. entwickelt, wo ein Gutsherr ohne rechte Einsicht allerlei Neuerungen mit seinen „Leuten" versucht und sich dabei einmal über das andere eine Blöße („ein Dementi") gibt, ist trefflich dargestellt in Fritz Reuter's: Ut mine Stromtid, wo gerade das Naturell des mecklenburgischen Menschenschlags alle Vorbedingungen für einen derartigen Proceß ihm entgegenbringt. Damit mag hier denn gleich das ähnliche Phänomen zusammengestellt werden, daß bis dahin ruhige, in sich gekehrte, phlegmatische Naturen plötzlich „rebell'sch" werden: ist das Maß der Geduld endlich voll, so

Daraus erklärt sich von selber, warum nur Völker slawischen und germanischen Stammes diese Erscheinung zeigen und schwerlich jemals Romanen, denen dazu die langmüthige Geduld abgeht — sie werden nicht einmal ein Wort dafür haben; denn der bloßen Laune setzen sie lieber activen als passiven Widerstand entgegen, und ein energischeres Rechtsgefühl macht bei ihnen weniger Federlesens mit der Willkür; — selbst der verhaltene Grimm ist bei ihnen glühender als beim Deutschen, dem durch und durch „Gutmüthigen". Wenn bei diesem die „Pietät" gegen das „angestammte" Fürstenhaus und „Rechtsgefühl" collidiren, trägt wol gewöhnlich jene den Sieg davon und wirft damit ein grelles Licht auf das eigentliche Wesen der meistens allen willkommenen, aber doch von den Klugen stets belächelten „Gutmüthigkeit". Denn wie mancherlei geht nicht ein in diese „breiige" Substanz! Ausdrücke wie „ein gutmüthiger Thor" — „gutmüthig aber dumm" u. ähnl. verrathen deutlich genug, „weß Geistes Kind" die „Einfalt" ist, welche beim Gutmüthigen durchbricht. Die geistige „Beschränktheit" läßt ihn ebenso wenig merken, wie man ihn misbraucht, seine „Gefälligkeit" ausbeutet, um ihm schließlich mit einem höhnischen „Der Mohr kann gehen"! seine Dimission zu geben*), als sie ihn fähig macht, jemals

läuft es über und dann auch gleich ganz leer. Manchmal beruht dies auf dem unvermutheten Erwachen des Selbstvertrauens, nachdem die eigene Kraft einen bestimmten Höhepunkt erreicht hat, und kündigt sich dann wol an durch einen künstlichen, auf dem Wege der Reflexion erzeugten Zorn, welcher sich vorsagt: ich darf mir dies oder das nicht mehr gefallen lassen. Aber nur unsichere Naturen sind solchem Aufbrausen ausgesetzt — am meisten Kinder und Weiber — und es hängt zusammen mit dem langrächigen Wesen der Deutschen, ihrem ansammelnden „Nachtragen" erlittener Unbilden; der wahrhaft besonnene Mann wird sich bei zeiten zu wehren wissen und es so weit gar nicht erst kommen lassen.

*) Vgl. das allerliebste Gedicht von Nikolaus Becker (dem Verfasser des Rheinliedes, was dieses selber in seinem forcirten Grimme charakterisirt), Die treue Haut.

nach festen Grundsätzen zu handeln. So erklärt denn seine Unzuverlässigkeit neben seiner „Packeseligkeit“ hinlänglich die Verachtung, welche ihm zutheil wird, bis einmal auch sein „Geduldsfaden reißt“ und nun die plumpe Unbeholfenheit des „täppischen Rieseleins“ (wie Heinrich Heine die deutsche Nation soll genannt haben) mit ihrem blinden Aufbrausen und Dreinschlagen ebenso komisch wirkt, wie vorher das Alles-sich-gefallen-lassen. So tritt am deutlichsten in der endlich sich ergebenden Dickfelligkeit jene Verbindung zu Tage, welche im Großen und Historischen wie im Kleinen und Alltäglichen uns so geläufig ist: gutmüthig aber eigensinnig. Eine gewisse Leichtgläubigkeit ist der beste Dung für die Bereitwilligkeit, sich gutmüthig hänseln zu lassen, und typisch hierfür ist es, daß die Deutschen denselben Ludwig den Frommen genannt haben, welcher den Franzosen le Débonnaire heißt. Denn die mattherzige Energielosigkeit des Wohlwollens, welche die Gutmüthigkeit charakterisirt, ist gar weit verschieden von einer edeln Beharrlichkeit, die jedoch mit jener zuweilen das Eine gemein hat, daß sie sich nicht mag „witzigen“ lassen durch Verkennung und Miserfolge, und lieber ihr Herz will verbluten, als ihr hochsinniges Streben fahren lassen. Freilich zieht auch zuweilen ein Charakter, den thatkräftigeres Wollen und umsichtige Klugheit bei einem entsprechenden Energiegrade werkthätigen Mitgefühls länger aufrecht erhält, endlich sich trauernd in sich selbst zurück, wenn immer wieder dem redlichen Bemühen nichts als Undank und Ablehnung lohnt — und auch wenn solch ein Trachten äußerlich zuletzt nachläßt, d. h. jeden Eingreifens in die Complexe der praktischen Wirklichkeit sich enthält, läßt es sich doch nicht erbittern, obgleich es dem Unerkenntlichen auch nicht den Triumph der Ueberlegenheit gönnt. Es resignirt mit der allerschmerzlichsten Entsagung selbst auf Bethätigung des besten Wollens — und vielleicht erst die Nachwelt vernimmt den letzten Seufzer der so geknickten Brust, wie in Joseph's II. selbstgewählter Grabschrift.

Aber ganz klanglos vollzieht sich oft dasselbe Martyrium ungeahnt in manch treuem Frauenbusen, zumal an der Seite roher, ausschweifender Gatten. *)

Nirgendwo anders aber kommen vielleicht religiöse Motive so wirksam ins Spiel als in Fällen wie den hier besprochenen — und weil die Empfänglichkeit für solche doch wenigstens theilweise auch Sache des Verhältnisses zwischen Wille und Intellect ist, kann es nicht für ein alienum a proposito gehalten werden, ihrer an dieser Stelle einmal speciell zu gedenken.

Bis auf die Erscheinungsweise der einfachsten charakterologischen Elemente erstreckt sich die Gestaltung durch jene Motive. Wie schwer hält es z. B. oft, zu ergründen, ob wir angeborene Eukolie oder Dyskolie vor uns haben, wo ein wirklich „lebendiges" Gottvertrauen über das ganze Wesen die friedevolle Ruhe der Gelassenheit hinbreitet! Was vom Fridolin gesagt ist:

> Doch auch der Launen Uebermuth
> Hätt' er geeifert zu erfüllen
> Mit Freudigkeit um Gottes willen!

ist die Devise für diese ganze Gattung, als deren Repräsentanten wir bei Schiller außerdem noch den alten Vater Thibaut d'Arc haben in den Anschauungen, aus welchen die Verkennung seiner Tochter motivirt wird, wie sich am deutlichsten im Prolog zur „Jungfrau von Orleans" ausspricht.

„Ergebung" nennen wir es, wenn der menschliche Eigenwille capitulirt in Anerkennung göttlichen Willens und Waltens mit hingebender Unterwerfung unter göttliche

---

*) Wer aber zu „weich" ist, zu wenig Resistenzkraft hat, um dickfellig zu werden oder zur Resignation zu gelangen, der kann unter derselben, unausgesetzt nörgelnden, Behandlung zuletzt, an sich selber irre werdend, — „den Verstand verlieren".

Weisheit; — sie hat als solche allemal ihr Correlat an einer „Schickung“ oder „Fügung“, welcher der „fromme Sinn“ sich ein- und unterordnet, in welche er bald „sich zu finden“ weiß; während der Stoicismus nur „Stand hält“ dem unabänderlichen Fatum und mit einem Rest von Prometheus-Trotze sagt: Du kannst zuletzt mir doch im innersten Kern nichts anhaben!

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
. . . .
Ich dich (Zeus) ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Was aber stählt, ist hier wie dort die Einsicht in die Nothwendigkeit. Damit hört nicht auf wahr zu sein, was wir oben (S. 65 fg.) erkannt: es gelte von der Geduld mehr als von anderer „Tugend“ das Wort Larochefoucauld's, daß sie „Temperamentssache“ sei — aber ebenso gewiß ist: wo sie als ihre eigene Zwillingsschwester in der Gestalt der Gelassenheit auftritt: da ist sie auch aus jener Einsicht geboren. Nur darum stellt sich der Säugling so ungeberdig, weil er solcher Einsicht noch gänzlich bar; nur darum wird der Greis so leicht zum störrigen, zähen, morosen laudator temporis acti, weil er kein neues Gesetz, das nicht schon in seiner Jugend gegolten, will gelten lassen — und nur darum bewundern wir die Ausnahmen hiervon vorzugsweise ob ihrer „Jugendlichkeit“, weil nichts

so sehr die bewahrte Frische, Weite und Elasticität des Intellects bekundet, wie dies Interesse am Fortschritt der Zeit, dies Würdigen neuer Thatsachen nach neuen Gesichtspunkten, dies Sichhineinleben in ungewohnte Verhältnisse, dies Sichbelehrenlassenwollen durch eine nachgewachsene Generation. Vielleicht rettet ein Historiker sich leichter diese Gerechtigkeit der Objectivität als ein Dichter oder „Gemüthsmensch“ — ein Schlosser unterscheidet sich darin vortheilhaft von einem Goethe; und einem alten Herrn verzeihen wir gern seinen „conservativen“, ja „reactionären“ Eifer, wenn wir gewahr werden, daß es seinem Herzen schwer wird, zu lassen von der „Gemüthlichkeit“ eines „landesväterlichen“, „patriarchalischen Absolutismus“, mag auch sein Kopf was ihm Glaubens- d. h. Herzenssache ist einkleiden in die hartklingende Doctrin: „ein gut Regiment geht über alles!“ — nur wo dieselbe „Gesinnung“ aus eigensüchtiger Opferunwilligkeit stammt, provocirt sie die Intoleranz des Gegners. Denn als ein blos ängstliches Bewachen der eigenen Standesinteressen verstößt sie nicht blos wider das Noblesse oblige, sondern wird auch zum geraden Gegentheil von jener echt republikanischen Bürgertugend, die auf staatlichem Grunde das würdige Seitenstück bildet zur wahrhaft frommen Folgsamkeit gegen göttliche Vorschrift. Denn der „gute Bürger“ zeigt sich als solchen darin, daß er „ohne Murren“, weil mit Selbstbewußtsein, den Forderungen des zu Recht bestehenden „Gesetzes“ willig Opfer bringt und nur dies als seine „Freiheit“ in Anspruch nimmt, während dieselbe Bürgertugend dem „zufälligen“ Belieben eines Despoten mit allen Kräften widerstrebt, weil diese nur eine „subjective Nothwendigkeit“ hat, also nicht bestehen kann vor dem, auch ohne Anerkennung eines positiven Dogmengehalts anwendbaren, Kanon: man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. — Daß aber selbst ein Luther vor dem Dilemma, welches aus dem Zusammenhalten dieses Kanons mit dem beliebteren: „seid unterthan der Obrigkeit, die Ge-

walt über euch hat", entstehen muß, ins Schwanken gerathen konnte, erinnert uns daran, wie nicht jedem Reformator eine Cromwellnatur innewohnt mit dem unbedingten Muthe, überall in freiester Autonomie nur der „subjectiven Ueberzeugung" zu folgen, da, bei der Wandelbarkeit alles menschlichen „Rechts", zuletzt doch nur diese im Stande ist, bestimmte Grenzen zu ziehen, die um so weniger feste und sichere sein können, je leichter sie gerade mit religiösen Anschauungen zu Conflicten führen. Es ist also, auch von dieser Seite betrachtet, kein gar so einfaches Ding, immer die Erfüllung der staatsbürgerlichen und Amtspflichten mit den allgemein ethischen Normen in Einklang zu erhalten, worauf gelegentlich noch eine besondere Charakterzeichnung des „Patrioten" zurückführen könnte.

11. Rückgang: Ein paar Worte über die Prognose nach den Jugendphänomenen im allgemeinen.

Daß es, ungeachtet so mancher Hoffnungen, welche an die Modificabilität gewisser Jugendeigenschaften sich knüpfen lassen, unter den Zöglingen in Schule und Haus deren gibt, bei denen „Hopfen und Malz verloren" bleibt, weil es am „guten Besten" fehlt, mag Aeltern, die an ihren Kindern in der Schule wenig Freude erleben, gerechter stimmen in ihren Forderungen und Erwartungen, welche sie von der pädagogischen Kunst hegen; doch wird der Schuster stets bereit sein, das non ex quovis ligno Mercurius lieber auf sein Leder als auf sein eigen Fleisch und Blut anzuwenden — und der gewissenhafte Schulmann muß das über sich ergehen lassen. Vorläufig mag aber jener auch damit sich trösten, daß in der Welt meistens „Routine" ohne Verständniß leichter ihr „Glück macht", als einsichtsvolle Theorie ohne praktische „Gewandtheit", und daß „dummdreiste" Maul- und Schlagfertigkeit es oft weiter

bringt als penible Gründlichkeit, die in Gefahr kommt, „den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen“.

Andererseits aber mögen sich diejenigen nicht zu fest auf ihre Menschenkenntniß verlassen, welche aus den „tollen Streichen“ ihrer „Rangen“ einst kecken Lebensmuth, aus ihrer „Naseweisheit“ einst manneswürdigen Freimuth erblühen zu sehen hoffen — die meisten „toben“ so gründlich aus, daß die duellsüchtigsten „Corpsburschen“ sich, sobald der Jugendrausch verflogen, zu actendürrsten Bureaukraten — sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit — verpuppen, wozu die Formel des Naturgesetzes nicht schwer zu finden ist; denn das „forsche Wesen“ des Corpsburschen, wie der zugeknöpfte, abweisende Dünkel des Bureaukraten beruhen beide darauf, daß das Gefühl persönlicher Ueberlegenheit bei einer Genossenschaft und ihrem esprit de corps sich in Assecuranz gegeben — und umgekehrt hockte manch späterer „Demagog“ auf Universitäten unter den „Kamelen“, weil ihm das flotte Treiben der andern nicht „ernst“ genug war, seine Kräfte daran zu vergeuden; wovon Friedrich von Sallet gesungen: „Ein schön neu Lied von einem pariser Studenten, den sie anfangs für einen Duckmäuser gehalten haben.“

Und weil hier einmal von unerfüllt bleibenden Hoffnungen (jedem Jüngling setzt man ja das epitheton ornans „hoffnungsvoll“ in die Todesanzeige) die Rede ist, so mag auch noch das ingenium præcox darin dem „altklugen Kinde“ gleichgestellt werden, daß beide in der Regel rasch genug auf dem Niveau des „Gewöhnlichen“ stehen bleiben — jenes, weil der allzu früh in Fluß gekommene Intellect bald erstarrte, dieses, weil für seine vielverrufene „Unleidlichkeit“ nicht sowol es selbst als seine Umgebung, die darin gehörten Gespräche u. dgl. verantwortlich zu machen sind. Dennoch ist bei diesem die Prognose etwas günstiger als bei jenem, weil ohne ein zeitig sich kundgebendes intellectuelles Interesse von dem Gehörten auch nichts „aufgeschnappt“ wird — also mehr ein Misverhältniß zwischen dem assi-

milirten Stoff und den Jahren als zwischen diesen und der Kraftentwickelung selber besteht — ersteres aber compensiren die Jahre bald selber, sofern man nicht anzunehmen braucht, daß aus dem altklugen Knaben allemal ein greisenhaft denkender Mann werde — was freilich auch vorkommt, zumal wo die Altklugheit von Hause aus durch Präcocität gesteigert war.

Die Energiegrade

und

was damit zusammenhängt.

1. Der Eigensinn, an sich und in seiner dämonischen Natur.

In vetitum nitimur und: edle Naturen widerstreben dem Zwange — damit haben wir das erste Paar von Gegensätzen, zwischen welchen die Betrachtung des Eigensinns sich hin- und herbewegen muß; das Gemeinsame darin ist die Selbstbehauptung des eigenen Wollens gegen von außen her andrängende fremde Willensbestimmungen als einziger und letzter Zweck. Höret mit Verbieten auf: und ihr entzieht dem Eigensinn des Kindes seinen breitesten Tummelplatz; denn nun lockt ihn kein „du darfst nicht!" noch „du solltest nicht!" heraus zu einer zwecklosen Bethätigung eines von material-egoistischem Reiz völlig freien Gelüstes — der Reiz liegt in dem abstracten: Ich kann's (thun oder lassen). Der Inhalt seines Wollens ist ihm beinahe gleichgültig; es kommt ihm beim „Durchsetzen" seiner Wollensmomente nicht sowol auf das Was, als nur auf das Daß an, und es ist insofern allerdings die abstract potenzirte Anlage und Aeußerung des egoistischen Princips — nur deshalb im frühesten Kindesalter in seiner ganzen Nacktheit hervortretend, weil sich diesem die Welt der concreten Motive noch nicht erschlossen hat — und darum auch beim Mädchen länger andauernd als beim Knaben, weil überhaupt dem Weibe nur ein schmäleres Feld der Erfüllung mit praktischen Lebenszwecken offen steht. — Höret

mit Fordern auf: und ihr enthebt das edle Gemüth der Pein, welche ihm selber daraus hervorgeht, daß es euch euer Verlangen abschlagen muß, weil in seinem Innern ein Widerhaken ist, den es sich ausreißen müßte wie die Biene den eigenen Stachel, ehe es euerm Begehren willfahren könnte — mag dieses an sich auch auf etwas herzlich Gleichgültiges gerichtet sein: aber die Zunge ist ihm wie gelähmt, die Lippen wie aneinandergeschmiedet, wenn es euch Rede stehen soll auf eine Frage. Und forscht man nach einem Erklärungsgrund, warum dies eben edeln Naturen vorzugsweise eigen ist, so wird er zu suchen sein in einer mehr oder weniger klar bewußten Geltendmachung des autonomischen Princips. Der Edle will im vollen Sinne der Thäter seiner eigenen Thaten, nicht das verantwortungslose Medium fremden Wollens sein — so kann's aus ihm mit einem Trotz klingen wie aus Hutten: Was ich gethan hab', das hab' ich gethan. Nicht gebeten, nicht genöthigt, sondern ganz aus sich und seinem Wesen heraus, d. h. wahrhaft frei, will es handeln und unterlassen.

Das Kind fürchtet eure Strafe für sein unartig eigensinnig Schreien: aber lassen kann es das doch nicht — so schreit es: „ich will artig, still sein", unaufhörlich, und eben in der Aeußerung des entgegengesetzten Vorsatzes besteht jetzt seine Unart.

So begegnen wir auch beim Eigensinn wieder jenem Nichtwollen im Wollen und Wollen im Nichtwollen, welches wir die Grundantinomie der Charakterologie zu nennen berechtigt sind. Das ist, nach obiger Bestimmung dieses Begriffs, das Dämonische im Eigensinn. Der Eigensinnige wüthet recht eigentlich wider sein eigen Fleisch — zerstört sich selber, wie in blindem Muthwillen, die schönsten Stunden seines Lebens: die Liebe ruft, er läßt sich fesseln von irgendeinem Quark, den er gerade unter den Händen hat; die Liebe warnt und fleht, er aber beharrt in dem ohn' inneres Bedürfniß einmal vorgenommenen Thun — und inmitten seiner Wonnemomente gibt er den

blue devils Einlaß und wetteifert so an Widersinnigkeit und Thorheit mit dem in sich gespaltenen Gemüth — und insoweit wenigstens ist ein guter Sinn in dem Bekenntniß, das wol mehr als einer sich oder andern abgelegt: „ich war stets Gemüthsmensch und darum eigensinnig" — haben doch Eigensinn und Gemüth auch die tiefe Impressionabilität und die nachhaltige Reagibilität gemeinsam — dazu meist schwache Spontaneität: mit einem Wort die Hauptelemente des Anämatikers.

Dem Eigensinn wesentlich ist auch ein Handeln wider besseres Wissen. Gegen das eine große, rationelle Motiv, welches ihm sofort ein Ende machen müßte, führt er eine unübersehbare Schar wahrer Pygmäenmotive ins Feld: Klugheit und Weisheit sehen sich umflattert von einem Schwarm gemein-pfiffigen Geschmeißes — dem Vernunftgebot: sofort! stellt er ein endloses: nur noch einen Augenblick! entgegen — und diese Augenblicke weiß er genau bis zu dem Punkte auszudehnen, wo das unerbittliche: Zu spät! ihn angrinst — dann läßt er endlich ab — denn „er hat ja doch seinen Willen". So ist's für seine Zweckwidrigkeit ein typisches Symbol, wenn wir dem zusehen, wie gescheite und im übrigen wohlüberlegt handelnde Leute nach dem verlorenen Pfennig suchen und darüber ein Groschenslicht verbrennen — obendrein aber ganz unschätzbare und unbezahlbare Stunden an das nichtige Thun vergeuden — der Engländer könnte es penny-wise and pound-foolish nennen; und der Sache nach ist es ja ganz einerlei, ob etwa das Gesuchte ein Citat ist, not worth a pin, und über das Suchen die Stunden eigener frischer Productionskraft unwiederbringlich entrinnen. Aber der Verstand nicht nur, auch das Herz kommt dabei zu kurz: aus Thaten des Eigensinns quillen nicht die wenigsten der Thränen, vor denen der Dichter warnt — umsonst warnt, denn wer sich warnen ließe, bedürfte ja der Warnung nicht:

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß

— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofgras.

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab',
Bei Gott, es war nicht bös' gemeint!

Auch dabei hatten die verführerischen Anreizungen vertröstet auf die folgende Secunde, die alles wieder gut machen, alles Verlorene wieder einholen sollte — und wenn nicht alles, so doch das zuletzt daran gesetzte — aber der Moloch Eigensinn gibt keines der Opfer zurück, die du in seinen Feuerbauch geworfen — ersetzt keine erlittene Einbuße, auch nicht einmal einen Theil derselben — er lockt nur irrlichtartig neckisch weiter — und hierin eben besteht seine bestrickende Macht: er umfängt das Wollen wie mit festgeschnürten Banden — aber das Bewußtsein bleibt klar — man weiß, daß es ein Wahn ist, was einen im Verkehrten beharren läßt — man weiß, daß der Verführer nicht Wort hält — und dennoch bleibt seine Macht unüberwindlich; — er stemmt sich gegen jeden Vorsatz zu resigniren, solange die Resignation noch ein Act des freien Entschlusses wäre — es soll dem schadenfrohen Dämon das höhnische Gekicher nicht entgehen, wenn es nun so weit ist, daß einer angesichts des Vernichteten nur zum Hohne noch kann gefragt werden: bist du bereit, darauf zu verzichten?

2. Fortsetzung. Rechthaberei und Querköpfigkeit.

Dieser innere Widerspruch, mit welchem der Eigensinn behaftet ist, macht ihn, wo die nöthige „Unschädlichkeit" bewahrt werden kann, zu einem so wirksamen Stoff der Komik, die von ihm bereiteten Tantalusqualen des ewig erneuten Versuchs, „seinen Willen zu bekommen", dürfen dann nur nicht die Miniaturdimensionen kleinlichen und

kleinlichsten Begehrens überschreiten — er steht darin dem Geize und dem Kokettenthum als etwas ganz Gleichartiges an der Seite: es ist die Komik des den Zweck negirenden Mittels, sei es, daß man Verlornes à tout prix retten will, und darüber mehr und Unersetzliches verliert — sei es, daß man rechtzeitig seine Einwilligung zu etwas versagt und darüber sich in die Lage bringt, hernach viel größere Forderungen zuzugestehen, viel schmerzlichere Opfer sich abzwingen zu lassen. Auch der Eigensinn — nicht blos die Ruhmbegierde, welche an sich freilich oft genug den Eigensinn als Moment in sich trägt — hat sein: aut Cæsar, aut nihil — und langt deshalb oft genug beim nihil an; — und die Tollkühnheit, zu welcher der Eigensinn in Ehrensachen wie in Liebesaffairen anzustacheln stark genug sein kann, ist dann so gut verschwendet, wie die zähe Geduld, welche wir ihn bei andern Gelegenheiten aufbieten sehen. „Schade drum" — hört man dann äußern — „so viel aufgewendeter Eifer wäre wohl eines bessern Gegenstandes werth." Und wer daran zweifelt, der berechne nur einmal, wie viel Kraft jahraus jahrein von der Perrükengelehrsamkeit und ihren Tagelöhnern darangesetzt wird, für irgendeine mikrologische Hypothese Belege aufzustöbern. Wie der Geizige in seiner Monomanie verhungert unter Schätzen, so verschmachtet das Menschenthnm in der Brust des blos auflesenden Notizenkrämers, welcher unter dem Sammeln von Stützen für eine Lesartenconjectur auch nicht den leisesten Hauch des gewaltigen Geistes verspürt, der ihn in den Denkmalen des Alterthums umweht. Und ob diese Rasse wirklich jetzt am Aussterben ist? man muß es bezweifeln, solange die Lachmanns und Ritschls noch immer, auch unter der Jugend, in verba magistri schwörende Bewunderer haben. Wer aber deshalb, weil wir solchen Respect nicht theilen, wieder des Pietätsmangels gegen eine Eigenheit unsers Volks uns zeihen möchte, den verweisen wir nochmals an die schönere Begeisterung, mit welcher suaviter in verbis, sed fortiter in re das wirklich

echt deutsche Gelehrtengemüth eines Jakob Grimm in der Gedenkrede auf Lachmann solch Treiben als Kärrnertreue charakterisirt hat. Darum stehen wir auch nicht an, die andere Form, in welcher der Eigensinn auf rein intellectuellem Gebiet sich kundgibt, doch noch eine Stufe höher zu stellen. Der speculative „Querkopf" theilt mit dem Charakter, im Unterschiede von dem in Einzelheiten sich verzettelnden Eigensinn, doch wenigstens die einheitlichen Grundzüge der sich selber gleichbleibenden Constanz; und mag er in seinem — nicht si, sondern fast quia — omnes patres sic, ego non sic, auch gar sehr unleidlich, wenn nicht lächerlich sein, so weiß er doch was er will und will es morgen wie heute und wie er es gestern gewollt. Allein vom Eigensinn hat er das Sich-nicht-überzeugen-noch-widerlegen-lassen-wollen; ragt aber über den blos Rechthaberischen insofern hinaus, als seine Füße auf einem festen und festbehaupteten Grunde, nicht auf einem bloßen Einfall des Augenblicks stehen. Der Rechthaberische verstockt sich dem was er einmal aufgestellt hat zu Liebe, wenn's anders nicht geht, in logische Confusion — der Querköpfige ist unangreifbar in der systematischen Consequenz seiner Positionen, und ihm gegenüber gilt das: contra principia negantem non est disputandum. Die Mitte zwischen beiden hält gewissermaßen der in Principienreiterei Verrannte. Vom Urtheil des Querköpfigen muß man sagen, daß es der gewöhnlichen Meinung nicht sowol „zuwiderläuft", als eine dazu im rechten Winkel entgegenliegende Richtung nimmt — er ist nicht bornirt, aber die andern nennen ihn „verschroben" oder „verdreht". Dem Rechthaberischen dagegen fehlt es gemeiniglich überhaupt an Einsicht und gesundem Urtheil — er verschließt sich der Belehrung nicht sowol, weil er seine Ansicht liebgewonnen, als weil es ihn demüthigen würde, sich für überwunden erklären zu müssen. (Genaueres hierüber findet man in der „Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß" veröffentlichten „Eristik".) Den Principienreiter endlich kennzeichnet die Einseitigkeit, in

welcher ihn die vis inertiæ der einmal begonnenen Bewegung forttreibt: er sieht nicht was rechts noch was links liegt, sobald es „in seinen Kram nicht paßt", während der Querkopf für dies alles ein ganz offenes und unverblendetes Auge haben kann, und sein Streben nur darauf gerichtet ist, es so zu wenden und zuzustutzen, daß es in seinen Bau sich einordnen lasse — bleiben dann schroff vorspringende Kanten stehen, so stört ihn das nicht weiter — ist seiner Liebhaberei fürs Barocke vielleicht sogar willkommen.*)

---

*) Kaum eine andere Wissenschaft dürfte so viel classische Exemplare der Querköpfigkeit liefern als wie philologisch-historische. Man sehe nur z. B. zu, wie da in utramque partem gesündigt ist; welcher Aufwand von Scharfsinn, welcher Ballast von Gelehrsamkeit, um eine Hypothese zu stützen, in die man sich einmal „vernarrt" hat! Da lernt man kennen, was ein „logischer Raptus" ist. Auf der einen Seite die Restitutionshistoriker, die aus purer Opposition gegen Niebuhr, Mommsen und Schwegler auch die schlechtesten Quellen mit Haut und Haar vertreten — wie Gerlach —; auf der andern die „destructiven Kritiker", die, einem Einfall F. A. Wolf's oder Lachmann's zu Liebe, es gar nicht satt kriegen können, die Homerischen Gedichte und das Nibelungenlied in lauter Fetzen und Fäden zu zerzupfen. Oder wollen wir an die weiland Pelasgerliteratur erinnern? oder an die zahllosen Schriften de situ paradisi? Man könnte es für obsolet halten — drum seien die mehr als spaßhaften Versuche erwähnt, mit halbem Wissen zu etymologisiren und im Heimatsdialekt die Ursprache zu entdecken. Auch die Mythologie ist solch ein Tummelplatz der Querköpfe — und seitdem Lobeck der Forchhammer'schen Wassertheorie das

claudite jam rivos, pueri, sat prata biberunt

entgegenrief, haben Roeth und J. Braun mit ihrer Herleitung des Hellenischen aus dem Orient und Aegypten den jüngern Beweis geliefert, daß Verranntsein in Gedanken „mit einem Körnchen Wahrheit" auf deutscher Erden noch immer „nicht ausgestorben sei". Daß es übrigens auch bei den Jüngern der sogenannten exacten Wissenschaften nicht an Querköpfigkeit fehlt, beweisen die noch immer wieder von Zeit zu Zeit auftauchenden Versuche, an die Stelle des Kopernicanischen Systems längst widerlegte Theorien zu setzen. Ebenso gelten den Newtonianern — also der Majorität — alle Vertreter der Goethe'schen Farbentheorie für bloße Querköpfe.

26*

3. Fortsetzung. Synonymische Abgrenzung des Eigensinns gegen verwandte Eigenschaften.

Die Erbtheilung zwischen dem Eigensinn und seiner zahlreichen Vetterschaft — Trotz, Starrsinn, Eigenwille, sammt den Basen: Hartnäckigkeit, Halsstarrigkeit, Beharrlichkeit, Willensfestigkeit u. A. — hat sich das Tribunal der Synonymiker theilweise leichter gemacht, als wofür ein Byron sie gehalten, wo er („Don Juan", XIV, 89 fg.) spricht von:

> that lurking demon
> Of double nature, and thus doubly named —
> Firmness yclept in heroes, kings and seamen,
> That is, when they succeed; but greatly blamed
> As *obstinacy*, both in men and women,
> Whene'er their triumph pales or star is tamed: —
> *And 't will perplex the casuist in morality*
> *To fix the due bounds of this dangerous quality*
>
> Had Buonaparte won ad Waterloo,
> It had been firmness; now 't is pertinacity:
> Must the event decide between the two?
> *I leave it to your people of sagacity*
> *To draw the line between the false and true,*
> *If such can e'er be drawn by man's capacity.*

Wirklich wird der eventus als magister stultorum gemeiniglich dem unkritischen Bewußtsein das einzige Kriterium hergeben; aber auch ohne Anspruch auf besondere sagacity werden wir eine determinatio versuchen dürfen.

Immerhin ist in dem „Synonymischen Wörterbuch" von Eberhard und Maaß — 3. Aufl., herausgegeben von Gruber — der Artikel: „Eigensinnig .... Störrig" (II, 153 fg.), unter die mit löblicher Schärfe der Distinction ausgeführten zu zählen — aber dennoch kann uns das Hervorheben der Unterscheidungsmerkmale nach dem Gegenstand und dem Ausgang des sich gleichbleibenden Strebens nicht recht befriedigen, weil es wiederum die objective Seite auf Kosten

des subjectiven Ursprungs und Wesens dieser charakterologischen Phänomene betont — entsprechend der vor-, ja zum Theil anti-Kantischen Stellung des Begründers dieses Werkes. Doch mögen einmal — zur Illustration dessen, was S. 57 fg. über das Verhältniß der Charakterologie zur Synonymik gesagt worden — ein paar Schlaglichter auf einige Punkte des Details fallen. Zunächst springt die Unzulänglichkeit in die Augen, mit welcher „kränkelnde, üble Laune“ zu dem einzigen Bande gemacht wird, an dem der Eigensinn mit der ethischen und Temperamentsseite des ganzen Individualcharakters zusammenhangen soll. Sodann ist der dort beschriebene Eigensinn sichtlich genug nur eine besondere und abgeschwächte Erscheinungsform des wirklichen Eigensinns in seiner Reinheit. Dieser setzt allemal voraus, daß das im Phlegma mitvorhandene Moment des Beharrens in seiner formalen Abstractheit für sich hervortrete, oder wie es bei Schopenhauer („Paralipomena“, 1. Aufl., II, §. 321) heißt: „Aller Eigensinn beruht darauf, daß der Wille sich an die Stelle der Erkenntniß gedrängt hat.“ Danach ist es also geradezu verkehrt, dem Eigensinn ein Handeln nur nach unzureichenden Motiven beizulegen (Eberhard, a. a. O), statt das Wesen desselben in die völlige Unwirksamkeit intellectueller Bestimmungsgründe zu setzen. Andererseits aber herrscht das von Schopenhauer hervorgekehrte Merkmal des stat pro ratione voluntas außerdem in noch andern Naturformen des Willens — insbesondere in Affect und Leidenschaft — genügt mithin desgleichen nicht zur Kenntlichmachung des Eigensinns als solchen. Vielmehr streifen wir auch hier wieder an Nuancen, deren eigenartige Tingirung sowol an Qualitäten des moralischen Charakters wie des Intellects ihre Coëfficienten hat.

Nach einem von Hegel's glücklichen Ausdrücken ist der Eigensinn „die Parodie des Charakters“ — und daraus mögen wir wenigstens so viel als richtig entnehmen, daß es mislich sein würde, an dem Grundwesen des Eigensinns

und der ihm verwandten Erscheinungen eine gewisse Universalität zu verkennen. Zu noch größerer Vorsicht aber müßte es auffordern, daß Hegel's Jünger Rosenkranz (in seiner „Psychologie", 3. Aufl., S. 83) den Eigensinn in nähern Zusammenhang zu dem setzt, was ihm melancholisches Temperament heißt, wenn dem nicht bereits vorgesehen wäre durch das, was oben über den Eigensinn der Gemüthsmenschen beigebracht ist; womit es durchaus vereinbar bleibt, daß auch der Eigensinn in dem zu wurzeln scheint, was in Spontaneität und Reagibilität den Phlegmatiker a und c charakterisirt und woran im unterscheidenden Verhältniß zum Sanguiniker auch die Formen a und b des Cholerikers ihr Theil haben, weshalb bei diesen der Eigensinn die Gestalt des Trotzes annehmen kann. Aus einem eigensinnigen Kinde wird nämlich leicht ein trotziger Knabe (der deshalb noch kein „unbändiger" zu sein braucht — denn dies pflegt größere physische Kraft als Basis vorauszusetzen). Ueberhaupt entspricht der Trotz ganz dem Entwickelungsstandpunkt des Knabenalters und findet sich im Jünglings- (ganz selten wol auch im Mannes-) Alter nur bei solchen, relativ roh gebliebenen, Individuen, welche die Reife des Knabenalters innerlich nicht überschritten haben. Das schließt jedoch nicht aus, daß sich im Trotz unleugbar der Keim künftigen Mannesstolzes offenbaren kann. Dem Trotzigen ist es wesentlich, die ihn bedrohende Kraft gegen sich herauszufordern — er provocirt mit einem lauten oder in seinen Mienen sich aussprechenden Zuruf: versuch's, ob du mich niederschlagen und bändigen kannst! — und nur wo er sich ganz machtlos weiß, demüthigt er sich soweit, mit dem, in seinen „Launen" verletzten, Schwächling blos zu „maulen". — Weil demnach der Trotz auf einer „Vermessenheit", d. h. unrichtigen Abschätzung der eigenen Kraft, beruht, so ist er im Laufe der Jahre leichter „zu Raison zu bringen" als die bloße „Laune". Diese hat nicht sowol das Motiv des Trotzes: ich will mir dies oder jenes „nicht gefallen

lassen", als die einzige, unselige Formel: car tel est notre plaisir — wo sie im Besitz der Macht ist, wird sie zur despotischen Willkür, die durch fortgesetztes Nichtachten fremden Rechts so tief erbittert wie nichts anderes — und solche Wirkung schon durch ihren bloßen Schein herbeiführt, als welcher allemal entsteht, wo der Gehorchensollende keinen vernünftigen Zweck bei irgendeiner zu befolgenden Anordnung absieht. Die Laune handelt nach absolutem Belieben, die Willkür nach einem jede Rechenschaft verweigernden „Gutdünken".

Das häufige Vorkommen des Eigensinns in den Extremen der Lebensalter — beim Kinde und beim Greise — wie auch beim weiblichen Geschlecht, welchem Schopenhauer eine „geistige Myopie" nachsagt, leitet uns an, das unterscheidende Merkmal in einem Defect des Intellects, recht eigentlich in Bornirtheit, aufzusuchen; — und jene starrköpfigen (stubborn) und halsstarrigen (augenscheinlich, wie schon Eberhard gesehen, vom Stier entlehnte Metaphern!) Männer, denen mit Vernunftgründen nicht beizukommen ist, leiten so wenig wie die Thiere, die sich durch Eigensinn auszeichnen (Rind und Esel), von dieser Spur ab. Ja, es ist geradezu eins der traurigsten Symptome überwuchernder Greisenhaftigkeit, sich mit zähem Eigensinn in der Unfähigkeit zur Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht zu verhärten und kein noch so trügerisches Raisonnement plumpester Sophistik zu verschmähen, um damit den Rest eines immerhin noch widerstrebenden Gewissens zu beschwichtigen. Wo solch bornirte Ehrlichkeitsvelleität auf dem Throne sitzt, da feiert die rabulistische Gesetzesdeutelei ihre Orgien — und ganz von demselben Genre ist ja der Misbrauch, welchen frömmelnder Fanatismus mit der Scrupulosität des alternden Louis XIV. treiben durfte. (Es gibt ja überhaupt eine Tendenzlogik, die man einen ehrlichen Selbstbetrug nennen möchte, wo wirklich unbewußt der Wille dem Kopfe sogar die Denkgesetze, nicht blos den Denkinhalt, vorschreibt.)

Für jene Schatzkammer der Weisheit im Kapitel „Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein" („Die Welt als Wille und Vorstellung", Bd. 2) liefert gerade die Beobachtung des Kindesalters wahre Cabinetsstücke, und der Eigensinn selber ist so gut ein solches wie die Thatsache, daß von allen Formen der Sprache das Kind zuerst den Imperativ verstehen lernt und selber, kaum stammelnd, seine Umgebung mit einem ewigen „N. will das oder das" verfolgt. Damit haben wir aber schon die beiden Elemente des Eigensinns: es bedarf, um ihn zu erzeugen, nichts als ein Wollen und ein Hemmen dieses Wollens — und je mehr letzteres als wirklicher Zwang, etwas zu thun oder zu unterlassen, auftritt: desto energischer reagirt der Wille — insofern hat jeder Trotz sein Correlat an einem irgendwie gegen den Willen wirkenden Zwange. — Ueberall sehen wir die Selbstbehauptung um der Selbstbehauptung willen, den seine Motive rein nur aus sich und seiner angeblichen Selbstgleichheit schöpfenden und eo ipso sich der rationellen Motivation entziehenden Willen: ein Sich-nicht-von-außen-afficiren-lassen-wollen; und was Mommsen in seiner „Römischen Geschichte" von Antiochus dem Großen von Syrien sagt: „er wurde beherrscht von der Furcht beherrscht zu werden", liefert hiervon eine exemplarische Specialität. Insoweit der so sich verhärtende Wille bereits einen anderweitigen Inhalt hat, sprechen wir auch wol von Eigenwillen, im Unterschied vom Eigensinn, und dieser letztere bezeichnet alsdann die noch abstractere, ganz formale, meistens nur negativ — im Verweigern — sich äußernde Beharrung. (Diese unsere Auffassung des Eigenwillens enthält zugleich die durchgreifendste Abweichung von der in diesem Punkte ganz vagen Darstellung Eberhard's, für welchen gerade umgekehrt der Eigenwille die abstractere Form ist.)

Der Eigensinn als solcher ist also wesentlich ohne materiales Princip, während der Eigenwille des Greisen an früher aufgenommenen Gehalt sich festklammert, alten Haß

und alte, nicht minder ungerechte, Vorliebe nicht fahren lassen will — weil „die Empfänglichkeit des Intellects für andere Eindrücke und dadurch die Beweglichkeit des Willens durch hinzuströmende Motive abgenommen hat“ („Die Welt als Wille und Vorstellung“, 2. Aufl., S. 240; 3. Aufl., II, 267). Und wie ganz dasselbe auf dem Felde der Theorie gilt, zeigen ja jene starrsinnigen Köpfe, die nicht das geringste Stäubchen sich wollen abkehren lassen in der Rümpelkammer ihres Denkens.

„Caprice“ (wohl möchte man ein Wortspiel wagend das Etymon lieber in capere als in caper suchen) und Launenhaftigkeit sind dem Eigensinn ebenso eng verschwistert, wie Rechthaberei in der Debatte und Proceßsucht vor Gericht. Der Eigensinn will ja was er will nicht aus Interesse an dem erkannten Inhalt dessen was er will; sein Intellect befindet sich im Zustande permanenter Verstocktheit: der Halsstarrigkeit im Verweigern kommt nach Umständen die Hartnäckigkeit im Fordern und Erstreben völlig gleich; beide bestehen sogar mit großer persönlicher Einbuße auf einmal ausgesprochenen Vorsätzen; sie wollen eben nur zeigen, daß sie wollen und es ihnen nicht darauf ankommt, was es kostet, an solchem Wollen festzuhalten; und wenn alles, was außerhalb einer Causalitätsreihe aufzutreten scheint, ein Wunder heißt, so sieht in der That der reine Eigensinn aus wie ein psychologisches Wunder, eine Art von creatio ex nihilo liberi arbitrii indifferentiæ, denn seinem Thun (öfter Nichtthun) fehlen die begreiflich machenden Motive; gibt es doch sogar sonst sehr lenksame Menschen, die zu zeiten oder in einzelnen Stücken wider Willen eigensinnig sind (wenn sie etwa irgendwie blos „ihr Müthchen kühlen“ wollen oder von einer alten werthlosen Gewohnheit oder einer Pseudomaxime falscher Sparsamkeit, sei es in Hinsicht auf Zeit oder Geld, u. dgl. wie unter dämonischem Zauber sich gebannt fühlen) — eine contradictio in adjecto, die entweder einen „realen Widerspruch“ — Selbstentzweiung —

bezeichnet oder auf etwas wie Wahnsinn deutet — jedenfalls aber dem beizuordnen ist, was — vom forensisch-medicinischen Standpunkt — Dr. Justus Knop unter dem Titel: „Paradoxie des Willens oder das freiwillige Handeln bei innerm Widerstreben" (Leipzig 1863), behandelt hat. Genauerer Betrachtung hält freilich auch dies Wunder nicht stand, obgleich es dem „Wunder κατ' ἐξοχήν" — wie ja Schopenhauer die Einheit des wollenden und erkennenden Ich nennt — nicht allzu fern steht. Denn was den Schein erzeugt, als hätten wir im Eigensinn ein Beispiel jener absoluten Wahlfreiheit: daß die Motive dabei ganz immanente, „ganz im Willen liegende" wären, — das läßt sich als ein ebenso ungenauer Ausdruck wie etwa „Selbstbeherrschung" nachweisen. So wenig wie hierbei ein Selbst hinter dem andern agirend und bestimmend steht, ebenso wenig ist der Eigensinnige ganz unabhängig von Motiven. Sogar sein Grundmotiv: die unbedingte Selbstbehauptung in kahlster Abstraction nimmt jedesmal nach den besondern Umständen des Einzelfalls eine concretere Farbe an: — es kommen z. B. persönliche Antipathien gegen die Zumuthenden mit ins Spiel, wenn die blinde Selbstbejahung nichts will, als sich von andern nicht verneinen lassen — und so wie die sogenannte Selbstbeherrschung wesentlich besteht in der durch Uebung erworbenen oder doch verstärkten Fertigkeit, abstracte Motive ebenso stark auf sich wirken zu lassen wie anschauliche: so ist der Eigensinn gewissermaßen die auf ihrer Spitze sich wider sich selbst kehrende möglich höchste Potenzirung dieser selbigen Fertigkeit. Jedenfalls muß dem Eigensinnigen ein gewisser Grad solcher Selbstbeherrschung innewohnen; denn körperlichen Schmerz (z. B. Schläge bei Kindern) und dergleichen Reize erweisen sich bei ihm machtlos gegen die abstractere Regel: „ich will es" (oder: „will es nicht").

4. Die pädagogische Behandlung des Eigensinns.

Damit sind schon einige Winke gegeben für die so überaus schwierige Behandlung des Eigensinns. — Um den Versuch, ihn zu „brechen", wird es meistens ein misslich Ding sein; gemeiniglich reicht man weiter bei ihm mit dem Stab Sanft als mit dem Stab Wehe; denn eine Natur, die keinen Zwang leiden will, verhärtet sich am ehesten, wo sie eine auf solchen hinzielende Absicht gewahrt. Aber andererseits ist jede unweise Nachgiebigkeit ebenso verkehrt; denn sie reicht dem Eigensinn das Futter des „Verziehens" und „Verwöhnens". Also ohne auf das bedenkliche „Die Wahrheit wird wol in der Mitte liegen" unsern Rückzug zu nehmen, müssen wir doch eine Mischung von Strenge und Sanftmuth empfehlen — schon weil die Erfahrung lehrt, daß kluge Mütter allemal besser mit den „eigensinnigen Rangen" fertig werden als jähzornige Väter. Geduld! ist auch hier das Zauberwort — Geduld auch zur ruhigen Prüfung, ob der im gegebenen Falle zu behandelnde Eigensinn verspricht zum „liebenswürdigen" zu werden, also „ein Ton, wiewol ein verstimmter, derselben Saite ist, welche einst in charaktervoller Festigkeit erklingen kann"; oder ob er Symptom rücksichtsloser, alles, was ihr Widerstand leistet, vor sich niederwerfender Selbstsucht heißen muß, wofür das sicherste Kennzeichen sein wird, wenn er mit Heftigkeit fordernd sich geberdet. In solchem Falle mag man es immerhin mit dem Beugen und Brechen des Trotzkopfes versuchen, während in jenem andern als einzig richtige Methode ein ebenso festes wie freundliches Lenken des Intellects indicirt ist. Man gebe dem beharrlichen Willen einen vernünftigen Inhalt, so hat man ihn eben damit schon zum „Charakter" gemacht. Man ehre das an sich nicht verwerfliche Widerstreben gegen den Zwang als solchen insoweit, als man keine unmotivirten Gebote oder Verbote aufstellt und insbesondere sich hütet,

das Kind mit Scheingewährungen oder -Versagungen zu „necken“, was eben nichts anderes besagt als: den Eigensinn zwecklos zu reizen. Und weil ja das in vetitum nitimur zu allermeist eben von dem Eigensinnigen gilt, so fordere man nicht blinde Unterwerfung unter eine gänzlich unverstandene Autorität; — man warte das wohlberechtigte: Warum soll ich das thun oder nicht thun? gar nicht erst ab, dann braucht man es nicht als Naseweisheit — d. h. oft genug nur: „Unbequemlichkeit“ — abzuweisen; aber man lasse auch nicht schwächlich dem Kinde seinen Willen, wenn dieses als gebietender Herrscher aufzutrumpfen sich unterfängt oder seinen Eigensinn auch auf den Intellect ausdehnt und sich sträubt, „Vernunft anzunehmen“; — man zeige ihm vielmehr, wo es noththut, daß der Vernunft auch Macht beiwohnt, und anticipire so gewissermaßen das richtige Urtheil, welches sich dann meistens bald nachträglich einstellen wird. Und wo der Eigensinn mit Affect verbunden als Trotz, „Patzigkeit“, Unbescheidenheit, Ungebühr, Empfindlichkeit *) sich gibt, da bändigt man ihn am sichersten, indem man nicht „ungehalten“ wird, vielmehr an sich selber das Beispiel der Selbstbeherrschung, des Niederkämpfens aufbrausenden Unmuths, darbietet, mithin imponirt durch den Augenschein, daß die Vernunft die Herrschaft in Händen hat. — (Umgekehrt ist es bei „indolenten Schlafmützen“ oft gerathen, wenigstens nicht übel angebracht, dem „heiligen Zorn“ einen energischern Ausdruck zu leihen, als der eigenen momentanen Erregtheit entsprechen mag: solch ein Zögling

*) Empfindlich ist, wer mit verhaltenem Widerstreben zu erkennen gibt, er halte irgendeinen Vorwurf für nicht verdient oder wittere in einer wohlgemeinten Vorhaltung die Absicht zu kränken. (Empfindlichkeit ist also nicht zu verwechseln mit einer Unzufriedenheit mit sich selber, die sich bei ertheilten Verweisen als Betrübniß äußert.) Demgemäß bedarf es gar nicht erst des „Aufmuckens“, um das Urtheil zu rechtfertigen, ein Tadel sei nicht mit Bescheidenheit hingenommen.

muß sehen, daß man „auch böse werden kann"; damit er einen heilsamen Choc bekomme und nicht seinen Stumpfsinn mit weiser Mäßigung verwechsele, noch umgekehrt diese mit jenem.) Kurz: die Vorschriften des Jesus Sirach über den rechten Gebrauch der Ruthe sind cum grano salis anzuwenden. Man sei so gerecht, von Kindern nicht mehr zu fordern als von sich selber: oft beseitigt man die Anwandlung eigener übler Laune ja auch nur durch Entfernung vom Anlaß zum Verstimmtsein. Daß darüber die Wahrheit des Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται nicht zu kurz komme, dafür kann man der Regel nach getrost das „Leben" sorgen lassen, welches schon Situationen herbeiführen wird, in welchen „die scharfen Ecken sich abstoßen". Wir wollen am allerwenigsten schwachmüthiger Verzärtelung das Wort reden und nur noch an Rousseau's Regel erinnern: „als vernünftig wird diejenige Strafe hingenommen, welche mit dem Charakter einer naturnothwendigen Folge seines Thuns an den Bestraften herantritt", — um anhangsweise auch zu diesen Kapiteln wieder unsers Flattich Zustimmung einzuholen. Seine richtige Grundanschauung leuchtet uns schon aus einer scheinbar hier kaum hergehörenden Bemerkung entgegen, die offenbar das über die Principienreiterei Gesagte erhärten kann (a. a. O., S. 240). „Solange man im Wissen ist (nach moderner Ausdrucksweise: sich in der abstracten Theorie bewegt) und darinnen seinen Fortgang und Stärke empfindet, so ist man aufgeblasen. Wenn man aber ins Thun hineinkommt, und wenn man in der Welt soll brauchbar sein, so empfindet man gemeiniglich seine Schwäche und läßt den Muth sinken. Weswegen auch Practici viel verträglicher sind als bloße Theoretici." Und als locus classicus zum Eingang auf S. 397 (a. a. O., S. 301): „Es ist dem Menschen an seinem freien Willen sehr viel gelegen, daß er sich solchen von einem andern Menschen nicht will nehmen lassen, wie denn niemand wünscht, ein Sklave zu sein. Auch Kinder und

junge Leute wehren sich sehr um ihren freien Willen; daher (!) sobald man ihnen etwas verbietet, so wollen sie gemeiniglich nach dem Sprichwort Nitimur in vetitum eben das Verbotene. Absonderlich wird man in edeln Gemüthern wahrnehmen, daß sie von sich selber Gutes thun*) und aus eigenem Trieb was lernen wollen, sobald sie aber gezwungen werden, so geschieht es ihnen sauer" u. s. w. Dazu S. 444 und 454. Specieller auf die psychologisch indicirte Behandlung des Eigensinns von seiten der Erzieher gehen folgende Stellen ein (a. a. O., S. 297): „Man muß junge Leute vor dem Eigensinn soviel wie möglich bewahren, aber nicht meinen, als wenn man mit Gewalt ihn brechen und nehmen könnte", und das Folgende, welches — wie auch S. 298 — mit schlagenden Worten eine weise, Ueberlegenheit bekundende Nachgiebigkeit empfiehlt. Endlich S. 367: „Im Willen steckt eine größere Kraft, als man sich öfters vorstellt. Man denkt gewöhnlich, man könne einem den Willen durch Zwangsmittel schon machen; allein gewöhnlich, wenn die Zwangsmittel aufhören, so hört auch der Wille auf" u. s. w.

Schließlich sei noch des vielempfohlenen und bei manchen als Universalmittel gegen den Eigensinn beliebten Isolirungsverfahrens gedacht. Als Strafe kann es ebenso wie das, beinahe als seine ideelle Vorstufe anzusehende, Ignoriren des Eigensinnigen oft am Platze sein — als Präventiv oder Prophylaxis ist es mehr als bedenklich. Daß ein Kind, welches durch seinen Eigensinn sich auf sich selber stellt, dafür eine Zeit lang des geselligen Genusses entbehrt, ist ebenso sehr in der Ordnung, wie daß man ihm dadurch zugleich die Gelegenheit entzieht, seinen Eigen-

---

*) Dazu stimmt wörtlich der Volksspruch aus Deutsche Inschriften an Haus und Geräth (Berlin 1865):

Ein adelichs Gemuth
Thut von sich selbst das Gut.

sinn an irgendeinem auszulassen. Aber andererseits macht (wie unter andern Eberhard richtig bemerkt) der Eigensinn selber ungesellig, und die Isolirung wird dann gar nicht als Strafe empfunden — und umgekehrt: die Ungeselligkeit, das viele Alleinsein, zieht den Eigensinn groß. Insofern ist es gerathen, Kinder, die sich eigensinnig benehmen, viel mit ihresgleichen verkehren zu lassen, damit sie nicht immer nur sozusagen mit Respectspersonen zu thun haben, sondern sich an die statische Ausgleichung in jedem Gesellschaftsleben gewöhnen und so eine Ahnung davon bekommen, daß fremder Wille nicht nur in Form des von einer Autorität emanirenden Gebots oder Verbots dem unsern Schranken setzt, sondern für das bloße Zusammensein mit andern schon eine gewisse Fügsamkeit und Nachgiebigkeit die unerläßliche Bedingung ist. Man wähle deshalb zum Umgang mit eigensinnigen Kindern nicht besonders sanftmüthige und friedfertige Gespielen, sondern lasse gelegentlich einen harten Kopf am andern sich die Hörner abstoßen. — Und gemäß der negativen Natur, welche der Eigensinn meistens selber hat, ist bei ihm auch das negative Strafverfahren der Entziehung oder Versagung meistens besser angebracht als das positive der Züchtigung, und entspricht ganz der Regel Kant's: „wenn das Kind uns nichts zu Gefallen thut, so thun wir auch ihm wieder nichts zu Gefallen". Man denke bei Entziehung nur nicht etwa lediglich an eine Hungercur — sondern an Entziehung aller Art von Genuß, die der Tag in seinem Laufe dem Kinde verspricht. Doch eine Warnung sei hinzugefügt: ein ungerechter Ruthenstreich ist schlimm, aber er läßt sich endlich doch verschmerzen — eine (wenn auch nur scheinbar) aus bloßer übler Laune verhängte Entziehungsstrafe — vollends wenn dabei eine nicht alle Tage wieder angebotene Freude, ein Kinderfest u. dgl., was schon zugesagt war, nachträglich vorenthalten wird — wird zeitlebens nicht vergessen. Das wird fast jeder bezeugen können, der auf seine eigene Kindheit mit einigermaßen klarer Erinnerung zurückblickt. Es erfordert also

allerdings die Anwendung des Strafmittels der Entziehung noch größere Behutsamkeit als jede andere (aber es heißt über das Ziel hinausschießen, deshalb, wie neuerdings mehrfach geschehen, dasselbe überhaupt verwerfen zu wollen) — und nur der höchsten Autorität für das Kind kann seine Ausübung zustehen. — Die Sparsamkeit, mit welcher es zu handhaben ist, involvirt bereits, daß nur in ganz vereinzelten und besondern Fällen ein Erlaß solcher Strafe auf dem Wege der Amnestie statthaft sein wird. — Die Mittelstraße kann auch hierfür bisweilen durch eine Androhung führen, bei welcher man es zweifelhaft läßt, ob die Eventualität, für welche sie verwirklicht werden sollte, vollständig eingetreten oder nicht. Es muß auch dabei das Strafverfahren dem Vergehen parallel laufen, und was Jean Paul in seiner fein beobachtenden Weise an einer Stelle der „Levana" vom Nachzittern eines schon halbwegs überwundenen Trotzes sagt, rechtfertigt den Erzieher, wenn er auch sein Ultimatum nicht nach der Secunde vollstreckt, sondern eine sozusagen neutrale Pause des Unentschiedenseins zugibt. Hier nun aber stoßen wir an die Klippe des „Fackelns", die dem „Quackeln" so nahe benachbart ist. Das Verkehrte hieran besteht darin, gewissermaßen erst abwarten zu wollen, wie weit einer in seiner Widerspenstigkeit zu gehen gedenkt, statt sofort deutlich genug merken zu lassen: hier ist ein Riegel vorgeschoben. Dazu bedarf es nicht allemal des vernehmlichen oder gar polternden Zurufs: bis hierher und nicht weiter! Jedes Zaudern mit einer derartigen Willenskundgebung bringt die Gefahr mit sich, daß die Gegenstrebung Zeit bekomme, um sich über den Punkt hinauszusteigern, jenseit welches sie sich nicht mehr sofort am Widerstand brechen, sondern nur zu äußerster Kraftanstrengung erhitzen läßt. Ein Kind, mit dem wiederholt gefackelt worden ist, versucht's nun gern erst, ob der, wie es bald herausfühlt, ohne rechten Ernst angedrohte Strafact zur Vollstreckung kommen werde oder nicht. Daraus zieht sich von selber die Summe: wer einem

Kinde Nachsicht angedeihen lassen will, muß es nicht in Zweifel darüber lassen, daß nur schonende Liebe, nicht schwache Unentschlossenheit mit der fühlbarern Bestrafung verziehe; — denn sonst wird dies Verziehen zum Verziehen, als welches ja keineswegs blos im Verhätscheln besteht. Nichts ist unweiser als ein Verfahren, welches die Furcht vor Strafe ungeregelt läßt — ein Erwecken der Hoffnung auf fernere Milde läßt das Ausbleiben dieser als eine Ungerechtigkeit empfinden — wer einmal Milde als Willkür, d. h. unmotivirt, walten ließ, von dessen Hand erscheint fortan auch die gerechteste Strafe in den Augen des Zöglings leicht als ein Act der Willkür und macht „verstockt"; die Besserung für unnütz haltend, weil immer und überall ungerechte Strafe fürchtend, frevelt der Eigensinnige dann lieber darauf los, um die Strafe wenigstens mit dem Gefühle zu empfangen: er habe sie jetzt wirklich einmal verdient.

5. Wirkliche und scheinbare Charakterschwäche, gegen die Erscheinungsweise echter Willensstärke gehalten.

Der Eigensinn als die „Parodie des Charakters" führt uns darauf, gerade bei seiner Betrachtung nachzuforschen, welche Bedingungen es sind, deren Abwesenheit nicht gestattet, daß er für echten Charakter gelte. Schon das Bisherige enthielt einen Fingerzeig, daß dieser Mangel theilweise nur in der Unreife und Unkräftigkeit der Ineinsbildung von Wille und Intellect besteht. Allein wo auch im reifern Lebensalter der Eigensinn fortwuchert, da stoßen wir auf die dritte Antinomie, welche die Beurtheilung desselben erschwert. Denn in abstracto läßt sich nicht entscheiden, ob der Eigensinn auf einer gewissen Festigkeit oder auf einer Schwäche des Wollens beruht.

So sind es denn die verschiedenen Energiegrade des Wollens, welche an dieser Stelle noch nachträglich eine

selbständige Erörterung erheischen — und dieser das Wesen des Eigensinns zur Folie zu geben, wird sich als eine förderliche Methode erweisen.

Es verräth sich der Eigensinn alsbald als eine besondere Form der vis inertiæ des Charakters; und dabei ergibt sich ebenso bald, daß die vis inertiæ hier so gut wie überall anderswo eine doppelte Erscheinungsweise hat: Beharren in der Ruhe und Fortsetzen der einmal begonnenen Bewegung, bis eine überwältigende Gegenwirkung dieselbe aufhebt. Eigensinnig ist nicht minder, wer in träger Verstocktheit es sich nicht abgewinnen kann, aus seiner Indolenz sich aufzuraffen, als wer „mit dem Kopf durch die Wand" will, um seinen Vorsatz auszuführen. Mithin ist der Eigensinn gerade so vereinbar mit niedrigsten Schwächegraden der Spontaneität, wie mit kraftvollster Nachhaltigkeit der Reagibilität. Eigensinnig ist das launenhafte Weib, wenn es nicht aussprechen will, daß es seine Pflicht versäumt; und eigensinnig ist der schwedische Karl XII., wenn er sich darauf steift, die einmal gefaßten Plane durchzusetzen, wiewol sich eine Welt ihm entgegenthürmt. — „Den Verhältnissen nicht Rechnung tragen", ist das Kennzeichen des Eigensinnigen — mag er ein schwachmüthiger, anämatischer Dyskolos sein, wie der Goethe'sche „Tasso", oder ein cholerischer Heißsporn, sprudelnd vom Lebensmuth der Eukolie — wovon aus früher angedeuteten Gründen sich in der Geschichte freilich schwer ein Beispiel auffinden läßt, es sei denn etwa der lustige Feldmarschall Vorwärts in seinen jungen Jahren.

Was es aber mit jener Willensschwäche auf sich habe, die dem passiven Eigensinn Boden gibt, kann auch ein Charakter von kräftigster Spontaneität und ausdauerndster Reagibilität zeitweilig an sich erfahren, nämlich in solchen Gesundheits- oder Gemüthszuständen, die den Satz von der Unermüdlichkeit des Willens Lügen zu strafen scheinen — denn soll diese an dem nie ruhenden Herzschlag gemessen werden („Die Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl., II, 217;

3. Aufl., S. 240), so darf man die Augenblicke nicht vergessen, wo das Herz kaum vernehmlich klopft, ja momentan zu stocken scheint, wie in der Ohnmacht — und so „matt" wie die „Seele" selber ist — wo einer nichts, gar nichts wollen mag und nach Ruhe verlangt um jeden Preis — — wo jede Zumuthung, einen Entschluß zu fassen, wahre Folterqualen hervorbringt. Und das darf nicht etwa blos für ein Ermatten des Sensoriums, des Intellects, angesehen werden, der wol zuweilen die Anstrengung scheut, dem Willen Motive vorzuhalten, und damit diesen zur Unthätigkeit nöthigt; auch ist nicht blos an das Ablehnen sofortiger Prüfung der vorgehaltenen Motive zu denken — sondern an den Wahlact selber, welcher — will man einmal so scharf sondern — zuletzt denn doch immer Sache des Souveräns selber, des Willens, bleibt — denn sogar wo einem alle diese Mühe abgenommen wird — vielleicht durch Freunde, die zureden, oder Feinde, die drängen — da sehen wir dennoch den, momentan oder dauernd, schwachen Willen in seiner Neutralität verharren.

Das ist's ja, was man „Unentschlossenheit" nennt. Wer's aber sofort verächtlich findet, weil's die praktische Brauchbarkeit beeinträchtigt, der lerne unterscheiden zwischen den Entstehungsarten dieser Eigenschaft. „Wer nicht wagt, nicht gewinnt" heißt das eine Wort — aber „Gebrannt Kind scheut das Feuer" das andere. — Wer mit allem Wagen nichts gewonnen als — die Einsicht in die Vergeblichkeit seines Bemühens, der verliert zuletzt die Lust, auf neue Versuche der Initiative sich einzulassen. Wer keinen Kampfpreis mehr vor sich sieht, der ihn locken könnte, der besinnt sich ein Weilchen länger, ehe er zur Schlacht sich umgürtet. Wer der Fortuna noch ein Hurenlächeln abzugewinnen verschmäht, dem soll man's nicht verdenken, wenn er sich ihr gegenüber in den Schmollwinkel setzt. So sahen wir ja schon früher die Mutter Dyskolie, vom Unstern geschwängert, den Sohn Leichtsinn gebären — und aus derselben Ehe können die Töchter Zaghaftigkeit

und Verdrossenheit hervorgehen. — Auch der stete Druck von Verkennung, Verleumdung und Anfeindung kann die Kraft des Wollens endlich brechen — selbst die des elastischen Cholerikers und des zähen Phlegmatikers — nicht etwa blos die des glasspröden Sanguinikers und mürben Anämatikers.

Neben der Unentschlossenheit steht der Wankelmuth — von ihr jedoch auch dadurch verschieden, daß jene mehr nur ein Verhalten der einzelnen That gegenüber, dieser überdies eine Unbeständigkeit der ganzen Gesinnung bezeichnet. Wankelmüthig ist nicht etwa blos, wer leicht in seinem Muthe wankt — sondern jeder, der sich leicht „umstimmen" läßt. Auch der Charakterfeste läßt sich überzeugen — und eben, daß er triftigen Gründen nachgibt, macht das ihn vom Eigensinnigen unterscheidende Merkmal aus — aber nur der Wankelmüthige weicht schon der bloßen Ueberredung — und gesellt sich zum Wankelmuth noch einfältige Kurzsichtigkeit, so läßt er sich sogar bereden, beschwatzen, „begöschen", d. h. treiben wie die Gänse. Nicht jede Unzuverlässigkeit geht ja aus einem Verleugnen der eigenen Gesinnung hervor: es gibt ja eben ein Schwanken der Ueberzeugung selber, welches entsteht aus Mangel an Klarheit und Festigkeit des Intellects; und wenn auch zu bedenken bleibt, daß leichte Bestimmbarkeit des Intellects meistens mit ungenügender Constanz des Wollens zusammenhängt, so ist doch nur der ganz im Wollen liegende Mangel an Treue ein rein moralischer Fehler, als Untreue gegen sich selbst aus Mangel an Wahrheitsachtung, und in diesem Sinne bleibt es wahr: Treue gegen sich selbst ist die Voraussetzung jedes sittlichen Charakterwerths; während jener andere Wankelmuth seinen Sitz hat in der Communionsprovinz, auf deren, in solchem Falle sumpfigem, Boden kein fester, haltbarer Niederschlag von „Grundsätzen" (Maximen) sich hat bilden können. Und dabei ist auch dies noch zu bedenken: Es gibt einen Scheinmuth, hinter dem steckt ebenso viel Feigheit der

Selbstlosigkeit, die es nicht wagt, der Meinung und Zumuthung anderer zuwiderzuhandeln trotz drohender Nachtheile für den Handelnden selber, als hinter dem ehrlosen Gehorsam gegen Weisungen von oben bei andern ein trotziges Herausfordern des öffentlichen Gewissens stecken kann. Beides ist gleich gemein.

Es wurde oben S. 65 fg. die Treue die Tugend der Impressionabilität genannt — sie ist es natürlich nur im Sinne der Gefühlstreue — um diese zur praktisch sich bewährenden Tugend der *Ausdauer* und *Beharrlichkeit* (die ruhig bei dem, wozu sie sich einmal gestellt hat, ausharrt, bis die letzte Entscheidung eintritt, welche allem Harren ein Ende macht) zu steigern, bedarf es der Unterstützung durch eine nachhaltige Reagibilität — aber nur wo diese auch noch von einer starken Spontaneität getragen wird, concrescirt die wahre *Standhaftigkeit*. Dem entsprechend finden wir auch die Resistenzkraft gegen körperliche und Gemüthsleiden weniger garantirt beim Anämatiker c als bei dem, von ihm nur durch stärkere Spontaneität unterschiedenen, Phlegmatiker c und bei dem, durch seine rasche Receptivität nicht daran gehinderten, Choleriker a. Allein eine sichere Prognose läßt sich auch hier nicht a priori aufstellen; denn das soeben Gesagte erleidet unter anderm sofort schon dadurch eine Einschränkung, daß das Verhalten gegen physische Leiden dem gegen psychische keineswegs allemal parallel läuft. Manche anämatische oder cholerische Natur zeigt sich sehr bald gelähmt durch körperliche Schmerzen, während sie Seelenleiden mit bewundernswürdiger Spannkraft erträgt — und umgekehrt: mancher Phlegmatiker setzt uns in Erstaunen, indem er Shakspeare mit seinem:

> There was never yet philosopher,
> That could endure the tooth-ache patiently;
> However they have writ the style of gods,
> And made a pish at chance and sufferance —

oder Larochefoucauld's „La philosophie triomphe aisément

de maux à venir, mais les maux présents triomphent d'elle" scheint zu Schanden machen zu wollen; aber der kleinsten Gemüthsaufregung zeigt er sich nicht gewachsen.

Den Eigensinnigen sahen wir sich verschließen gegen die Einsicht, daß „Umstände die Sache verändern" müssen; der Charakterfeste stellt nur da den „edeln Trotz" der Unbeugsamkeit entgegen, wo es sich um Zwecke handelt, die solchen Aufwandes von Kraft werth sind, wo also derselbe vielleicht im Dienste sittlicher Aufgaben jeder Versuchung zum Abfall widersteht; während der Charakterschwache überall, mag auch der guten Sache noch soviel damit „vergeben" werden, bereit ist „sich anzubequemen" dem, was er mit beliebtem Euphemismus für „die Logik der Thatsachen" ausgibt; — so verdirbt er es mit allen, weil er es „jedem recht machen" will. Denn das ist es ja, warum die „Halben" sich von beiden Seiten den erbittertsten Haß zuziehen, daß man am wenigsten denen zu verzeihen bereit ist, auf deren Hülfe man meinte rechnen zu können. Mit denjenigen Feinden, welche naturgemäß auf unserer Seite stehen müßten, dünkt's uns am schwersten, jemals wieder Frieden zu machen, und in dieser Beziehung treten die unentschiedenen Freunde oft den ganz Abtrünnigen nahe genug.

Aus diesen Gegenüberstellungen erhellt, daß sowol vom ethischen wie vom utilitarischen Standpunkt es um die abstracte Beharrlichkeit eine res media et ambigua ist, und damit also auch jede dualistische Moral, welche in abstracto die Brechung des Eigenwillens zum absoluten obersten Gesetz erhebt, ihr Fundament verliert. Hierbei soll freilich nicht übersehen werden, daß der Eigenwille, trotz seiner sozusagen virtuellen Indifferenz, in seiner Actualität allerdings öfter egoistisch als aufopfernd erscheint; allein das liegt ja nicht an seinem Wesen selber, sondern an der vorherrschenden Nichtswürdigkeit der menschlichen Natur in ethischer Beziehung.

Und wenn das Lob, welches der „Beharrlichkeit", „Willensfestigkeit", „Ausdauer" u. s. f. gespendet wird,

auch meistens rein utilitarisch von der χρηστότης seinen Maßstab nimmt, so bleibt es im Vergleich zum bloßen Eigensinn doch ein unbestreitbarer Vorzug, daß man an jenen Eigenschaften mehr hat als eine ganz abstracte Unnachgiebigkeit; vielmehr ein Festhalten an positiv bestimmten, klar gewollten, d. h. von Einsicht und Urtheil vorgezeichneten, beziehungsweise vorgeschriebenen Zielen und Grundsätzen, wenn auch immerhin diese nach ihrem ethischen Werthe ebenso oft verwerflich als billigungswerth sein mögen. Schon was den Knaben „starrsinnig" macht, steht nicht selten auf einer Grundlage, welche vor der ethischen Beurtheilung ihr Ressort hat: der englische Master wird es aus Streben nach Bewahrung seiner independence, der pariser Gamin aus dem seiner Eitelkeit entspringenden point d'honneur, der Friesenknabe, weil sein Rechtsgefühl verletzt ist, der Deutsche überhaupt, weil man seine Individualität antastet.

Was wir „Charakterfestigkeit" nennen, was zugleich als das specifische Ehrenattribut des Mannes — als „Mannhaftigkeit" — geschätzt wird, beruht ja auch, wie oben gezeigt, nicht so sehr auf einem bestimmten Grade der Stärke oder Energie des Wollens qua solchen, als es vielmehr der Ausdruck für die Einheit in dessen Richtungen und das von der Vernunft und dem Verstande bestimmte Sich-in-allen-Umständen-gleich-bleiben ist. Solcher „Simplicität" steht das in sich getheilte, zwiespältige Doppelwesen gegenüber. Jene hat den Vorzug, nicht „irre gemacht" zu werden, nicht mit sich selber in Widerspruch zu gerathen; die Zwiefachen sind dagegen zweierlei je halb und halb, nichts ganz, denn die Hälften ihres Wesens passen nicht zueinander: so fehlt mit der Einheit die Ganzheit — in ihnen agiren ein „besseres Selbst" und „das Gemeine, woraus der Mensch gemacht", widereinander; sie oscilliren zwischen den Gegensätzen, ohne jede Sicherheit der Gravitation, ohne Einheit des Ziels und des Centrums, und das eben ist es, was sie der Reue preisgibt. Wo aber jene

Einfachheit zur Einseitigkeit wird, welche gerechter Auffassung einer fremden Individualität unfähig macht: da bezeichnen wir sie als Geradlinigkeit. Als Tugend kommt jenes Sichgleichbleiben ungefähr mit der Treue auf eins hinaus — und sofern diese Gefahren, welche das egoistische Interesse bedrohen, standzuhalten hat, sofern sie „bewährt", „erprobt" sein soll, bedarf sie des Muthes, der virtus, der „Mannhaftigkeit", und wird im Verein mit dieser zur „Männlichkeit", auch da noch, wo für ihr eigentliches Geheimniß es gelten muß, daß man die Kunst verstehe, wie man sich die Gegenmotive fern genug halte — denn auch dies erfordert Ausdauer in der Uebung.*)

So sehr ist für die Achtung vor Charakterfestigkeit ein Handeln nach Grundsätzen vorausgesetzt, daß eine Verwechselung zwischen Besitzen und Befolgen von Maximen möglich wird; denn es gibt einzelne Früchte des Intellects, die wie welche des Willens aussehen und dafür genommen werden: daher imponirt eine fest ausgesprochene Weltanschauung und Lebensauffassung leicht den Frauen, weil sie dieselbe für den Ausdruck festen Charakters halten, selbst wo alle übrigen Symptome der Männlichkeit: Muth, Entschlossenheit u. s. f. fehlen. (Und ein Rechnen darauf, daß so der Schein für Sein genommen werde, ist eigentlich auch der Instinct, welcher bei allem Renommiren und Bramarbasiren leitet.) — Aus einem ähnlichen Irrthum erwächst die häufige Unterschätzung des sittlichen Werths der Beharrlichkeit in den Fällen, wo diese mehr nur negativ sich bethätigt; als ob es nicht ebenso decidirter Vorsätze bedürfte, um liegen und sein zu lassen, was man einmal aufgegeben, wie dazu, festzuhalten, was man einmal ergriffen, oder fortzuführen, was man begonnen hat. Viel-

*) Hierzu mag man die Betrachtung vergleichen, welche Goethe über das Wesen des Charakters im engern Sinne anstellt unter der Ueberschrift „Newton's Persönlichkeit" in: Geschichte der Farbenlehre (Ausgabe in 40 Bänden von 1840, XXXIX, 292 fg.).

mehr ist ja jede Ueberwindung eines Affects bereits eine solche partielle Selbstverneinung, und diese wol gar die einzige Form, in welcher sich wahrhaft von einer Selbsterziehung reden läßt. Auf diesem negativen Wege wird der Charakter „gestählt"; ist der Wille erst darin geübt, bestimmte Dinge entschieden nicht zu wollen, so kommt das positive Wollen wol von selber nach — hat sich einer erst gewöhnt, Rettung vor der That in Flucht vor dem Gedanken an dieselbe zu suchen mittels gewaltsamer Ablenkung der Vorstellung von derselben: so werden ihn Affecte auch nicht mehr ganz so leicht überraschen; steigert doch erfahrungsmäßig Gewährung der Leidenschaft diese selber, weshalb ja ein Hauptaugenmerk der Erziehung stets das prophylaktische bleiben muß.*)

Allein es ist noch andere Doppelheit in der Erscheinungsweise der Charakterfestigkeit enthalten, als die der negativen und positiven Bethätigung; nämlich der Unterschied der mehr activen und der mehr passiven Beharrlichkeit: jene will gewinnen, erobern; diese festhalten, bewahren, setzt deshalb auch oft sehr wenig Energie an die Verwirklichung von Absichten, widersteht aber mit desto größerer Zähigkeit jedem Ansinnen, ein Streben oder einen Besitz aufzugeben; thut oft nur matte, schlaffe Schritte,

---

*) Also auch hier wieder haben wir eine Erklärung, warum völlige Enthaltsamkeit leichter befunden ist, als blos einschränkende Mäßigkeit — bei dieser wird das Wollen doch immer wieder sollicitirt. Man muß aber einen Gegenstand des Begehrens sozusagen erst vergessen, d. h. denselben gewissermaßen ganz aus seinem Vorstellungskreise verbannt haben, um von seiner Einwirkung frei zu werden. Sobald ein Motiv wieder lebendig in die Seele eintritt, ist es auch als Versuchung da, und damit die Möglichkeit des Rückfalls. Nur wo das Wollen sozusagen stillschweigend aufhört, erkennen wir eine Möglichkeit des quietistischen Nolle; wo dieses dagegen als ein positiver Willensact, als eine Willensäußerung mit dem Inhalt: ich will nicht, auftritt, da entgeht es der dialektischen Chicane nicht, daß das Nolle nur eine besondere Form des Velle, nicht dessen Verneinung sei.

um sich dem gesteckten Ziele zu nähern, behält es aber dennoch immer im Auge, wenn oberflächliche Zuschauer schon längst meinen mögen, es sei darauf verzichtet, — weil der Zähe allerdings etwaigen Opfern, wie jede Beschleunigung des Erreichens sie erfordern würde, aus dem Wege geht und sich auf ein scheinbar ganz indolentes Abwarten legt. In politischen Conflicten führt dies zum sogenannten „passiven Widerstande", und daß selbst cholerische Nationen dies Mittel unter Umständen nicht verschmähen, haben die Italiener gezeigt.

Endlich aber ist die Charakterfestigkeit auch nicht ohne weiteres identisch mit dem, was „erworbener Charakter" besagt, sofern dieser von intellectueller Klarheit, dem Erreichen einer gewissen Stufe intellectueller Ausbildung, von jener Selbstgewißheit bedingt ist, welche nur die Befolgung des γνῶϑι σεαυτόν verleiht, während jene eine, unter obiger Einschränkung, von intellectueller Entwickelung unabhängige, primitive Eigenschaft ist. Als solche aber prädisponirt sie allerdings sehr zur „Erwerbung" eines Charakters, — weil sie von Hause aus einfacher ist in ihren Strebungen, so überschaut der Intellect, wo sie vorhanden, leichter den Inhalt des eigenen Wollens und Könnens als bei einem schwankenden Wollen, das an sich zugleich sehr wohl ein kräftiges sein kann. Ebendies gibt der Charakterfestigkeit den Werth der Zuverlässigkeit, welche selbst da einen, der sittlichen Achtung verwandten, Respect abnöthigt, wo sich die Einheitlichkeit des Wollens auf Böses richtet. Und so wenig ist das davon eingeflößte Gefühl bloße Furcht, daß sogar der dadurch Bedrohte aus der Garantie, welche ihm das βέβαιον eines starken Mannes, im Vergleich zur Haltlosigkeit des Schwächlings, gibt, eine Art von Beruhigung schöpft, sofern er dasselbe nicht im nächsten Augenblick schon auf einer andern Fährte zu betreffen fürchten muß. Kurz: Charakterfestigkeit ist die conditio sine qua non für einen ἀνὴρ χρηστός.

Und zu demselben Resultat gelangen wir, wenn wir

vom Gegentheil: dem Wankelmuth, ausgehen. Hat Schopenhauer recht: Verachtung ist Sache des Kopfes, wie der Haß Sache des Herzens (sodaß man sich durch Verachtung wappnen kann gegen das Verzehrende des Hasses), so bekräftigt gerade die Verächtlichkeit des Wankelmuths, der Wetterwendigkeit, unsere Auffassung; denn es ist kaum je eine intellectuelle Unfähigkeit, was den Mann von schwankender Gesinnung abhält, feste Grundsätze zur Richtschnur seines Handelns zu machen, sondern engherzige Sorge um das eigene Wohl, also das eigentlich Gemeine und damit der Geringschätzung Verfallende. Als eigentliche Gesinnungslosigkeit affectirt die Unzuverlässigkeit zuweilen geradezu Gleichgültigkeit gegen sittliche Grundsätze, um den Abfall von eingegangener Consolidarität durch einen Rückzug auf ein skeptisches Bekritteln der Rechts- und Moralprincipien zu maskiren, das in seiner Feigheit doch die letzten Consequenzen zu ziehen gar sehr sich hütet; oder sie versucht, sich in den Schein vornehmer Verachtung dessen zu hüllen, was sie als bloße Aeußerlichkeiten, Kleinigkeiten und leere Formalitäten geringzuschätzen vorgibt; oder sie heuchelt Respect vor angeblich „höhern“ Rücksichten — alles, weil solchen Leuten, was ihnen mit der Larve des Sittlichen dienen soll, lediglich im Kopfe und nicht im Herzen steckt. Deshalb verkriecht sich der Schwächling so gern hinter „Ausflüchte“ und verweist zur Beschönigung seiner Schwäche — wie auch Weislingen im „Götz“ — auf nebensächliche Pflichten. Er möchte sich und andern einreden, daß sein Zaudern oder (was noch gewöhnlicher sein wird) sein Wiederaufgeben schon für fest gefaßt angesehener Entschlüsse aus edlern „Rücksichten“ hervorgehe, und beruft sich wol gar in demselben Augenblick auf sein „Gewissen“, wo klare Auseinandersetzungen seinem bessern Wissen und Wollen zu Hülfe kommen möchten, aber umsonst, weil die Eindrücke kleinlicher Nebenmotive übermächtig bleiben, oder ein Motiv, welches schon immer vorhanden gewesen, ja sogar früher schon „in Er-

wägung gezogen", jedoch damals verworfen worden ist, jetzt in lebendigere Anschaulichkeit getreten — und erst wenn hernach die Beschämung da ist, bereut er es, nicht der Stimme gefolgt zu sein, die auch aus der Tiefe seines eigenen Innern herauftönte. Und solches dem bessern Selbst Zuwiderhandeln verträgt sich ebenso wol mit großer Stärke der Spontaneität, wie große Festigkeit harmonischer Treue gegen sich selbst mit der schwachen Spontaneität etwa eines Anämatikers c, dessen Stärke in der Nachhaltigkeit seiner Reagibilität besteht.

6. Wesen und Arten der sogenannten Charakterlosigkeit.

Aber nun verlangt die Charakterlosigkeit mit der analogen Doppelheit ihres Wesens um so mehr gerade auch an dieser Stelle eine selbständige Betrachtung, als der Eigensinn meistens mehr mit ihr als mit ihrem Gegentheil gemein hat.

Zunächst nämlich ist Charakterlosigkeit synonym mit Flatterhaftigkeit. Da ist sie ebenfalls eine primitive und demgemäß auch — z. B. bei den Franzosen — als Nationalkriterium auftretende Eigenschaft — sozusagen das Materiale zu dem, was formaliter von uns als sanguinisches Temperament bestimmt worden ist und als solches namentlich zur „Fahrlässigkeit" führt, — jene ψυχὴ ποικίλη, die vieles zugleich will, einen mannichfaltigen Inhalt des Wollens hat, dessen Richtungen sich deswegen nothwendig oft kreuzen und in ethische Conflicte führen müssen. Ein solcher Charakter weiß sehr wohl, was er will — er ist auch nicht etwa blos launisch oder scheinbar gesetzlosem Wechsel seiner Strebungen ausgesetzt — vielmehr schweift er von einem Ziel zum andern immer nur ab auf die Lockung eines bestimmten, sein inneres materiales Wesen

nicht minder kennzeichnenden Motivs hin.*) Diese „Vielseitigkeit" wird nothwendig zur „Zersplitterung" und erscheint, zumal bei kleinlichen Zielen als jene πολυπραγμοσύνη, deren genialste Form doch den alten Athenern so liebenswürdig stand. Bei solchem „Naturell" kommt es denn selbstverständlich nur äußerst selten zur Concentrirung aller Kräfte auf ein Ziel. Geniale Versatilität gibt leicht auch den Willensrichtungen eine entsprechende Polytropie — und hat z. B. einen Heinrich Heine der „Zerrissenheit"

---

*) Es ist ein sicheres Gefühl, welches die Weiber vor „denen mit den flackerigen Augen" (die Zigeunermutter in der ältesten Gestalt des Goethe'schen „Götz" — Goethe's Werke, XXXIV, 118 — spricht von den „Augen wie's Irrlicht auf der Heide" ihres Sohns) warnt; denn den pathognomischen Ausdruck der innern Unfähigkeit zu treuem Beharren überhaupt gibt der unstete Blick, und die Untreue in sexueller Beziehung ist wieder nur die zugleich elementare und typische Manifestationsweise allgemeiner Stetigkeitslosigkeit des Willens; wie umgekehrt ein heftig ungestümer Drang in dieser Richtung das Jugendleben einer ganzen Reihe später als Thatenmänner historisch berühmt gewordener Individuen charakterisirt. Die Ausschweifungen in Venere, in Baccho und im Spiel, von denen insbesondere die Biographien großer Feldherren zu erzählen wissen, bleiben eine charakterologisch beachtenswerthe Wahrnehmung, wiewol es auch an Gegenstücken nicht fehlt, welche sich durch eine im Grunde noch auffallendere Abwesenheit stürmischer Excesse auszeichnen — vielleicht hängt dies zum Theil mit dem posodynischen Gegensatz zusammen; wenigstens kann man auf solchen Gedanken kommen, wenn man die Heldennatur eines Epaminondas (oder des schwedischen Karl XII.) mit einem Alcibiades, Scharnhorst mit Blücher und Gneisenau, vergleicht. — — Sogar zu einem temporär-habituellen Schielen kann sich der doppelseitige Blick verfestigen — und auf der Präsumtion einer entsprechenden Wechselwirkung zwischen innern Willensschwankungen und der, von einer fehlerhaften Organisation der Augenmuskeln herbeigeführten, die Einheit der Seelenfunctionen eo ipso aufhebenden, Unsicherheit des Sehens mag es zuletzt auch beruhen, daß jedes starke Schielen den Eindruck des Unheimlichen, eine gewisse unbestimmte Divergenz der Augenachsen dagegen den des Hülfebittenden, Anlehnungsuchenden hervorbringt. Dann erledigte sich auch die Frage, welche Schopenhauer aufgeworfen, ob oder warum nicht jemals ein Genie geschielt habe (Schopenhauer's Nachlaß, S. 352).

überantwortet. Da will z. B. einer Freiheit und Schönheit — aber eben weil er beides will, verräth er abwechselnd eins über das andere — ein Zweiter will Wahrheit und Liebe und geräth darüber in ähnliche Widersprüche — ein Dritter, welcher Wahrheit und Schönheit zugleich erstrebt, ebenso und so fort in unerquicklicher Unendlichkeit. Kein Wunder also, daß vorzugsweise die Künstler als charakterlose Menschen verrufen sind — was sie lockt, was sie schaffen, ist ja das Schöne, der Schein — des Lebens Realitäten lernen sie nicht verstehen; können sich deshalb auch so selten in befriedigender Weise mit ihnen auseinandersetzen. — Das ist zugleich die Gefahr der überwiegend auf das Aesthetische gerichteten Erziehungsweise — denn „Grundsätze" werden nicht blos erprobt, sondern auch nirgends anderswo gewonnen als nur „im Strom der Welt". — Schiller hat seinem König Karl in der „Jungfrau von Orleans" manche Züge dieses Typus geliehen. Auch die fatalistische Berufung auf das unentrinnbare Verhängniß ist diesen beizuzählen; denn für solche große Bestimmbarkeit durch äußere Motive gilt das Gegentheil des ἔχω, οὐκ ἔχομαι. Deshalb hindert die große „Liebenswürdigkeit" nicht, daß selbst den Zuschauer etwas von jener Verachtung beschleicht, welcher Dunois den stärksten Ausdruck geben muß — gerade Dunois, weil ihm, als dem cholerischen Gegenbilde des Königs, am wenigsten verständlich ist, wie nicht die Mehrzahl jener an sich edeln Motive in einem Augenblick wirkungslos bleiben muß, wo Alles für Eines und Eines für Alles Handeln, nichts als entschlossenes Handeln, zu fordern scheint. Jener Inbegriff äußerer Bestimmungsgründe, welchen eben das Wort „Schicksal" befaßt — er drängt den Choleriker und Phlegmatiker gerade so unausweichlich auf ein Ziel hin, wie er das Wollen des Sanguinikers und Anämatikers in tausend Richtungen auseinanderzerrt und sein Wesen des letzten Haltes beraubt.

7. Fortsetzung. Windschiefe Charaktere.

Hierher mögen auch solche Menschen gestellt werden, deren Wesen im Gedränge des Lebens sich „windschief“ gezogen. Es besagt dies ungleich mehr als die bekannte, ihm synonymische Ausdrucksweise: ein Charakter habe „etwas Schielendes angenommen“. Letzteres nämlich geht zunächst nur auf eine zweideutige Doppelseitigkeit der Bethätigung, ersteres drückt aus, daß die innere Einheit selber alterirt sei. Der windschiefe Charakter kehrt sich niemals mit voller Fronte nach einer Richtung hin, bewegt sich vielmehr sozusagen wirklich gleichzeitig in zwei verschiedenen Ebenen, nicht blos abwechselnd, wie etwa derjenige, der „den Mantel nach dem Winde trägt“. Jedoch kann jenes allerdings die Folge der Angewöhnung an dieses sein. Es ist einer ganz bestimmten Klasse von Situationen eigen, nicht durchaus festen Charakteren solche Windschiefheit zu geben. Dieselbe macht sie zunächst unaufrichtig, aber man sollte meinen, wegen ihrer unselbständigen Kernlosigkeit auch lenksam — doch das ist nicht der Fall: wie ein windschiefes Bret schwerer ins Gerade zurückzubringen ist als ein einfach krumm gebogenes, so pflegt sich ein verstockter Starrsinn einzustellen, wo eine Individualität ihre einfach stetige Achse verloren — und niemand fällt es schwerer, mit offener Entschlossenheit aus verschrobener, peinlicher Beschämungssituation sich herauszuarbeiten, als den bedauernswerthen Wesen dieser Sorte. Wer zwischen einander widerstreitende Interessen hineingestellt ist und von keinem dieser beiden etwas einbüßen will, dessen Verschmitztheit wird auf unerfreulichste Weise fortwährend in Thätigkeit erhalten; nach jeder Seite gibt er sich nur halb, nach keiner einzigen Richtung ganz — und ein stetes An-sich-halten ist ein Hauptkennzeichen dieser Art Leute. Wie dabei insbesondere ihr „Gemüth“ Schaden nimmt, ergibt sich vorläufig schon daraus, daß dieselben Situationen, welche in

solche Gefahr bringen, auch das Vertrauen zu vergiften pflegen und damit die Anlagen zu einem unedeln Gemüth düngen; bis zuletzt hervorspringt, daß in der Achse des windschief um sich selber sich drehenden Charakters ein faustdicker Egoismus gelegen. Ebendarum behalten diese Windschiefen auch etwas so völlig Würdeloses. Würde hat das energische Stellungnehmen, Würde auch das schweigende, auf jede Stellung verzichtende Dulden — aber „würdelos“ ist, wie jedes kleinliche Gezänk, welches kleinlichste Ansprüche mit kleinlichsten Mitteln des Keifens und Maulens behaupten will, so auch das Sich-retiré-halten, welches dieses gemeiniglich ablöst, wenn Kraft und Muth zu mannhaftem Widerstande versagen — und Würde gewinnt nur wieder, wer aus Ekel an den erbärmlichsten Conflicten des Alltags sich in sich selbst verschließt — was man beileibe nicht mit gemeinem Schmollen verwechseln sollte, womit es nichts gemein hat als das Schweigen. Denn Schweigen ist gleichsehr die Waffe der Superiorität, welche ohn' alle Affectation „mit Verachtung straft“, wie der Inferiorität, welche im Bewußtsein verdienten Geducktseins jene nachäffen möchte. Aber während das Schweigen der Ueberlegenheit andeutet, der damit Gestrafte könne einen im Grunde gar nicht beleidigen — sein Sagen oder Thun „reiche einem nicht einmal bis an die Fußsohlen“, verräth das andere eine Empfindlichkeit, welche die eigene Ehre für leicht geschädigt erkennt — aber nur das Schwache ist leicht gefährdet.

In anämatischer Form stellen solche Halt- und Würdelosigkeit, als deren Specialitäten eine das windschiefe Wesen erscheint, historische Persönlichkeiten dar wie Jakob I. von England und Kaiser Friedrich III. von Deutschland.

8. Fortsetzung —: Charakterlosigkeit, verschieden nach den Temperamenten; Velleitäten und Sentiments; das eigentliche Lumpenthum — und Abschluß.

Aber es gibt auch eine cholerische Abart der Charakterlosigkeit — meist ein wahrhaft entsetzliches Geschlecht — oft nahe heranstreifend an die Erscheinungen der Tobsucht mit ihrem blind gewaltsamen Zufahren und Tappen im Dunkel der Leidenschaft — das ist ein der Affecthandlung verwandtes „Nicht wissen was man thut", weil man nicht weiß, wohin im tiefsten Grunde die eigene Willensrichtung strömt und steuert. Da begegnen wir den Gestalten rücksichtsloser Wüstlinge, die in ihrem souveränen Belieben sich gar nicht fragen, ob sie eigentlich in seinem ganzen Umfangen das wollen — zu vertreten gedenken — was sie durch ihre Handlungen bewirken. So werden sie — wenn sie „ausgetobt" — die Beute grimmigster Gewissensbisse — stürzen sich in weitere Betäubungen und werden so zu dem, was der Katechismus als leichtsinnige, muthwillige Sünder definirt. Byron — selber eine ποικίλη ψυχή cholerischen Temperaments — hat in seinem Manfred die „Idee" einer solchen Natur verkörpert.

Dieselbe Situation, welche den Phlegmatiker als Cunctator handeln läßt, kann den Choleriker zum drastischen Dreinschlagen treiben — aber der Sanguiniker entnimmt ihr höchstens die Lockungen des Leichtsinns, und der Anämatiker erliegt den von ihr veranlaßten Beängstigungen. Der Phlegmatiker setzt ihr die Ruhe des moralischen, der Choleriker die Kraft des physischen Muthes entgegen — der Sanguiniker die Affecte der Tollkühnheit, welchen rasch Verzagtheit folgen kann — der Anämatiker bekämpft sie mit dem Gewinsel der Verdrießlichkeit.

Hierzu stimmt auch, was L. Wiese in „Die Bildung des Willens" sagt (S. 10): „Ein Wille ohne Ruhe und Festigkeit . . . . ist kein Wille mehr, sondern ein kraftloses Wünschen und Mögen, wobei schließlich die Gewohnheit

oder der Leichtsinn und die Begierde den Sieg behält. (Die Scholastiker nannten dies «Velleitas»)", und ebendas., S. 15: „Willenlosigkeit rührt ebenso oft von Stumpfheit des Gefühls her, wie davon, daß es alle andern Seelenkräfte überwuchert und alles rasch ergreifen, aber bei keinem Gegenstande ausdauern läßt" *) — und nahe genug liegt es, dies Verhältnißpaar durch ein zweites zu einer Proportion zu erweitern: was die Velleität dem wahrhaften Wollen, das ist das Sentiment dem echten Gefühl gegenüber; und beide müssen selbst darin gleichgestellt werden, daß ebenso oft ein wirkliches Wollen als bloße Velleität, wie ein wahres Gefühl als bloßes Sentiment verdächtigt wird — in unserer reflexionzerfressenen Zeit zuweilen gar von dem Inhaber selber vor seinen eigenen Augen, und Leute wie Bogumil Goltz, die sich darin gefallen, mit ihren psychologischen Secirungen die feinsten Gefühlsfasern zu zerlegen, haben es zu verantworten, wenn sie eben dadurch die Krankheit verschlimmern, gegen welche das bloße Declamiren wahrhaftig nicht die rechte Panacee ist. **) Mancher hat wirklich Charakter, hat wirklich tiefes Gefühl und muß es sich von solchen splitterrichterlichen Seelen-

*) Aehnlich Flattich, a. a. O., S. 258 fg.: „Man muß unterscheiden zwischen einem rechten Vorsatz und zwischen einem fliegenden Gedanken und Wunsch. Denn gleichwie ein ordentlicher Mensch manchmal einen Raptum zum Bösen hat, also hat ein schlimmer Mensch manchmal einen Raptum zum Guten. . . . Man muß anders umgehen mit einem, der keinen eigenen Vorsatz hat, und anders mit einem, der nur einen halben hat" u. s. w. Dazu das Gegenbild, S. 341 fg.: „. . . . Leute, welche viel Feuer und Activität in sich haben. Denn träge Leute wünschen nur, und hingegen active und feurige Leute greifen sich wirklich an" u. s. w.

**) Und bei der Gemüthslehre werden wir derselben Antinomie wieder begegnen: unter dem Mikroskop der Seelenanalyse, wie ein Jean Paul es darauf stellt, kann selbst das so dichte und so glatte Gewebe der Liebe als die dunkeln, kurzgeschorenen Fäden eines Sammtstücks erscheinen, welche die selbstbetrügerische Phantasie aus dem Egoismus gesponnen.

anatomen schier ausreden lassen. Denn natürlich verliert jedes Gefühl seine naive Unbeirrtheit, sobald man es unter die Lupe hält, und jede Willensthat büßt ihre Unmittelbarkeit ein, sobald man sie vor den Richterstuhl eines künstlich gespannten und geschraubten Gewissens zieht.

Mit Nothwendigkeit tritt zuweilen gerade bei größter Festigkeit des Wollens der Schein des Gegentheils ein: wie ein Körper, dessen Schwerpunkt in Oscillation versetzt ist, hin und her schwanken muß, so kann ein Herz nicht zur Ruhe kommen und muß auch äußerlich unstet erscheinen, welchem ein unsicheres Ziel winkt, das weder verheißen noch versagt ist — und es muß um so stärker vibriren, je fester es trotzdem den Blick auf dasselbe richtet. Und mit derselben Nothwendigkeit erscheint ein Fühlen als blos gemacht, welchem eine viel verschlungene Fülle von Complicationen nicht gestattet, sich einfach geradlinig aus einer Direction seinen Inhalt zu ziehen — dann meinen alle diejenigen, welche sich selber nicht gern von Gefühlszumuthungen behelligen lassen, von Sentiments reden zu dürfen, als von bloßen „Gefühlsabstractionen". *) Ueberhaupt ist ja eine gewisse Gemüthlosigkeit Voraussetzung jedes moralischen Rigorismus — aus der Geschichte ist dafür der einzige Calvin Belegs genug — auch in seiner Kirche wurde jener einzige Schritt gethan, welcher zum Ueberschätzen der blos äußerlichen, aber absoluten Legalität

*) Daß es solche Abstractionen des Herzens wirklich gibt, soll gar nicht in Abrede gestellt werden. Dieselben verhalten sich zu echten Gefühlen wie schöne lebensvolle Gemälde mit blutfrischem Incarnat zu lebenden Gestalten von Fleisch und Blut. Wie jene, aus der rechten Perspective gesehen, unsern Sinn erwärmen können und ergreifen, so klingt's aus der Rede manches Predigers wie innige Gemüthstiefe — aber wie das Gemälde bei unmittelbarer Berührung nicht Wort hält mit vitaler Erwärmung, so verrathen sich solche Redner in ihrer Herzlosigkeit, sobald sie in individueller Beziehung, also insbesondere bei Casualreden, von dem abstracten Gemüthsschein zur concreten Herzerfüllung übergehen sollen. Darauf beruht schließlich die „Hohlheit" jeder bloßen Phrase.

führt. Man könnte vermuthen, diese Erfahrung beruhe darauf, daß solche Vertreter des kategorischen Imperativs und des: „so jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist es ganz schuldig" intuitiv — sich selber nicht bewußt — zu der Einsicht von der egoistischen Natur des Kantischen Moralprincips, wie Schopenhauer sie kritisch herausgestellt, gelangt wären; jedenfalls bringen diese Sittenrichter es über eine blos juristische Gerechtigkeit nicht hinaus, und je strenger sie in dieser sind, desto ungerechter werden sie gegen die ethische Incommensurabilität jeder Individualität als solcher. Was aber diese ganze Zwischenbemerkung mit der Definition von „charakterlos" zu thun hat? — dies: daß man bei derselben nicht behutsam genug zu Werke gehen kann in einer Zeit, wo dieser Begriff unter die landläufigen Schimpfwörter aufgenommen ist. Ebenjene Pseudo-Kantianer ignoriren total den Unterschied des intelligibeln und empirischen Charakters — was nicht in Thaten sichtbar und handgreiflich heraustritt, existirt für sie nicht — „Tüchtigkeit", „Brauchbarkeit" ist ja für sie, wie bereits S. 52 fg. gerügt werden mußte, der ethische Grundmaßstab — der antik heidnisch optimistische Begriff des χρηστὸς ἀνήρ führt sie zu dem Satze: „Die Schwäche ist an sich etwas Böses" (Julian Schmidt in „Grenzboten", Maiheft, 1860, S. 289); denn das ist die Consequenz jeder utilitarischen, vor allem auf politische Zwecke abzielenden Moral: sie sieht mehr auf die pragmatischen Folgen, als auf die innere, ethische Bedeutsamkeit der Handlungen *) —

---

*) Wenn wir neben Julian Schmidt auch Theodor Mommsen als einen Repräsentanten der „Gesundheit" aufführen, so gibt uns dazu nicht blos seine Römische Geschichte, sondern auch sein praktisches Verhalten zu den politischen Fragen der Gegenwart das Recht. Es ließ sich schon sozusagen a priori vermuthen, die „Gesunden" würden einer Vergewaltigung des einzelnen Volksstammes zum angeblichen Frommen der Gesammtheit das Wort reden — denn als Juristen von der „historischen" Schule war ihnen das „Recht" von jeher kein ethischer, sondern ein praktischer Begriff, dehnbar wie die publica

und weil die thatsächliche Geltung ihr alles ist, so kennt sie auch keine innere Tilgung einer Schuld, weil dadurch das einmal Geschehene, in den Zusammenhang der Causalreihe Getretene, nicht wieder ungeschehen zu machen ist. Ein so bornirter Realismus darf dann auch nichts gegen die Kehrseite seines eigenen Princips einwenden, auf welcher Lieblosigkeit nichts Verwerfliches hat, solange sie nicht zu „Thaten" der Bosheit führt. Das ist der Standpunkt des Criminalrichters, aber nicht des Ethikers, für den die einzelnen Thaten nur die trüglichen, vieldeutigen Phänomene eines verhüllten Ansich sind. — Schöne Menschen-

salus, welche dasselbe als suprema lex normiren soll. Diese Römlingsaffen wissen nichts von einem Recht der Individualität — alles Individuelle, und würde es durch Millionen von Einzelwesen vertreten, gilt ihnen nichts gegen die abstracte Gesammtheit — immerfort führen sie die Forderung im Munde: der Einzelne habe sich und das Seinige dem Allgemeinen unbedingt unterzuordnen, aufzuopfern — nur die Capricen ihrer ganz subjectiven Superklugheit wollen sie dabei stets stillschweigend ausgenommen haben — die stehen ihnen doch noch höher als das angebliche Allgemeine — von ihrem Allesbesserwissenwollen, ihrer recht eigentlich professormäßig-dünkelhaften Hochweisheit entnehmen sie den Maßstab der von ihnen behaupteten Zweckmäßigkeit — ihr „Zweck" ist aber nichts anders als die Verwirklichung des Zukunftsbildes, welches in ihrem doctrinären Schädel von der einstigen Gestaltung europäischer, und insbesondere deutscher, Staatsverhältnisse einmal ausgeheckt oder als importirtes Hirngespinst dahinein verpflanzt ist. Sie nennen sich „historisch" und schwatzen viel von „nothwendiger Entwickelung", aber ignoriren jeden Factor der Nothwendigkeit, der nicht in ihren Kram paßt. Das Concreteste was Deutschland hat: die scharf markirten Stammesindividualitäten existiren für sie nicht — darüber fährt ihr Nivellirungseifer mit rasirender Gleichmachung hin, und es wird nicht gefragt, ob etwa wirklich das, welchem das Uebrige gleichgemacht werden soll, auch das Bessere oder wahrhaft Nachahmungswürdige sei: genug, daß es das Attractionsfähigste zu sein scheint; vor dieser vorgeblichen Thatsache ziehen sie devotest den Hut und bestreiten demgemäß jedem einzelnen Stamme, als einem bloßen „Bruchtheil" der „Nation", das „Selbstbestimmungsrecht", — und was ihnen an Rest von besserm Wissen und Gewissen geblieben ist, dient nur dazu, ihre Forderungen zu verschwommener Unbestimmtheit zu „zerbreien".

kenner das, die nie einen individuellen Fall nach seinem nur sich selbst gleichen Wesen bemessen, sondern ihn nur unter die Formel zwängen — die beständig das: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ im Munde führen, aber selber keine andern Früchte treiben, als herzlose (euphemistisch: gesunde!) Kritiken — die naiv genug sind, zu gestehen, daß ein Menschenkenner ex professo nothwendig zum Misanthropen werden muß — und weil sie hiervor sich scheuen (sie müßten dann ja ihren politischen Projecten entsagen!), auch lieber jenes nicht werden, — — um sich mit desto größerer Suffisance dafür auszugeben!

Sind wir denn aber etwa gemeint, mit dieser Expectoration eine Apologie für die Charakterlosen zu liefern? — Nichts weniger als das! Vielmehr ist das, worauf wir dringen, die Würdigung der Gesinnung als solcher — und das entscheidende Kriterium bei der Frage, ob einer Charakter habe oder nicht, ist eben dies, ob er aus einer Gesinnung heraus handelt oder nicht? Gesinnung verhält sich in unserer sinnreichen Sprache zur einzelnen Sinnesäußerung, wie das Gebirge zum Berg, das Gestein zum Stein: ist die innere Einheit nur phänomenologisch selbständiger Individualexistenzen. Wer diese Sonde handhabt, der wird zuweilen klägliche Schwäche finden, wo andere wähnen, hohen Muth bewundern zu müssen, und umgekehrt. Dem genügt nicht eine buchstäbliche oder blos negativ dem Geschehenden widerstrebende Treue, sondern er fordert jene andere, welche auch dann noch, wann vieles verloren gegeben werden mußte, weil die Gewalt es raubte, bewahrt was bewahrt werden kann — vor allem jenes Kleinod im Heiligthum, das zu erbrechen keine Gewalt mächtig genug ist — jene stille Kraft, welche auch da noch segensreich fortwaltet, wo sie auf die Verwirklichung ihrer Bestrebungen verzichten muß. —

Die Abwesenheit dieser ist es, was einen zum Lumpen macht und wohlverdienter Verachtung preisgibt, weil ihm damit zu fehlen scheint, was erst das Individuum

zum Individuum, die Person zur Person macht und die einzige Grundlage des Anspruchs auf ein „Leben und Lebenlassen“ gibt.*) Dies ist die zweite Sorte von Charakterlosen, gegen welche gehalten jene erste der Schwächlinge noch eine hohe ethische Dignität besitzt. Die gesinnungslosen Wetterfahnen und Mantelträger, das ganze Heer der Renegaten und Apostaten, die sich ihre „Ueberzeugungen“ wie einen neuen Rock anpassen, die Hochverräther an Recht und Wahrheit auf Tribunal, Kanzel und Katheder, die grundsatzlosen Intriguanten, denen „jedes Mittel recht ist“, die glatten Verführer, welche das Gewissen ihrer Opfer einlullen — sie alle müßten hier aufmarschiren. Aber wer einen Lumpen kennt, der kennt sie alle. Nur bei einer gewissen brauchbar machenden Gewandtheit ist solche projectenmacherische Carrière, die es versteht, aus einer Stellung in die andere sich zu schwin-

*) Denn wie es ein Selbst ohne Egoismus gibt, so auch eine höchst egoistische Selbstlosigkeit — jene schwache Gutmüthigkeit, die es — nach dem Erfolge bemessen — am schlechtesten mit sich selber meint, aber auch Dankespflichten bald vergißt, weil sie gegen andere nicht treuer sein kann, als wie gegen sich selber. Ihr häufigster Typus ist jener sanguinische Schlappschwanz, der, einmal ins „Bummeln“ hineingekommen, nicht mehr im Stande ist, sich daraus aufzuraffen, und selbst da, wo scheinbar eine That des Desperationsmuthes von ihm vorliegt, nur feige handelt, indem er etwas von sich wirft, was keinen Werth mehr hat, sei es sein Leben, seine Ehre oder sein Amt, und bei solchem Scheinheroismus nur die Absicht verfolgt, endlich die Anklagen des eigenen Gewissens los zu werden, die sich beschwichtigen lassen durch den selbstbetrügerischen Vorhalt, einer „Idee“ sich geopfert zu haben. Mehr als ein in seiner gesellschaftlichen Stellung bereits Ruinirter ließ sich zum Ueberfluß auch noch politisch maßregeln, weil er nicht mehr ein noch aus wußte vor seinen Gläubigern, oder weil es ihm an der nöthigen Kraft zur Initiative gebrach, um ein Examen zu bestehen. Das sind die Situationen, in denen einer immer tiefer „versinkt“, und solche Menschen aufgeben, heißt nur, der Einsicht der Objectivität, nicht den Eingebungen der Herzlosigkeit folgen; denn man kann nun einmal niemand helfen oder aus dem Wasser ziehen, der nicht einmal mehr die hingereichte Hand festhalten will oder kann.

deln, überhaupt möglich. Verleugnen der Ueberzeugung ist der eminenteste Mangel an Charakterfestigkeit, Lumpenthum im entschiedensten Sinne. Wird die zuerst geschilderte Klasse leicht zum Spielball der Affecte und Leidenschaften, so folgt diese mit kaltem Blute allen Anreizungen ihrer Gemeinheit, welche zugleich Niederträchtigkeit ist. Meist vor Anwendung offener Gewalt feige zurückbebend, greift sie zur List und Tücke, selbst der schimpflichsten — gleichviel ob diese ein bloßes Uebertölpeln oder ein Ueberreden durch Sophistereien erreichen soll. Und ihre niederträchtige Feigheit zeigt solche „Dreckseele“ eben darin, daß sie getreten und geknetet sein will, nur gut thut, wenn man ihr mit Geringschätzung begegnet, weil man nur dadurch sich zu ihr auf den richtigen Fuß setzen kann, daß man sie „schlecht“, übermüthig, oder was unter anständigen Menschen „schnöde“ heißt, behandelt: dann geben solche Jammercharaktere „klein bei“, und man hat Frieden vor ihnen. Das sind solche Patrone, bei denen der leere Schall das Einzige ist, was man in Besitz behält, wenn man sie „beim Wort nehmen“ will — wie einem nichts als der angehängte Haarbeutel in Händen bleibt, wenn man einen Perrükenträger am Schopf zu packen versucht.

Als einer Specialität in diesem „wortlosen“ Genre mag noch des weitverbreiteten Unkrauts gedacht werden, das alsbald üppig in Samen schießt, sowie es mit seinem Düngemittel — Geldsachen — in Berührung gebracht wird.*)

---

*) Was über diese Species Lump in seinen „Feigenblättern“ Bogumil Goltz vorbringt, ist mir nicht zu Gesicht gekommen; immerhin aber bemerkenswerth, daß auch dieser ἠθολόγος ihr eigene Abschnitte widmet. Nicht das bloße Derangirtsein in finanziellen Verhältnissen stempelt zum Lumpen — sonst gehörte neben einem Lessing und Bürger sogar ein Pestalozzi darunter — sondern die Erfindsamkeit in kleinen Gaunereien, durch welche immer der Nächste noch frecher — keineswegs immer feiner, nicht selten nur um so plumper — „angeführt wird“, als sein leichtgläubig-gutmüthiger Vorgänger. Bald sind's bloße Beschwichtigungen, bald directe Unehrlichkeiten.

Wer hätte sie nicht schon beobachtet, jene traurige Stufenfolge allmählichen Versinkens, auf welcher — meist unter ängstlichster Bewahrung sonstigen „Anstandes“ — solche Leute hinabgleiten, die einmal der Gravitation des Schuldenmachens und Nichtwiederbezahlens verfallen sind! Gerade im sogenannten Ehrenpunkt pflegen diese Herren äußerst heikel zu sein, brausen auf bei allem, was noch so entfernt einer Beleidigung ähnlich sieht — würden „sich schämen“, einen schäbigen Rock anzuziehen und nicht überall etwas „Elegantes“ herauszukehren — aber jedem Gläubiger sehen sie frech ins Gesicht, die Lüge alsbald vergessend, mit welcher sie ihn vor einer Stunde schamlos hingehalten — wo sollten sie auch bleiben, wenn ihnen immer vor der Seele schwebte, was sie gesündigt schon in diesem Stücke? Doch mögen hiervon diejenigen Fälle expreß ausgesondert werden, wo der Fehler fast ganz auf Seite des Intellects zu fallen scheint — sie werden sich daran erkennen lassen, daß der „Leichtsinn“ alsbald mit der „Verlegenheit“ aufhört, also scheinbar eine moralische „Besserung“ eintritt, scheinbar, weil eine Veränderung den Willen kaum berührt, die vorwiegend in äußern Verhältnissen vor sich geht. Das Volksgefühl hat hierfür einen ziemlich sichern Maßstab: es urtheilt da gelinde, wo die bloße Unfähigkeit, sorgfältig über sein Vermögen zu „disponiren“, zu allerlei „schwindelhaften“ Nothbehelfen und Ausflüchten verführt — wo gar keine Leidenschaft, kein Gefühl, keine Willensbethätigung sichtbar ins Spiel tritt. Freilich, schlechthin ein ethisches Adiaphoron wird es auch dann nicht: läßt sich aus der Abwesenheit der nöthigen Energie auch kein Schluß auf „gut“ und „böse“ ziehen, und bleibt ein solches Verhalten auch gewissermaßen sui generis, das zum Theil unter den Begriff Trägheit muß subsumirt werden — so zählt doch diese selber zu den Dingen, die einen Mangel an indirecter, formaler Tugend beweisen, und im Hintergrunde ruht immer etwas von direct ethischer Substanz: Eitelkeit, Bequemlichkeit, Ueppig-

keit der Sinne — und je nach dem Intensitätsgrade dieser egoistischen Grundlage wird auch das Verdict strenger lauten, vollends wo anderweitige Heuchelei hinzutritt.

Noch vollständiger aber hängt diejenige Form der Charakterlosigkeit vom Intellect ab, welche wir als die letzte hier wenigstens kurz erwähnen müssen: die schlaffe Unselbständigkeit, welche ihren Schwerpunkt ganz in fremden Autoritäten hat — dem eigenen Urtheil nicht traut, an die eigenen Grundsätze keinen in sich selber ruhenden Glauben hegt und zu scrupulös ist, um mit halbem Glauben es darauf ankommen zu lassen — deshalb im Anlauf auch leicht verzagender Hypochondrie zum Raube fällt.

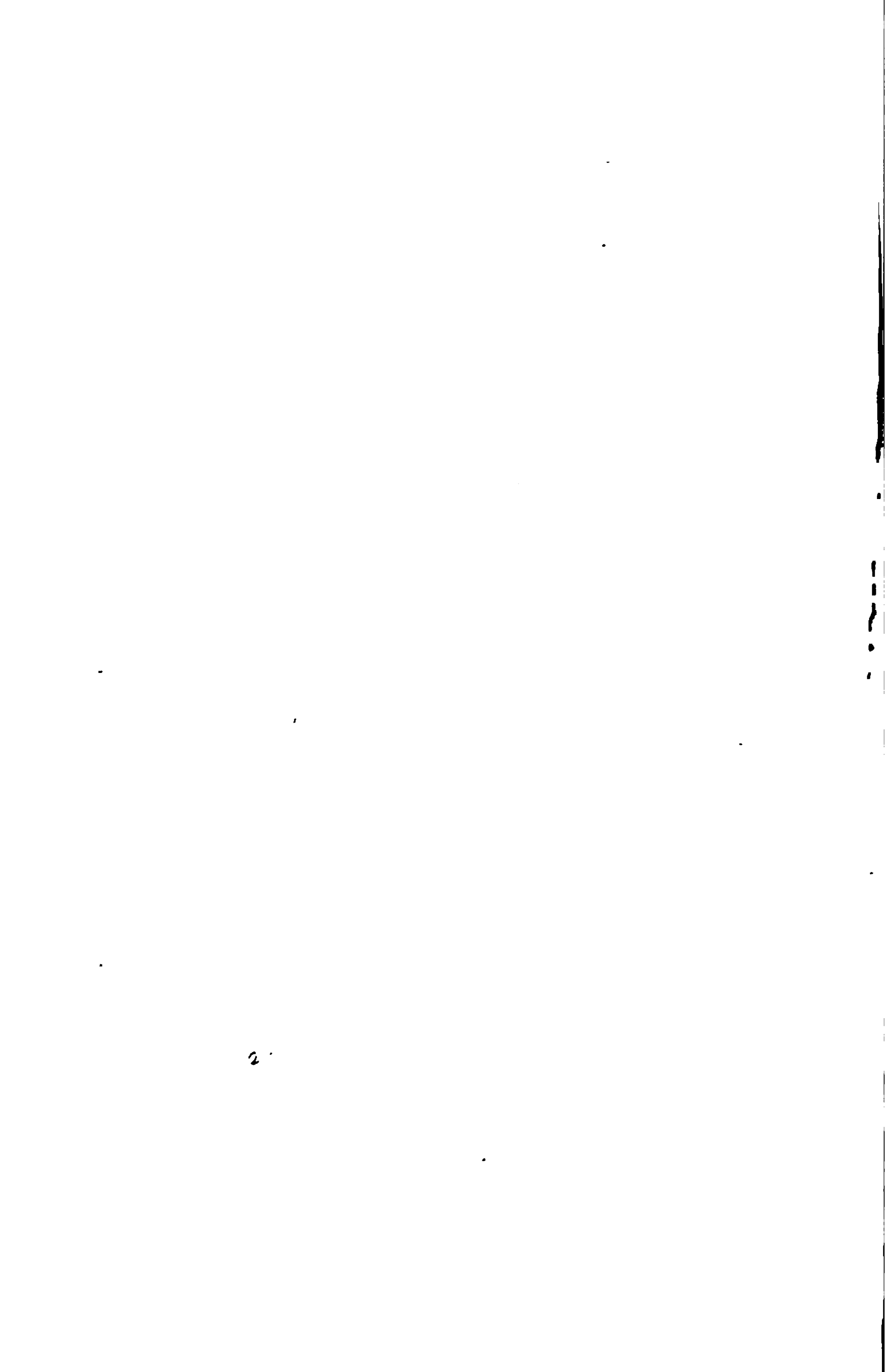
Und damit schließt sich gewissermaßen die Peripherie des in diesem Abschnitt über den Eigensinn und was dem anhängt von uns durchwanderten Kreises, in sich zurückkehrend, wieder mit sich zusammen: gerade wie solcher Charakterlosigkeit mit vernünftigen, der Reflexion entstammenden, Maximen und Regeln die feste Standarte fehlt, so bethätigt sich ja auch im Eigensinn ein ähnlicher Indifferentismus gegen die Vernünftigkeit — und das ist es, was ihn so unberechenbar macht, ihn so leicht umschlagen läßt in das Wollen des Gegentheils von dem eben noch Gewollten, sodaß es oft genügt, an die Stelle eines Gebots das entgegengesetzte Verbot treten zu lassen, um den Eigensinnigen zu dem zu bringen, wozu man ihn haben will. Denn auch jene Autoritätssklaven und das ganze servum pecus imitatorum kann man ja dazu vermögen, in einer ihrer bisherigen diametral zuwiderlaufenden Richtung sich fortzubewegen, wenn einem zufällig auch für diese ein αὐτὸς ἔφα zur Hand ist — sei es auch nur ein scheinbares oder verfälschtes — da rufen sie alsbald aus: „Ja dann freilich!“

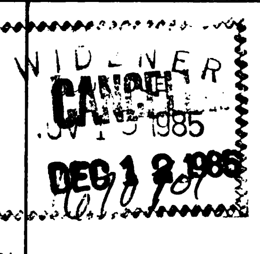
Berichtigungen.

Seite 10, Zeile 8 v. u., statt: und über, lies: über
» 58, » 11 fg. v. o., st.: und andere vorzuführen muß, im Gehorsam gegen ästhetische Gesetze, selbst der Dichter überhaupt vermeiden, l.: und andere, welche überhaupt vorzuführen, selbst der Dichter im Gehorsam gegen ästhetische Gesetze vermeiden muß,
» 79, » 7 v. o., st.: πρότηρον, l.: πρότερον
» 112, » 8 v. u., st.: Oginsky („Sehnsuchtswalzer"), l.: Oginski („Polonaisen")
» 393, » 7 v. u., st.: diese, l.: dieses
» 404, » 9 v. u. setze einen Punkt nach „quality"
» 404, » 18 v. u., st.: ad, l.: at.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.








Phil 176.3
Beitrage zur Charakterologie.
Widener Library
003947295
3 2044 084 582 048